Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

# Das Buch meines Lebens

Aus dem Schattenspiel meines Lebens

**Vierordt, Heinrich**

**Heidelberg, 1935**

urn:nbn:de:bsz:31-375559

Visual Library

Heinrich Vierordt

# Aus dem Schattenspiel meines Lebens

O 68 A
73,2

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

068 A 73, 2

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Oefteringi.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

# Aus dem Schattenspiel meines Lebens

Von

Heinrich Vierordt

(Das Buch meines Lebens. Zweite Folge)

Heidelberg 1935
Carl Winters Universitätsbuchhandlung

Verlags-Nr. 2491

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Gv

068 A 73,2

BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
KARLSRUHE

7

## Geleitspruch:

Duldsam sei das Herz und milde,
Bis der düstre Vorhang fiel –
Ist im letzten Grund doch Alles
Schattentanz und Puppenspiel!

Heinrich Vierordt
„Meilensteine".

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

# Inhalt.


| | | Seite |
|---|---|---|
| 1. | Schweinfurter Grün | 1 |
| 2. | Der ewige Raucher | 1 |
| 3. | Alt-Karlsruher Baum- und Gartenkultur | 2 |
| 4. | Eine Alt-Karlsruher Kasernenhofblüte | 3 |
| 5. | Aus dem Kinderparadies meiner Mutter | 4 |
| 6. | Eine alte Französin | 4 |
| 7. | Der Knöpflesfresser und mein einziger Gewinn im Leben | 4 |
| 8. | Der Kanzleirat Schmidt (1803—1869) | 5 |
| 9. | Tante Tschamerhells Altersgeiz und Jugendstreiche | 6 |
| 10. | Zwei Hundetrauerspiele | 7 |
| 11. | Die Totenuhr von Freiburg im Breisgau | 8 |
| 12. | Aus der Krinolinenzeit | 9 |
| 13. | Miß Johnson | 10 |
| 14. | Aus der Rolle gefallen | 10 |
| 15. | Die Katzen-Bachmanns | 11 |
| 16. | Überlinger Stadtmusikanten von 1864 | 13 |
| 17. | Der Bauchwehmann aus Liedolsheim | 14 |
| 18. | Der Grabstein als Gewissensrat, oder: Wie man sich alles auslegen kann | 14 |
| 19. | Kuhwarme Milch | 15 |
| 20. | Heilwissenschaftliche Moden | 16 |
| 21. | Herrenalber Kurgäste von 1868 | 17 |
| 22. | Stadtkindlichkeit | 18 |
| 23. | Eine Knabenerinnerung | 18 |
| 24. | Ein Küchenkulturbildchen aus der letzten Biedermeierzeit | 19 |
| 25. | Eine Biedermeierzeitschrift | 20 |
| 26. | Biedermeierbetrachtung | 20 |
| 27. | Eine Herbstfahrt zur Knabenzeit | 21 |
| 28. | Das weiße Gerippe von Tübingen | 22 |
| 29. | Ein Stücklein Schülerfrechheit | 23 |
| 30. | Eine Konfirmationserinnerung | 24 |
| 31. | 1870er Kriegspoesie | 24 |
| 32. | Ein Kabinettstück | 25 |
| 33. | Mein Wertheimer Tafelklavier | 25 |
| 34. | Gassenbildchen aus Alt-Wertheim von 1872 | 26 |
| 35. | Die Rigistiefel | 27 |
| 36. | Englische Königsgepflogenheiten | 28 |
| 37. | Angewöhnte Redensarten | 31 |
| 38. | Der Lehrer Fehr | 31 |
| 39. | Klassischer Geschmack im Norden | 31 |
| 40. | Ein altbadischer Geldprotz | 32 |
| 41. | Eine Lanze für die Birch-Pfeiffer | 32 |
| 42. | „Schach dem König!“ | 33 |
| 43. | Theater von einst und jetzt | 34 |
| 44. | Von einer Theaterfreundin | 35 |
| 45. | „Wo liegen Ihre Güter?“ | 36 |
| 46. | Ein „korrespondierender“ Traum | 37 |
| 47. | Pauline Viardot und Pauline Vierordt | 37 |
| 48. | Porträtmaler Wilhelm Füßli | 38 |
| 49. | Barbara Ubrik | 39 |
| 50. | Kora Perl | 39 |
| 51. | Es geht bei gedämpfter Trommel Klang | 40 |
| 52. | Wie es bei Ordensverleihungen zuweilen herging | 41 |
| 53. | Die Vorpostennacht bei Meckesheim | 42 |
| 54. | „Blumigs Zeugs“ | 43 |
| 55. | Wie ich vom Militärdienst kam | 44 |
| 56. | „Hawwe Se scho g'lade?“ (Haben Sie schon geladen?) | 45 |




BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Seite

57. Sartori und Lemaître . . . 45
58. Aus der Zeit der Verkehrshindernisse . . . . . 47
59. Das feinnervige Zeitgefühl, oder: Die Gefühlsuhr . . . 49
60. Geheimbegegnung mit Kuno Fischer . . . . . 50
61. „O. K." . . . . . 51
62. Das Geheimnis der Kabbala 53
63. Der Schwanenarm . . . . 55
64. Der Knobelsdorff von Durlach 56
65. Gamburger Nachtspuk . . . 57
66. Die Särge von Marrzell . . 58
67. Vorbildliches Beispiel eines Berliners . . . . . 59
68. Am Berliner Goethedenkmal 59
69. Berliner Studenten- und Kadettenscherze . . . . . 60
70. Berthold Auerbach und Goethes Gedichte . . . . . 60
71. Urteilswandel im Jahrzehntelauf . . . . . 61
72. Der Kranich im Garten . . 63
73. Der Essigmeister von Fallingbostel . . . . . 64
74. Die Bahnhofwirtin von Neckargerach . . . . . 66
75. „Wo's hinnere geht . . ." . 67
76. Das Bad in der Nute . . 67
77. Die Rast in Rheda . . . . 69
78. Seltsamer Zimmerschmuck . 71
79. Der Fäinschmecker aus Ostpreußen . . . . . 71
80. Gedanken am Fritz-Reuter-Stein . . . . . 71
81. Der gute Magen von Rostock 72
82. Der Venus-Geibel von Lübeck 73
83. Der Flügel-Landwirt aus Holstein . . . . . 73
84. Ein seltsames Grab . . . . 74
85. Das Grab eines Verschollenen 75
86. Von Denkmälern . . . . . 77
87. Das Gleimstift zu Halberstadt 78
88. Der Jagdhund von Porta . 79
89. Fräulein Boltes Schweinerippchen . . . . . 80
90. Melsungen . . . . . 81
91. Scheingeistlicher in Nord und Süd . . . . . 83
92. Schwarzes Bier in Breslau . 84
93. Mittelalterliche Wirklichkeitsvorstellung . . . . . 84

Seite

94. Das Falzbein aus Wiligrad 85
95. Preußisch-Mecklenburgische Dreigeschlechtlichkeit . . . 86
96. Julius Mosens Büste . . . 86
97. Dannenberg an der Jeetze . 87
98. Am Steinhuder Meer . . 88
99. Die Wiedertäuferkäfige von Münster . . . . . 89
100. Ein kleinfürstliches Stadtidyll 91
101. „M. L." . . . . . 91
102. Ein landwirtschaftlicher Wirklichkeitsmensch . . . . 92
103. Die Leipziger Hochschuljubelfeier . . . . . 92
104. Erinnerung an Weißenfels 94
105. Etwas aus dem seligen Theaterherzogtum Meiningen . 95
106. „Nr. 476" . . . . . 96
107. Der Flickschneider und die Karyatiden . . . . . 98
108. Der Rheinkahn . . . . . 99
109. Drollige Verwechslung . . 100
110. Verhängnisvolle Verwechslung . . . . . 101
111. Der Knappe von Rotenburg ob der Tauber . . . . 101
112. Der Kuckuck von Reutlingen 102
113. Ein mitteldeutsches Eisenbahngespräch . . . . . 103
114. Die Kellnerin von Lohr . . 103
115. Ein Sommerabend im Weinsberger Kernerhaus (1889) . 104
116. Burg Eltz . . . . . 105
117. Die beiden Trausnitz! . . 106
118. Gruß dir, Hölderlin! . . . 107
119. Bei Hölderlins . . . . . 108
120. Die Biertaufe von Osterburken 110
121. Ein Königstreuer aus Ingolstadt . . . . . 111
122. Etwas vom Druckfehlerkobold 111
123. Modernes Eheglück . . . . 112
124. Mein „Amerikanismus" . . 112
125. Alexander von Humboldts „Kartoffelkloß" . . . . . 113
126. Das kommt davon! . . . . 114
127. Noch ein Weizsäckerstücklein 114
128. Gepflogenheiten und Gewohnheiten Uhlands . . . 115
129. Wilhelm Raabes Scheu . . 115
130. Wie es mir mit Ernst von Wildenbruch erging . . . 116
131. Emil Mario Vakano . . . 117




BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Seite

132. Eine Wette . . . . . 118
133. Die Nachkommenschaft Darwins . . . . . 119
134. Die Dante lesende Arbeiterin 119
135. Die Verehrung Grillparzers 120
136. Hansjakobs Ungenauigkeit im „Zitieren" . . . . . 121
137. Zweierlei Meinungen . . . 122
138. Feodor Dietzens „Nächtliche Heerschau" . . . . . 123
139. Noch etwas von Feodor Dietz 124
140. Großherzogin Luise von Baden und Frau Major Scheffel . . . . . 124
141. Scheffels Gartenveilchen . . 125
142. Einiges Markgräflich Badische . . . . . 125
143. Der Fluch des Hauses . . 127
144. Schwäbische Dichter und Kunstgrößen . . . . . 128
145. Warum ich Gottfried Keller nicht persönlich kennenlernte 129
146. Ein Distichon der Tochter Freiligraths . . . . . 130
147. Dichterische Stoffwahl . . 130
148. Eduard Devrients Album . 131
149. Die Meisterschaft im Inschriftensetzen . . . . . 133
150. „Bruno Walden" . . . . 134
151. „Don Carlos" in Österreich 135
152. Schiller, der ewige Jüngling, oder: Zahlen beweisen nichts 136
153. Der glänzende Schillerkenner, oder: „Schiller, was ist das?" . . . . . 136
154. Die Proletarier von Weimar 137
155. St. Florian . . . . . .
156. Das angenehmere Badewasser
157. Bildchen aus Alt-Innsbruck
158. Zillertaler Rauchtopas . . 140
159. Der Abendbummel zweier Ungeheuer . . . . . 141
160. Pußtawasser . . . . . 142
161. Was man auf ungarischen Eisenbahnen erleben kann . 143
162. Was ein ungarischer Gasthofpförtner über Karlsruhe denkt 143
163. Kapellmeister Ziköra . . . 144
164. Die Romantik von Munkács 145
165. Eine Schenke im Kaiserpalast 147
166. Athen in Bern . . . . . 148
167. Der geschnitzte Christbaum . 149

Seite

168. Verschieden geartete Kinder . 150
169. Originale aus Aarau . . . 150
170. „Herr Viola! Herr Viola!" 151
171. Das Dornröschenschlößchen bei Vaduz . . . . . 152
172. Spenser Wilkinson . . . . 153
173. Das Abenteuer auf der Staffelalp . . . . . 154
174. Korsische Drittelskultur . . 155
175. Korsische Geschichtskunde . 156
176. Chapeau, chapeau, chapeau! 156
177. Am Daudetdenkmal in Aurerre . . . . . 157
178. Halévy's „Jüdin" zu Nimes 157
179. Der Gassenzahnarzt von Nimes . . . . . 158
180. Im Grand temple Protestant zu Nimes . . . . . 159
181. Meine letzte Tasse Kaffee . 160
182. Der Bäcker von Autun . . 161
183. Kaiserin Eugenie . . . . . 162
184. Ein französischer Bourgeois 163
185. Franzosen daheim . . . . 163
186. Der „Werther" in Frankreich 164
187. Bei der Schönen Magelone 165
188. Der Bettler von Dijon . . 166
189. Die Franzosen — Kinofreunde . . . . . 166
190. Auf den „Elysäischen Feldern" 167
191. Fischer von La Rochelle und Wertheim am Main . . . 167
192. Wohlleben in Frankreich . 168
193. Der Regenschirm von Angoulême . . . . . 168
194. Firin, oder: Napoleons Erwachen . . . . . 170
195. Der Walkürenmops von Biarritz . . . . . 171
196. Eine französische Reisebekanntschaft . . . . . 172
197. Aigues Mortes . . . . . 174
198. Marseiller Wüstenstaub . . 174
199. Französische Polizeistrenge . 175
200. Arlesisches Erlebnis . . . . 176
201. Mistralsturm in Orange . . 178
202. Johanniskäfer in Nervi . . 179
203. Brandung in Nervi . . . 179
204. Der Affe von Nervi . . . 179
205. Italische Rossenamen . . . 180
206. Ein lieblicher Zug romanischen Volkstums . . . . 181
207. Der Mäuseregen von Pola 181



BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Seite

208. Die Hökerin von Fano . . 182
209. Italische Ehrlichkeit . . . 183
210. Venezianische Krabben . . 184
211. Der Wecker von San Marino 184
212. Der Postdirektor von Lucca 185
213. Napoleon und Theudelinde 185
214. Von einer Kunstausstellung 186
215. Ein Lorbeerzweiglein von Böcklin . . . . . 187
216. Sonnenuntergang auf San Miniato . . . . . 188
217. Pienza . . . . . 188
218. Der rätselhaft eingesperrte Student . . . . . 189
219. „Giù, giù!“ ('Nunter, 'nunter!) . . . . . 190
220. Bei den Hirten von Galera 191
221. Der wilde Esel von Galera 191
222. Bei Cölestin dem Fünften . 192
223. Die Stadt hilft suchen . 193
224. Das Aufsehen zu Cesëna . 193
225. Präraffaelitisches . . . . 194
226. Die Vernunft des Maultiers 194
227. Im Stadttheater von Ravenna . . . . . 195
228. Auf der Insel Elba . . . 195
229. Marciana Marina . . . . 196

Seite

230. Der Krüppel von La Spezzia 197
231. Der Ferge von Camogli . 197
232. Inschrift zu Bellinzona . . 198
233. Eine unterhaltsame Eisenbahnfahrt . . . . . 198
234. Konstantin Dausch, der Bildhauer . . . . . 199
235. Ein stimmungsvoller Friedhof . . . . . 200
236. Der Abschied des Kardinals 201
237. Auf dem Vorgebirge Theoderichs . . . . . 202
238. Die Meerfahrt nach Astura 202
239. Nordische Kleinstädterei . . 203
240. Im nördlichsten Wald Europas . . . . . 203
241. Von Gewittern . . . . . 204
242. Emil Greder . . . . . 206
243. Die gestohlene Handschrift . 208
244. Allerlei Herzen . . . . . 208
245. Vomlnglück aus altenTagen 209
246. Der diamantene Schmetterling . . . . . 210
247. Seelenwanderung . . . . 211
248. Berühmte Namen im Alltag 212
249. Jugendversäumnisse . . . 213
250. Candidior nive . . . . 214

## 1. Schweinfurter Grün.

Bei meinem Großvater Vierordt, am Rondellplatz zu Karlsruhe, hatte ich als Kind einmal heillose Furcht auszustehen.

Aus den Gesprächen der Erwachsenen hatte ich erhorcht, daß das in jenen Zeiten sehr beliebte Grün der Tapeten, das sogenannte „Schweinfurter Grün", überaus gesundheitschädlich sei, ja, daß Leute, die in Zimmern mit solchen grünen Tapeten geschlafen hatten, an Luftvergiftung gestorben seien.

Wer kann mein Entsetzen nachfühlen, als ich eines Abends bei meinem Großvater in das grasgrün frischbekleidete Gastzimmer verbracht wurde! Ich verbarg wohlweislich meine Wahrnehmung, legte mich nieder und blieb die halbe Nacht voller Todesangst in Schweißausbrüchen und ständiger Erwartung des demnächst eintretenden Auslöschens wachliegen, bis mich naturgemäß endlich die Müdigkeit übermochte.

Ganz verblüfft und unvergiftet erwachte ich andern Morgens zu neuem Leben und schlief noch manchmal in dem unheimlich giftgrünen Gemach, ohne jedoch, bis ins hohe Alter, meine Abneigung gegen diesen Farbenton in Schlafkammern jemals ganz verwinden zu können . . .

## 2. Der ewige Raucher.

Mein Onkel Leopold, ein jüngerer Bruder meines Vaters, Rentner von Beruf, pflegte den ganzen, lieben, langen Tag aus dem Fenster seiner Erdgeschoßwohnung zu Karlsruhe, nach einer niemals zum Überdruß werdenden Gewohnheit, auf den Rondellplatz hinauszuschauen.

Sicherlich ist der Obelisk auf dem genannten Platze, seit seiner Errichtung im Jahr 1843, von keines Sterblichen Auge mit mehr Andacht und größerer Ausdauer betrachtet worden. Dabei rauchte mein Onkel unablässig den ganzen Tag von früh bis spät.

Manche Vorübergänger äußerten zuweilen so laut ihre Meinung darüber, daß es zu seinen Ohren dringen mußte. Einer sagte: „Der Mann muß auf der Herrgottswelt auch rein gar nichts zu

schaffen haben, weil er den ganzen Tag rauchend zum Fenster hinaus Maulaffen feilhält."

Da dem Hause des Oheims unmittelbar gegenüber das Markgräfliche Palais lag und der ewige Raucher einen jetzt glücklicherweise völlig aus der Mode gekommenen „Kotelettbart" trug, der ihm in der Tat etwas das Aussehen eines Kammerdieners aus älteren Zeiten verlieh, meinte gar einmal ein Straßenwandler, der glauben mochte, das Haus sei eine Art Zubehör zur fürstlichen Behausung gegenüber, zu seinem Gefährten: „Der Lakai hat nie etwas zu tun; so gut möchte ich's auch haben!"

Mein Onkel, dem solche Äußerungen das größte Vergnügen bereiteten, und der sich dadurch nicht im geringsten aus Fassung und Seelenruhe bringen ließ, steckte sich die heißgeliebte Zigarre schon morgens gleich beim Erwachen im Bett an und ließ sie erst abends im Bett wieder erlöschen.

Einen Besuch zu machen, war ihm ein Greuel, weil er da schicklichkeitshalber den unentbehrlichen Glimmstengel vor der Tür ablegen mußte. Bloß die Theaterleidenschaft war ebenso stark bei ihm wie die Raucherleidenschaft; im Theater allein vermißte er die Zigarre nicht. Um ein Haar wäre er sogar im Theater gestorben.

Um Streichhölzer zu sparen, stand immer eine Schachtel papiergeschnittener „Fidibus" auf seines Tisches Mitte und stets brannte ein winziges Gasflämmchen zum Fidibusanzünden über dem Eßtische.

Die Krone von allem aber war sein wahrhaft klassischer Stoßseufzer: „Weißt du, der schrecklichste Augenblick des Tages ist das Waschen des Gesichts am Morgen: da muß man eine Minute die Zigarre aus dem Munde nehmen ..."

### 3. Alt-Karlsruher Baum- und Gartenkultur.

Im Hofraum meines großelterlichen Hauses stand ein breitästiger, großblätteriger Maulbeerbaum mit vielen süßen Früchten.

An einer nach Osten schauenden Hausmauer hegte meine Großmutter ein halbes Dutzend Feigenbäume. Jede der spärlichen Feigen, die reif wurden, bereitete ihr unsägliche Freude. Feigen waren eine besondere Liebhaberei von ihr.

Maulbeerbäume und Feigenstöcke — die letzten in großen Kübeln natürlich, die im Keller überwintern mußten — sah man früher viel häufiger hierzulande.

Man fragte sich schon, ob dies mit einem Witterungswandel unseres Erdstrichs zusammenhänge? Ich glaube, daß der Bau zahl-

loser Hinterhäuser und Mietskasernen, wodurch die Sonne von Höfen und Gärten der Innenstadt abgesperrt wird, die Hauptschuld daran trägt.

Hinter dem Hof dehnte sich ein ansehnlicher Garten aus, der an die Amtswohnung meines Großvaters stieß, mit einem hübschen Gartenhaus. An seiner Wand prangte freundlich eine fernbildlich gemalte Landschaft „al fresco"; sie stellte einen Garten mit einem Springbrunnen und fernem, blauendem Gewölk im Hintergrunde dar, ja, sie schien gewissermaßen eine traumverlorene Fortsetzung des wirklichen Gartens vortäuschen zu wollen.

Man sah in Alt-Karlsruher Gartenhäusern häufig solche Landschaften, die, allerdings in ehrfurchtsvoller Entfernung, fast an die Wandmalereien der italienischen Renaissancegärten gemahnen mochten . . .

## 4. Eine Alt-Karlsruher Kasernenhofblüte.

Wo jetzt die Hauptpost in der Karlsruher Kaiserstraße sich erhebt, stand bis in die 1890er Jahre die Leibgrenadierkaserne. Die Kaiserstraße hieß bis 1880 „Langestraße" und man hätte niemals diesen volkstümlichen, eingebürgerten Namen ändern sollen. Man hätte genug Neuanlagen nach dem ehrwürdigen, greisen Kaiser Wilhelm I. taufen können.

Vor und hinter der Kaserne, auf dem sogenannten Hintern Ludwigsplatz, wie einst der jetzige Stephansplatz hieß, befanden sich kleine Truppenübungsplätze. Der der Kaiserstraße zu gelegene Platz war von großen Kastanienbäumen umgeben und von Steinpfosten mit schweren, eisernen Hängeketten umhegt, genau wie jetzt noch der ganze Schloßplatz.

Die Spaziergänger auf Kaiser- und Karlstraße stellten sich oft an den Ketten zum Zuschauen des Turnens und Exerzierens auf und ergötzten sich zuweilen an den derben Redensarten der Unteroffiziere. Auch ich bin als Leibgrenadier-Einjährigfreiwilliger, 1877/78, dort manchmal herumgesprengt und gemaßregelt worden. —

Mein Großvater mütterlicherseits, der alte Hofrat Wilhelm Schmidt, der Vermögensverwalter der Großherzogin Sophie, der Witwe des Großherzogs Leopold von Baden, kam eines Tages zu Anfang der 1860er Jahre nach Haus und berichtete lachend, er habe soeben auf dem Kasernenhofplatz zufällig aufgeschnappt, wie ein Unteroffizier einem etwas lässigen Soldaten zugerufen habe: „Kerl, steh' nicht hin wie ein Aff', der eine falsche Obligation in der Tasch' hat!" —

Man denke sich dieses aus . . .

## 5. Aus dem Kinderparadies meiner Mutter.

Der Großvater meiner Mutter war der Kirchenrat und Pfarrer von Liedolsheim, Jakob Friedrich Arnold.

So kam die Enkelin des Pfarrherrn viel in das großelterliche Pfarrhaus dorthin.

An einer Kirchweih in den 1830er Jahren war im Gasthaus „Zum Ochsen" daselbst großes festliches Tanzvergnügen und der im Haus bedienstete Knecht mochte das kleine Mädchen zum Scherz im Walzer mitherumhopsend geschwungen haben.

Ganz verklärt und überselig stürmte das Kind heim zu den Großeltern und rief in maßlosem Entzücken ein übers andere Mal, sich überaus geschmeichelt fühlend: „Denkt euch nur, denkt euch nur, ich hab' mit's Ochsewirts ihrem Herrn Knecht selber tanzen dürfen!"

## 6. Eine alte Französin.

In meiner Kinderzeit kam zuweilen eine betagte Französin zu uns. Sie hatte vierzig Jahre zu Karlsruhe gelebt, ohne deutsch gelernt zu haben; sie zeigte mir ein Taschentuch, worauf seltsamerweise eine „Pietà" in bunten Farben gedruckt war und erläuterte, mit ihrer gebrochenen Redeweise mühsam kämpfend:

„Das ist Monsieur Jésus Christ und das seine Maman, die alte Madame 'Ergott!"

## 7. Der Knöpflesfresser und mein einziger Gewinn im Leben.

In meinem zwölften Lebensjahre war eine große landwirtschaftliche Ausstellung auf dem Karlsruher Schloßplatze, der damals noch — in seiner Mitte — ein leerer, großer Sandplatz und zweimal im Jahre der Schauplatz großer Messen, also Jahrmärkte, war, die sich um das Denkmal des Großherzogs Karl Friedrich in buntem Reigen bewegten.

Die Hauptanziehungskraft jener landwirtschaftlichen Ausstellung war der „Knöpflesfresser". Zu ihm strömte alles, jeder wollte dieses Wunder gesehen haben. Solche mechanische Kunstwerkchen, die nachmals kaum mehr eines Blickes gewürdigt wurden, waren noch etwas unerhört Neues und Frisches für jung und alt.

Der Knöpflesfresser war eine vielleicht anderthalb Schuh hohe Bauerngestalt, die auf einer großen Schwarzwälder Standuhr saß und eine Schüssel voll Knödel im Schoße hatte. Bei jedem Viertelschlage schob er einen Knödel in das sich breit öffnende Maul. Der Knödel durchwanderte, infolge sinnreichen Innenwerkes, den Leib

des Essers und erschien von unten wieder in der Schüssel. Natürlich war es immer derselbe Knödel, der diesen unermüdlichen Kreislauf vollführte; aber die Täuschung war vollkommen und ergötzte jeden königlich . . .

Am Glücksrad in der Ausstellung durfte ich mir ein Los nehmen und gewann damit den einzigen Lotteriegewinn meines Lebens: ein Paar schöngestickte Frauenunterbeinkleider!, womit ich zwölfjähriger Junge nicht viel anzufangen vermochte und sofort eine betagte Muhme damit himmelhoch beglückte.

## 8. Der Kanzleirat Schmidt (1803—1869).

Er war ein Großoheim mütterlicherseits von mir, ein kinderfreundlicher, alter Junggeselle.

Schon in der Kinderzeit meiner Mutter hatte er sich dadurch bei sämtlichen Kindern der Familie beliebt gemacht, daß er winters die schönsten Schneeballschlachten mit ihnen schlug und sie nach Kräften zu Weihnachten beschenkte.

Er war einer der allerfrühesten Altertümersammler und -kenner in der damals noch gar kleinstädtischen Residenzstadt Karlsruhe. Dieser an Mitteln arme Kanzleirat hungerte lieber, nur um seiner Leidenschaft für Altertümer frönen zu können.

Schon in den 1830er und 1840er Jahren sammelte er, als die Altertümer bei ihren meisten Besitzern noch fast verachtet waren und jeder sich beglückwünschte, den „alten Krempel" möglichst schnell loszukriegen. Die Bauern auf den Dörfern überließen damals mit Freuden einen alten, prachtvoll geschnitzten Schrank oder eine Riesentruhe jedem, der sie nur forttragen wollte, um einen harten Silbergulden oder Taler.

Mein Großoheim hatte vier Zimmer vollgepropft mit Seltenheiten aller Arten. Voll Andachtschauers betrachtete ich mir seinen aus Rheinkieseln geschnittenen Kronleuchter, der, mit Wachslichtern besteckt, von der Decke hing. Für ihn waren all die kostbaren Dinge, die außer ihm noch niemand so recht zu werten wußte, Gegenstände des alltäglichen Gebrauches. Man kann sagen: er bewohnte und benützte ein ganzes Museum. Diese Sammlung von „Raritäten" und „Antiquitäten" befand sich zu Karlsruhe in der Erdgeschoßwohnung der Amalienstraße Nr. 6.

Die „Madame Bernickau" — damals ließen sich alle deutschen Bürgersfrauen „Madame" schimpfen, wohl noch ein Herkommen aus Zopf- oder Rheinbundszeiten —, seine Hausbesitzerin und Schaffnerin, betreute die oheimlichen Wunderbarkeiten mit musterhafter Sorgfalt.

Der Sammler dieser Seltenheiten schlief in einem uralten, geschichtlichen Himmelbett, das einst dem Prior eines Alpenklosters gedient hatte und als eigenartigen Schmuck die holzgeschnitzten, schuhhohen zwölf Apostel aufwies; ihre Schar umgab den Schlummernden wie eine Ehrenwacht zur Nachtzeit.

Neben seinem Hagestolzlager aber saß aufrecht ein lebensgroßer, hölzerner Affe, der vor Zeiten Lichterhalter in einer Kirche war: nun war er zum Perückenhalter des Großoheims in seiner Affenlaufbahn aufgerückt!

Als der Kanzleirat tot ausgestreckt auf seinem Bette lag, der Affe seine Haartracht gehorsam, wie immer, selber auf seinem Scheitel sitzen hatte und der Mond auf dieses Stilleben ins altertümliche Zimmer schien, war es ein Bild, wie man es nicht alle Tage zu sehen kriegt . . .

Und was ward aus all den Herrlichkeiten? Der Großoheim wollte nicht an seinen Tod glauben, schob deshalb das Niederschreiben seines letzten Willens immer wieder hinaus, wohl aus abergläubisch-altmodischer Furcht, daß er dann alsbald sterben müsse. Kurz, einem minderjährigen, erbberechtigten Großneffen zu Ehren mußte alles versteigert werden und wanderte in die weite Welt . . .

## 9. Tante Tschamerhells Altersgeiz und Jugendstreiche.

Mein Onkel, eigentlich Großonkel, Tschamerhell, dessen sofastoffverfertigten Schlafrock ich im Abschnitt „Freiburg im Breisgau" im „Buch meines Lebens" geschildert habe, war 1868 gestorben; noch aber lebte seine betagte Gattin in alter, ungeschwächter Lustigkeit fort und sollte noch sechzehn Jahre lang als fröhliche, lebensheitere Wittib weiterleben.

Nur war sie bei zunehmendem Alter leider stark vom Teufel des Geizes besessen. So trank die Übersparsame den Kaffee jeweils aus einer Tasse, die wie eine Burgzinne gezackt war und nur zur Hälfte mit Getränk gefüllt werden konnte. Auch deckte sie den Eßtisch bloß mit unzerstörbarem, d. h. herzlich durchlöchertem Wachstuch, indes ihr herrliches Weißzeug ungesehen und ungebraucht in zahlreichen Schränken und Truhen ruhte, lachenden Erben einst Lust zu bereiten.

Im Hausflur hingen Soldatenmantel und Militärmütze. Kam ein verdächtiger Bettler in das einsame Häuschen — es war damals das letzte der drei Häuser über der Dreisambrücke drüben in der erst entstehenden Günterstaler Straße! — so mußte schleunigst ihr darauf abgerichteter, dienstbarer Geist zum Meerrohr greifen und

den Kriegermantel unter der Drohung ausklopfen: „Machen Sie, daß Sie fortkommen; der Herr Leutnant will gleich ausgehen!" Und der Stromer gab dann schnell Fersengeld.

Meine großmütterliche Base (d. h. Base meiner Großmutter) leistete früher meiner knabenhaften Verkleidungssucht nach Kräften Vorschub. So oft ich zu ihr kam, schleppte sie ihre ganze Kleiderfülle herbei, mich darein zu mummen und als Frauenzimmer zu verkleiden. Sie freute sich, wenn ich ihr die Theaterzettel des Freiburger Stadttheaters auswendig hersagen konnte, wo die Herren Raberg, Giegold, Stotz und von Hirsch, sowie die Damen Stägemann, Stübbeke und Jagels-Roth vorzugsweise vertreten waren.

Die stets zu Schalkheit und Ausgelassenheit gestimmte Greisin war unerschöpflich im Erzählen von alten, nicht immer gerade feinen Jugendstreichen und Schwänken, die sie, eine Försterstochter aus Odenheim bei Langenbrücken, gegen die hohen, zuweilen gar fürstlichen Jagdgäste ihres seligen Vaters, zu verüben sich herausnahm:

So nagelte sie bisweilen den alten Herrn ihre Pantoffeln vor den Betten an den Stubenboden, damit die jagdbegehrsamen, vornehmen Nimrode, sich in die Hausschuhe schwingend, gestreckter Länge hinschlugen und sich die Nasen zerstürzten; oder sie befestigte nächtlich ertönende Klingeln unter den Lagerstätten der ermüdeten, trunkschweren, schlafsüchtigen Jäger, oder sie band — was der Gipfel aller feinen Mädchenscherze war — zuletzt ihnen gar die Nachtgeschirre mit Schweinsblasen zu!

Dies getraute sich ein Försterstöchterlein von 1920 doch wohl kaum mehr wie um 1820! —

Solange der uralte Oheim am Leben war und den Schnurren seiner Gattin lauschen konnte, hörte er lächelnd zu, wobei sein Antlitz sich in tausend und abertausend Fältchen und Rünzelchen legte.

Wahrlich, runzelreichere Gesichter als die von Onkel und Tante Tschamerhell habe ich niemals wieder gesehen . . .

## 10. Zwei Hundetrauerspiele.

### 1.

Zu Neuenburg am Rhein — also bei Müllheim oben in der Hebelgegend — lebte vor Jahrzehnten ein Freund meines Vaters: der Baron Ernst von Menzingen, ehemals Offizier, damals Zollbeamter.

Dieser Mann, bekannt als Haupthaudegen und Zweikampfausfechter, war von einer Riesenstärke; er hatte braune Finger, wie

Eisen hart, so daß er mit dem Mittelfinger der linken Hand die härtesten Nüsse, sogar Haselnüsse, mühelos aufzuklopfen vermochte. Nußknacker waren für ihn eine überflüssige Erfindung.

Aber er besaß auch eine Riesengeduld als geschickter Abrichter von Hunden.

So schenkte er meinem Vater in unserer Freiburger Zeit einen vorzüglich abgerichteten, netten, schwarzen Pinscher.

Schnaps, wie er von seinem freiherrlichen Erzieher getauft worden war, hatte es in seiner Pinscherbildung so hoch gebracht, daß er sogar auf seinen zwei zierlich tänzelnden Vorderbeinen wie ein Zirkuskünstlerhund zu gehen vermochte und von jedem unserer Gäste darob bewundert ward. —

Da nahm mein Vater ihn leider auf einen Ausflug ins Höllental mit. Schnaps ließ sich hinreißen, in der Nähe eines Wasserfalles im Wald eine halbwilde Katze zu verfolgen. Alles Rufen, Pfeifen, Schreien nach ihm war vergebens. Das Wasserrauschen verschlang den Schall der Stimme — Schnaps kehrte niemals von der Katzenverfolgung zurück . . .

2.

Der unermüdliche, gütige Hundespender von Neuenburg schenkte meinem Vater ein zweites Prachtmuster von Abrichtekunst.

Doch auch Schnaps der Zweite sollte trauerspielhaft enden: eines Morgens lag er, zum Pfannkuchen platt gedrückt, unter dem Bauche des ruhenden Pferdes im Stalle meines Vaters. —

Auf unsern Hunden lag's wie ein Schicksalsfluch . . .

## 11. Die Totenuhr von Freiburg im Breisgau.

Im Juli 1864 kam unsere Köchin aufgeregt hereingestürzt, als wir beim Nachtessen um die grünschirmige Erdöllampe saßen:

„Frau Hauptmann, haben Sie denn eine Uhr in den Küchenschrank gelegt? Eine Uhr geht drin!"

Alles lief hinaus in die Küche, und richtig, im Vorratschrank tickte es mit den deutlichen, schnellen Schlägen einer Taschenuhr. Aus abergläubisch-volkstümlichen Andeutungen des Küchenmädchens merkte man, daß ihr die Sache nicht recht geheuer schien. Meine Eltern waren ebenfalls peinlich berührt. Mein Brüderchen Willi legte zuweilen sein Ohr an die Schranktür und sagte in fast schauerlicher Weise:

„Hört ihr's? mein Uhrle geht da drin!"

Die Uhr tickte schicksalvoll weiter . . .

In jener Zeit sprach der Arzt mich in das Bodenseebad Über-

lingen. Meine Mutter verbrachte zwei Wochen mit mir dort am Seegestade. Damals wohnten wir auch der köstlichen Theateraufführung des „Artesischen Brunnens" bei, die man in den „Überlinger Stadtmusikanten" nachlesen möge . . .

Eine Drahtnachricht rief uns nach Freiburg heim: mein Brüderchen sei tödlich erkrankt. Ich wurde von ihm, weil er von einer ansteckenden Krankheit befallen war, abgesperrt, so daß ich das liebe Kind nie mehr zu sehen bekam. Willi war trotz seiner fünf Jahre schon eine merkwürdig ausgeprägte Persönlichkeit, aus der später etwas Großes hätte werden können. Er ist mit vollem Bewußtsein bewunderungswürdig wie ein kleiner Held gestorben.

Als eben Willi die Augen schloß, kroch ein großer, schwarzer Käfer — vom Volke „die Totenuhr" geheißen — unter seinem Kinderbettchen vor und von Stund an war es im Vorratsschranke der Küche still. Meine Mutter zertrat das unheimliche Tier voll Abscheus.

Hofrat Öttinger, der Mathematiker an der Hochschule, der mit uns im selben Hause wohnte und der von dem Vorgang vernommen hatte, brachte meiner Mutter die Nummer einer Zeitschrift, die zufällig zu gleicher Zeit erschien und worin eine Reihe ähnlicher Fälle mit der „Totenuhr" berichtet ward.

## 12. Aus der Krinolinenzeit.

Als Knabe kam ich viel, fast zu viel und zu früh, ins Freiburger Stadttheater. Es war ein urgemütliches, altes Theäterchen nahe dem Schwabentor in der Salzgasse, wie man damals vernünftiger und heimlicher sagte.

Dort spielten sie so ziemlich sämtliche Opern und Schauspiele, auch solche, die weit über die Kräfte des Stadttheaters hinausgingen. Aber man war so harmlos, unwählerisch und leicht zufriedenzustellen.

So gab man auch einmal Meyerbeers „Robert der Teufel". Die aus den Gräbern steigenden Kirchhofgespenster hatten — es war ja die Blütezeit der berüchtigten, von der französischen Kaiserin Eugenie in Mode gebrachten Krinolinen — ebenfalls solche käfigartigen Drahtgestelle unter ihren schwebenden und schwankenden Ballettkleidern. Die kühnste Spielleitereinbildungskraft hätte sich selbst abgeschiedene Geister nicht ohne Krinolinen vorstellen können!

Als die seligen Grabentstiegenen nach ihrem mondbeschienenen Totentanze durch die enge Versenkung wieder zu ihrer Grabesruhe zurückkehren wollten, sanken ihre Beine zwar in die kühle Erde, die Reifröcke jedoch bauschten sich hoch bis zu den Köpfen empor,

ja noch über diese hinaus, und schienen ernstlich geneigt zu sein, ohne ihre Trägerinnen allein auf der Oberwelt zurückbleiben zu wollen!

In Verlegenheit, in heller Verzweiflung, wulsteten die Ballettdämchen ihre widerspenstigen Gewandmassen in aller Eile zusammen, stopften sie in die Ränder der Versenkung und verschwanden unter dem Hallo der völlig entgeisterten Zuschauer in die schweigsame Grabestiefe . . .

## 13. Miß Johnson.

Anfang der 1860er Jahre lebte zu Freiburg im Breisgau eine schon etwas ältliche Engländerin, die hagere Miß Johnson.

Sie verkehrte viel bei meinen Eltern, deren damaliger Aufenthaltsort gleichfalls Freiburg war, wo mein Vater als Hauptmann im altbadischen dritten Infanterieregiment stand.

Die gute Miß hatte die eigentümliche Gepflogenheit, alle paar Monate die Wohnung zu wechseln. In jenen schönen, alten Zeiten (die „gute, alte Zeit" ist nämlich keineswegs eine Fabel) bekam man noch Wohnungen, wie man sie nur wünschen mochte, zu billigem Preis.

Mein Vater schickte der britischen, in ihrer Wohnungswahl aber keineswegs kritischen Dame jeweils auf ihren Wunsch an dienstfreien Nachmittagen etliche Soldaten seiner Kompanie, die bei den Umzügen mithalfen. Daran fand in jenen harmlosen Zeiten kein Mensch etwas und den Füsilieren war bei ihrer kärglichen Löhnung das schöne, nebenbei verdiente Trinkgeld hochwillkommen.

Nun wollte Miß Johnson wieder einmal in eine neue Behausung übersiedeln. Da erschien bei meinem Vater ein zierliches Zöfchen mit rosafarbenem, wohlduftendem Briefchen, das die klassischen Worte enthielt:

„Meine liebe Herre Kapitän!

Bitte, schicken Sie doch wieder von die liebe Soldaten, die mich schon einmal ausgezogen haben!

Miß Johnson."

## 14. Aus der Rolle gefallen.

Meine Eltern machten in unserer Freiburger Zeit einen Gang mit mir nach der Hochburg bei Emmendingen.

Unterwegs schloß sich uns ein württembergischer Herr, ein Sohn des einst sehr bekannten württembergischen Kriegsministers von Linden, an. Er sprach zum Erstaunen meiner Eltern für einen eingefleischten Schwaben ein ungewöhnlich reines, tadelloses, schönes Hochdeutsch.

Da stürzte plötzlich aus einem Bauerngehöft ein bissiger Köter auf ihn los, zerrte ihn abscheulich an Stiefelschaft und Hose — und ein „Dös ischt emal e Sakramentsviechle dös!" wetterte flott in waschechtestem Schwäbisch von den Lippen des jählings aus seiner Rolle Gefallenen.

Von dem Augenblick an tat er sich keinen Zwang mehr an und schwätzte, wie der Schnabel ihm gewachsen war.

## 15. Die Katzen-Bachmanns.

Über uns im großen Eckhaus am Freiburger Karlsplatz wohnte in Räumen, die für die damalige, überaus einfache, ausklingende Biedermeierzeit ungewöhnlich schön und reich ausgestattet waren, Frau Herder, die in glänzenden Verhältnissen lebende Besitzerin des oberbayerischen Bades Tölz.

Sie zog jedoch bald weg und machte zwei alten Fräulein, der klapperdürren, altjüngferlichen Charlotta, sowie der kugelrunden, aber nicht weniger altjüngferlichen Ursula Bachmann, leidenschaftlichen Katzenschwärmerinnen, Platz.

Diese Damen, die aus St. Gallen stammten, denen man aber niemals die Schweizerinnen angehört hätte, hatten ihre weiträumige Behausung nur recht spärlich eingerichtet; doch inmitten eines jeden der wandkahlen, schmucklosen Gemächer stand ein stets milchgefüllter Napf für die heißgeliebten Katzentiere.

Mein leider bald danach verstorbenes Brüderchen Willi sagte bei unserem ersten Besuch in trockener Kinderehrlichkeit zu den alten Jungfern: „Tante Bachmann, bei euch ist's aber wüst; da war's bei der Tante Herder schöner."

Die Damen trugen, gleich lebendigen Pelzen, die schneeweißen Katzen sommers und winters um den Hals geschlungen; aus den samtweichen Fellen abgeschiedener Lieblinge hatten sie sich Armstaucher und Kragen fertigen lassen; ja, sie machten gar kein Hehl daraus, daß der Katzenstorch jüngst vier junge Kätzlein in Ursulas Bett gelegt habe! —

Mein Onkel Gustav Schmidt, der einzige Bruder meiner Mutter, der wenige Jahre darauf im Jahr 1866 als badischer Oberleutnant fiel, war mit seiner treuen, ihm zugelaufenen, gelbhaarigen Dogge Zampa zu Gast zu uns gekommen; alsbald begannen die Damen nun auch für den „blonden Hund" zu schwärmen! . . .

Eines Tages kündigten sie an: sie beabsichtigten, nach Überlingen zu ziehen; sie hätten dort eine „Wülla am Sö" gemietet, da sie unwiderstehliche Sehnsucht nach den Wassern des „Bodensö's" fühlten. Weil aber die „Koatzen" auf der Eisenbahn eine gar „un-

lübsame" Behandlung zu gewärtigen hätten, wollten sie Kosten und Mühsal nicht scheuen und die dreitägige Fahrt von Freiburg nach Überlingen über den Schwarzwald in eigener Mietskutsche zurücklegen.

Ich sehe noch, wie ein großer, weißgeflochtener Korb, das Reisepostwagenabteil der verehrungswürdigen „Koatzen", oben auf die Kutschendecke geschnallt ward. Wir nahmen rührenden Abschied wie für die Ewigkeit und sollten uns schon bald danach unter seltsamen Umständen wiedersehen.

* * *

Wenige Monate später ward ich Neunjähriger wegen Blutandrangs nach dem Kopfe vom Hausarzt in das Bodenseebad Überlingen gesprochen. Auf Bodenseebäder legte die damalige Ärztekunst den höchsten Wert. Ich zitterte förmlich vor Freude der dortigen Begegnung mit den von mir sehr geliebten Damen entgegen...

In den ersten Tagen des Überlinger Aufenthalts beschloß die gesamte Badegesellschaft des Kurhauses, aus Wohltätigkeitsdrang dem „Benefiz" eines armen blinden Schauspielers anzuwohnen. Der „Artesische Brunnen" sollte gegeben werden, das Unglücksstück, bei dessen Aufführung vor Zeiten das alte Karlsruher Hoftheater abgebrannt war und das deshalb in der Hauptstadt als verpöntes Stück nie mehr aufgeführt werden durfte.

Vollzählig verfügten die Kurgäste sich des Abends in das Theaterchen, das in einem Wirtssaal mäßigsten Umfangs aufgeschlagen war. In der ersten Reihe der Sperrsitze — andere Plätze gab es überhaupt nicht — saß, keine drei Schritte vom Vorhang entfernt, aber trotzdem mit riesigem Operngucker bewaffnet, in schneeweißem „Talma" eine alte Dame; weiße Federn nickten abenteuerlich auf ihrem Kopfputze. Beim Geräusche der Ankommenden blickte sie um sich und: „Heunrich, büst du's würklich?" erklang's von den welken Lippen.

Im nächsten Augenblick lagen wir uns gerührt in den Armen: es war Charlotta Bachmann, die sich gleichfalls künstlerischen Genüssen hingeben wollte! Wir setzten uns, liebend aneinandergedrängt, dicht hinter das ohrenzerschmetternde Orchester.

Charlotte lud uns zu Besuch in ihre „Vülla", was auf mein kinderunbändiges Drängen sogleich andern Morgens frühzeitigst ins Werk gesetzt werden mußte.

Die „Vülla am Sö" lag aber zu höchst oben in dem am Berge hinangebauten Städtlein!

Da kurz vor der Ankunft der Damen ein Neffe seine Erbtante,

die ihm allzulange lebte, in diesem Haus umgebracht hatte, so fühlten sich die Schwestern Bachmann in den unheimlichen Räumen nicht gemütlich. Sie führten uns in das Mordzimmer, wohl, damit auch wir das Gruseln lernten. Sie suchten aus Gespensterfurcht, um Mitternacht der ermordeten Erbtante zu begegnen, möglichst oft die benachbarte, heimatliche Schweiz auf.

Die „Koatzen" spielten natürlich auch am Bodensee die alte Hauptrolle; auch hier stand in der Mitte jedes Zimmers der altgewohnte, milchgefüllte Napf.

Ich aber war überselig, die freundlichen, alten Damen auch am „Sö" begrüßen zu dürfen.

Danach habe ich sie nie mehr gesehen. Gäb's einen Katzenhimmel, hätten sie ihn jedenfalls dem Menschenhimmel in der Ewigkeit vorgezogen.

## 16. Überlinger Stadtmusikanten von 1864.

Von den „Bremer Stadtmusikanten" weiß jedes Kind aus den Grimmschen Märchen. Daß es aber auch Überlinger Stadtmusikanten gegeben hat, weiß in der weiten Welt niemand; jedenfalls spricht man nicht von ihnen. Diese waren aber leibhaftige Menschen von Fleisch und Blut, wirkliche Musikanten, keine Tiere, wie die „Bremer Stadtmusikanten" im deutschen Märchen.

Es war ein aus vier Mann bestehendes Orchester, das in einem zu Theaterzwecken hergerichteten Wirtshaussaale spielte, oder besser: aufspielte.

Diese besagten vier Mann saßen unmittelbar vor dem Vorhang und gleich hinter ihnen in der allerersten Reihe meine Mutter und ich, um der Aufführung des „Artesischen Brunnens" zu lauschen, den ein blinder Schauspieler sich zu seinem „Benefiz" erkoren hatte.

Der unglückliche „Künstler" fuchtelte, den ganzen Abend auf einer Stelle der Bühne stehend, armselig seine Rolle herunter...

Die vier obbemeldeten Mann musizierten mit einem verwirrend machenden Eifer, so daß ihnen der glänzende Schweiß von den Stirnen in den Hemdkragen herabperlte.

Elende, tropfende Talglichter mit mächtigen Butzen — die moderne Welt hat gar keine Ahnung mehr davon, was eine Unschlittkerze, ein Butzen und eine Lichtschere bzw. Lichtputze waren, die man jetzt zuweilen in Museen unter Glas in den Ausstellungskästen oder zu deutsch: „Vitrinen" trifft — also Talglichter mit riesigen Butzen und herabtriefendem Talg brannten in beängstigender Nähe des Vorhangs und drohten jeden Augenblick, ihn in Brand zu stecken, so daß meine Mutter einen übermäßig die Backen blähenden Flöten-

bläser fingerdeutend auf die Gefahr hinwies. Dieser aber, mitten in schweißtriefender Ausübung seines hehren Berufes, wehrte voll unverständlichen Unwillens leidenschaftlich ab — endlich nach Vollendung des Vorspiels zog er unter seinem Spielbuch die hineingesteckte Lichtschere hervor und schnuppte oder schneuzte, wie man sagte, die Butzen der Talgkerzen damit ab!

Meiner Mutter war gleichzeitig ein Hochlicht darüber aufgegangen, daß die Lichtputze zugleich als — Notenpult hatte dienen müssen.

So unendlich einfach ging es bei den Überlinger Stadtmusikanten noch her . . .

## 17. Der Bauchwehmann aus Liedolsheim.

Ein Bäuerlein, das von Zeit zu Zeit meiner Großmutter aus dem Dorfe Liedolsheim allerlei Lebensmittel ins Haus brachte, klagte eines Tages über heftiges Leibweh.

Meine mitleidvolle Großmutter reichte dem Schmerzensreichen einen Schluck guten Kirschwassers.

Nach einiger Zeit kam er wieder und krümmte sich abermals vor Leibschmerzen. Auch dieses Mal hatte seine Klage günstigen Erfolg und er durfte wiederum ein Gläslein Kirsch genehmigen.

Als er aber gar ein drittes und viertes Mal schmerzenbehaftet ankam, stieg in meiner Großmutter der Verdacht auf, das erste und zweite Glas habe ihm so gut geschmeckt, daß sich stets in der Nähe der großmütterlichen Küche die Leibschmerzen in so beängstigender und auffallender Weise plötzlich einzustellen pflegten.

So reichte sie ihm denn ein bitteres, abscheulich mundendes Gesundheitstränklein, und siehe da, der Leidende war bei künftigen Besuchen völlig vom Bauchweh genesen!

## 18. Der Grabstein als Gewissensrat
### oder:
### Wie man sich alles auslegen kann.

Vor sechzig und mehr Jahren lebte zu Karlsruhe die mir persönlich wohlbekannte Witwe eines längst verstorbenen Stabsoffiziers.

Diese schon recht gereifte, um nicht zu sagen überreife Dame verliebte sich noch trotz ihrer zahlreichen Runzeln, wider alles Erwarten, in einen gleichfalls schon tief ergrauten Freund ihres seligen Gatten, der um ihre Hand angehalten hatte; ja, sie schmachtete ihn wie ein liebegirrendes junges Mädchen an.

Als der Tag der Hochzeit alsgemach heranrückte, schlug ihr doch etwas das Gewissen, ob sie recht am Andenken ihres dereinstigen

Gemahls handle, und sie flehte in ihres Herzens Not und Verzagtheit den Seligen um irgendein Zeichen der Zustimmung oder des Mißfallens an.

In solcher Seelenverfassung wanderte sie zum Friedhof hinaus. In der Nacht hatte ein furchtbarer Sturm getobt, der viele Verheerungen auf der Ruhestätte der Toten angerichtet hatte.

Als die gewissengepeinigte Wittib zum Grab ihres dereinstigen Mannes gelangte, hatte der nächtliche Orkan den wohl schon etwas morsch und brüchig gewesenen Grabstein nach vornen umgeworfen, und so lag er denn auf seiner Stirnseite platt am Erdboden.

Die Orakelbefragerin aber jauchzte voll Herzensfreude „Gott sei Dank, er ist mit meinem Vorhaben einverstanden; er hat mir Bejahung und Beifall genickt!"

Und gewissenerleichterten, seelenberuhigten Herzens schritt sie zum zweitenmal an den Traualtar.

## 19. Kuhwarme Milch.

In meiner Kinderzeit galt kuhwarme Milch als das A und O aller Gesundheitsfördernisse für Kinder.

In der Herrenalber Sommerfrische von 1868 wurden wir alle Spätnachmittage ins letzte Bauernhaus des noch sehr bescheidenen Dörfleins hinausgetrieben und mußten vom Euter weg das schneeschäumende Getränk schoppenweise trinken. —

Später sah ich einmal im Pyrenäenbade Bagnères-de-Luchon ein höchst vereinfachtes Verfahren: wie ein kleiner Ziegenhirte sich platt unter den Bauch einer Ziege auf den Rücken warf, sich ihre Euterzitze in den Mund steckte und, wie ein junges Zicklein selber, das köstliche Mutternaß in langen, durstlöschenden Zügen einsog. —

Wehe, dann aber wurden die Bazillen entdeckt und die kuhwarme Milch als eines der gesundheitgefährdendsten Getränke verzollt! Die armen Kühe wurden geächtet und verfemt. Das war so gegen Ende der 1880er Jahre. Ebenso erging es den rohen Eiern, die mir früher so gut schmeckten, daß ich manches halbe Dutzend nacheinander aussupfte, ohne irgendwelche unliebsame Folgen zu spüren. Auch die Hühner wurden in die Acht erklärt!

Eine heilwissenschaftliche Größe las mir eine Sondervorlesung unter vier Augen: Iß um Gotteswillen keine rohen Eier und trinke keine kuhwarme Milch! Du bist sonst ein Kind des Todes! Denn sieh: Schwindsüchtige spucken oft aus den Eisenbahnwagen auf die Wiesen. Der Auswurf bleibt an den Grashalmen haften. Die Halme werden von Kühen und Hühnern gefressen. Die Bazillen gehen durch den Tierleib in Milch und Eier über. Wer diese

genießt, nimmt die todbringenden Wesen in sich auf, bekommt die Schwindsucht und muß in ein Sanatorium nach Davos! —

Ich ließ mich auch ins Bockshorn jagen, mir durch ärztliches Gerede viele Lebensfreude nehmen und enthielt mich längere Zeit der ungekochten Milch und der rohen Eier.

Allmählich wandelte sich denn auch diese Meinung, und man entdeckte gar: daß Bazillen überhaupt zum Leben gehörten, ja, daß ohne Bazillen ein Leben gar nicht möglich sei! So wurde die kuhwarme Milch wieder in ihre alten Ehren eingesetzt und gilt jetzt wieder als ausgezeichnet für die Kinderwelt! —

O Menschheit, besinne dich! Falle nicht auf jede Modenarrheit herein und beherzige stets das oft vergessene, alte, deutsche Sprichwort: Bange machen gilt nicht!

## 20. Heilwissenschaftliche Moden.

Meine beiden erheblich jüngeren Brüder waren vom Blauen Husten befallen und ich begann gleichfalls mit unheimlichen Ansätzen dazu.

Ein heilwissenschaftlicher Großgeist hatte gerade zu rechter Zeit herausgeklügelt, daß bei Krupphusten das Einatmen von Gasdünsten am zuträglichsten sei!

Sofort ward mit der Gasanstalt der Stadt eine Vereinbarung getroffen; und nun wurden wir drei Unglückswürmer — das jüngste sogar noch auf dem Arm der treuen Kinderschaffnerin Christine — aufgepackt und jeden Vormittag, den Gott gab, in die Anstalt geschafft, um bis zum Ersticken in gasluftschwangeren, scheunenhaft öden Räumen den wertvollen, heilsamen Dunst — Blauen Dunst wider Blauen Husten! — einzuschlürfen. Genützt hat es wohl nicht allzuviel; frische Luft wäre zweifellos besser gewesen. Aber — die „Wissenschaft" hatte gesprochen! —

Als angehender Jüngling mußte ich einer kleinen Magenverstimmung halber — Teerpillen schlucken! Es waren kleine, kohlschwarze Kügelchen, wie Taubeneilein, mit tintenschmeckender, schauderhafter Teerbrühe gefüllt, die gewiß den ganzen Magen wunderbar zusammenklebten! Aber — die „Wissenschaft" hatte gesprochen! —

Und gar der Tran! mit dieser grönländischen, mir wenigstens ekelverursachenden Fettbrühe wurden wir Kinder auch weidlich gelabt! man drohte mir: ich müsse sterben, wenn ich nicht das Volksgetränk der Eskimo schluckte. Ich widerstrebte, wiewohl mir die süßesten Gutsel und Schokoladetäfelchen danach als Leckerlohn winkten, und erklärte mit Entschiedenheit: lieber sterben zu wollen.

Der Tran allein hat sich von all den vielen, einst verschriebenen Heilmitteln als Dauerheilmittel bewährt . . .

## 21. Herrenalber Kurgäste von 1868.

Zu Herrenalb, wo wir uns für etliche Sommerwochen in der noch recht bescheidenen „Villa Falkenstein" eingemietet hatten, bildete die Kurgesellschaft eine große Familie. Es mochten so etwa fünfzig Kurgäste im Haus untergebracht werden können.

Man vergnügte sich in höchst harmloser, kindlicher Weise mit Gesellschaftsspielen abends; am beliebtesten war das Erschrecken durch allerhand Unheimlichkeiten: man reichte sich ungesehen unter dem Tische nasse Seife, auch geschälte, kalte Kartoffeln, in die ausgerupfte Hühnerfedern gesteckt waren — was sich entsetzlich anfühlte — oder gar Handschuhe, die mit feuchtkalter Erde gefüllt wurden und sich verteufelt schauerlich wie Totenhände betasteten.

Meine Mutter hatte die Gabe, die alemannische und, fast noch besser, die pfälzische Mundart vorzüglich zu beherrschen und trug mit Vorliebe Nadlersche Gedichte vor, indem sie sich als Zwergin verkleidete, d. h. sie stellte sich hinter einen Tisch, steckte die Hände in ein Paar großer Schuhe; eine andere Dame, hinter ihr versteckt, begleitete mit ihren Händen die Rednergebärden meiner Mutter, was eine urdrollige Wirkung hervorbrachte. Am liebsten, und jedesmal mit größtem Beifall, trug sie in solcher Verbrämung Karl August Mayers jetzt selten mehr gehörtes Gedicht vor:

„Auf dem Dache sitzt der Spatz
Und die Spätzin sitzt daneben."

Zu Ehren meiner Mutter und der befreundeten Frau Löhlein — zweier Paulinen — ließen Professor Löhlein und mein Vater eine hübsche Bank am Waldsaum auf dem Wege nach der „Klause" herstellen und „Paulinenruhe" taufen; eine großartige Feier mit Festzug, Blumengewinden, Banktaufreden ward ins Werk gesetzt, wobei ich Dreizehnjähriger die Keckheit hatte, eine Festrede zu halten; später habe ich die Vorliebe für Festreden und Trinksprüche völlig eingebüßt.

Die schöne Holzbank war schon ein Jahr nachher, als wir einen Tagesausflug dorthin unternahmen, vollständig vom Erdboden verschwunden. Man sieht: schon vor dem späteren Weltkrieg gab es Schänder und „Barbaren" in deutschen Landen. —

Herrenalb war damals ein einfaches Dorf, eine echte Sommerfrische. Die „Villa Falkenstein" — auch „Villa Mahl" nach ihrem etwas verwachsenen, bucklichten Besitzer geheißen — lag weit außer-

halb des Dorfes. Irgendwelche Fremdenheime gab es sonst nicht; nur die altberühmten Häuser „Ochsen" und „Sonne" lockten Sonntagsausflügler aus Karlsruhe an. Das Albtalbähnchen lag noch ein Menschenalter lang im Schoße der Götter.

Zwei alte, englische Offiziere, die in Indien gedient hatten, zwei köstliche ausgemergelte Steiffschächter, die richtigen Engländergestalten aus Witzblättern, gingen den ganzen Tag auf der Landstraße auf und ab, indem sie ihre Regenschirme in eigentümlicher Weise auf dem Rücken querüber unter dem Arme trugen, was uns Kinder natürlich zur Nachäffung reizte.

Man unternahm in großer Kurgastgesellschaft gemeinsame Ausflüge nach dem Heukopf, nach Frauenalb in den „König von Preußen", wo wir einmal tüchtig eingeregnet wurden, und waren ein Herz und eine Seele, und dies alles noch ohne Kurkarte, ohne Kurtaxe, ohne Kurmusik.

## 22. Stadtkindlichkeit.

Ein nordisches Stadtkind auf dem Land im Schwarzwald war höchlich verwundert, daß eine Kuh beim Melken warme Milch gab, und meinte: das komme daher, weil die Kuh den ganzen Tag über im heißen Sonnenschein auf den Wiesen gestanden sei . . .

## 23. Eine Knabenerinnerung.

Von jeher liebte ich ein scharfes, gewürztes Essen. Was man mir auch dagegen einzuwenden versuchte, nicht einmal das furchtbare Drohwort: Die Ärzte hielten es für schädlich!, wollte mir irgendwie Eindruck machen.

Und genau so halte ich es noch heute und habe trotz maßlos scharfen Essens das achtzigste Lebensjahr erreicht.

Mit dreizehn Jahren war ich zum erstenmal zu Herrenalb in der Sommerfrische. Damals war dieser, jetzt nahezu zum Weltbad gewordene Kurort noch ein Dorf; weiter nichts. Ganz außerhalb des Dorfes lag ein Fremdenheim, die „Villa Falkenstein". Sie ist heute noch eines der gerühmtesten Häuser dort, wenn auch baulich vollständig verändert gegen damals. Leute, die sie in jenen alten Zeiten kannten, würden sie nicht wiedererkennen. Dort war ich drei Wochen mit Eltern und Geschwistern in der Sommerfrische.

Was mir aber lieber war als Waldluft, Wasser und Bergwiesen — worauf Knaben kein übertrieben großes Gewicht legen —, das war: daß ich im geheimen Gelegenheit hatte, meiner Lust, scharf zu essen, ungestraft frönen zu können; was daheim nicht möglich war.

Vor jeder Mittagsmahlzeit erspähte ich den Augenblick, wo die Kellnerinnen den Tisch gedeckt hatten und ein Viertelstündchen Ruhe eingetreten war, d. h. bis die Suppe aufgetragen und den Badegästen zum Essen geläutet ward, um schnell und ungesehen in den Speisesaal zu flitzen. Dort ergatterte ich mir rasch ein Brot, bestrich es mit einer dicken Lage Senf, worauf ich zur Krönung des wahren Satanssessens noch unsinnig Salz und Pfeffer streute.

Mit dieser, in vieler Augen gewiß grausigen Beute eilte ich in den Garten, verzehrte es „hehlingen" in einem Gesträuch, oder noch lieber suchte ich ein gewisses Örtlein auf, das im Garten am Straßenrande stand, worin ich mich einschloß und, ganz sicher vor Entdeckung, das eroberte Teufelsbrot mit größtem Genuß und Behagen verzehrte. Ich weiß noch deutlich: es hing ein Bild an des Örtleins Wand, das mich mächtig fesselte; aus einer Zeitschrift herausgeschnitten, das die um einen Tisch sitzenden Kaiser Napoleon III. der Franzosen und Kaiser Franz Joseph I. von Österreich darstellte, wie sie soeben den 1859er Frieden von Villafranka schlossen!

Dann eilte ich zum Mittagsmahl in den Saal, wo die Eltern schon eingetroffen waren, und setzte das unschuldigste Knabengesicht von der Welt auf. Hätte mein Vater gewußt, was ich soeben „Gesundheitschädliches" gebost hatte, hätte es sicherlich ebenfalls gesalzene und gepfefferte Prügel abgesetzt.

## 24. Ein Küchenkulturbildchen aus der letzten Biedermeierzeit.

Neben dem Herd in der Küche meiner Großmutter stand der Gänsestall. Das Gänsestopfen war ein allgemein verbreiteter Brauch.

Zwei jammervolle Unglückswesen, die schnatternd ihre langgehalsten Köpfe durch ein Gatter streckten, wurden allabendlich von der Köchin mit Welschkorn bis zur Bewußtlosigkeit, bis zum Platzen vollgestopft, um die gehörige Fettleibigkeit zu erlangen.

Beim elenden Schein einer Unschlittkerze, neben der die Lichtputze lag, mit der zuweilen die kohlenden Butzen geschneuzt oder geschnuppt wurden, ging der schreckliche, tierquälerische Hergang vor sich. Gas und elektrisches Licht gab es ja noch lange nicht.

Zwei große Kupferkübel, mit Wasser gefüllt, standen auf einem Holzbänkchen am Küchenfenster neben dem Wasserstein; in einem der Kübel lag die große „Wasserschapf" aus Kupfer.

Die gänsestopfende Köchin mußte, wie allgemein üblich, das Wasser vom Pumpbrunnen im Hof auf dem Kopfe zur Küche

tragen; ein „Bausch" auf dem Scheitel erleichterte das Tragen etwas. Wasserleitungen gab es gleichfalls noch lange keine.

Die Köchinnen hatten schwer unter der Last die Treppe hinauf zu keuchen.

Die Erfindungen und Errungenschaften moderner Zeiten bereiteten den Menschen zwar das Leben erheblich leichter, aber glücklicher und zufriedener haben sie die Menschen nicht gemacht.

## 25. Eine Biedermeierzeitschrift.

Kein Kulturschriftsteller, der sich daran macht, über das Biedermeier sich zu verbreiten, sollte versäumen, eine Zeitschrift genau durchzunehmen, aus der er die Luft der Biedermeierzeit in vollen, tiefen Zügen einatmen kann.

Das sind die „Düsseldorfer Monatshefte", die von Mitte der 1840er bis Mitte der 1850er Jahre in zehn stattlichen Bänden erschienen sind.

Mein Großvater von Mutterseite, der alte Hofrat Schmidt, besaß sie als regelmäßiger Mieter vollständig und ich habe sie mir in meiner ganzen Knabenzeit derart gründlich zu Gemüte geführt, daß mir nicht nur ihre wertvollen, ausgezeichneten Abbildungen, sondern auch ungezählte Witze und Späße in deutlichster, wortwörtlichster Erinnerung stehen.

So oft ich zu meinen Großeltern kam, saß ich nach wenig Augenblicken schon über den „Düsseldorfer Monatsheften" und hatte die Welt darüber vergessen.

Für Kostümkünstler an Theatern sind ihre Trachtenbilder eine unvergleichliche Fundgrube . . .

## 26. Biedermeierbetrachtung.

Man liest so manchmal in „gelehrten" Büchern die verwegene, gänzlich aus der Luft gegriffene Behauptung: die Biedermeierzeit habe von 1815 bis 1848 gewährt!

Solche Kulturschreiber haben jedenfalls nicht vor 1870 gelebt, nicht Menschen aus jenen Tagen persönlich mehr gekannt.

Es ist überhaupt ein Unding, einen großen Zeitabschnitt nach Jahreszahlen bestimmt abgrenzen zu wollen.

Auch die Zopfzeit ist nicht mit einem bestimmten Jahre zu Ende gewesen; die allerletzten Zöpfe sind, so überraschend dies klingen mag, erst mit der Umwälzung von 1848 gefallen.

Mein Vater erzählte mir zuweilen: daß einige alte Herren in Karlsruhe, die sich nicht um die Welt von ihren Zöpfen trennen zu können schienen, noch in den 1840er Jahren ihren Nackenschmuck

hinter hohen, steilen Kragen, sogenannten „Vatermördern", schamhaft zu verbergen wußten, bis endlich das genannte Sturmjahr ihrer Liebhaberei den Garaus machte. Sonst wären sie wohl selber sich zu lächerlich geworden.

Nein, die Biedermeierzeit ist beileibe nicht mit dem Jahr 1848 zu Grabe getragen worden; wenn auch anerkannt werden muß, daß ihre Höhe- und Blütezeit natürlich die 1830er und 1840er Jahre waren.

In den 1850er und 1860er Jahren erst flaute und ebbte sie dann allgemach ab; man kann sagen: Bismarck und das Kriegsjahr 1870 erst waren die Totengräber ihrer allerletzten Ausläufer.

Die Menschen, die etwa von 1800 an lebten, ihr ganzes Dasein im Biedermeierstil und -ton verbrachten, haben ihr biedermeierisches Gehaben nicht schon mit fünfzig Jahren völlig abzuschütteln vermocht.

Ich habe noch so viele Leute gekannt, unter alten Verwandten und Freunden, die so urechte Biedermeiergestalten waren, die in ihren überkommenen Biedermeierzimmern, unter ihren Biedermeiermöbeln lebten, noch völlige Biedermeiergedanken hegten, daß sie sich nur schwer und sehr allmählich in moderne Anschauungen einleben konnten.

Wie gesagt: erst die umwertenden Ereignisse des Jahres 1870, das ungesund schnelle Aufblühen der Industrie, die überraschende Zunahme der Bevölkerung in Stadt und Land, die völlig veränderten Begriffe, die alles Biedermeiertum wie in einem Wirbel erfaßten und auseinanderstieben ließen, haben die alte, deutsche, bürgerliche, ja spießbürgerliche Gemächlichkeit ins Grab geschaufelt.

Ja, mir selber haftet aus der Jugendzeit her noch ein gut Stück Biedermeiertum an.

Die Biedermeierzeit war schön und urgemütlich, wenn auch mit einer guten Messerspitze voll Philisterhaftigkeit und Schlafmützigkeit untermischt . . .

## 27. Eine Herbstfahrt zur Knabenzeit.

Ich durfte meine Eltern auf entzückender Herbstreise durch das Schwabenland begleiten, zum erstenmal im Leben Stuttgart schauen, die altehrwürdigen Städte Eßlingen, wo ich später so oft zu Gaste weilen durfte, Tübingen, wo mich das schneeweiße Gerippe der Zeitungsträgerin so schaudern machte, das malerisch gelegene Rottweil besuchen und den hoch in die Landschaft ragenden Hohenzollern ersteigen!

In Konstanz wurden alte Freunde lustig überrascht. Man feierte

gerade den 100. Geburtstag Alexander von Humboldts — es war also der 14. September 1869 —, einen Tag, der damals in der ganzen Welt festlich begangen ward.

Von Albbruck ward der Heimweg über den Schwarzwald in offenem Wagen zurückgelegt, St. Blasien mit seiner herrlichen, glockenberaubten Rundkirche, das ich damals zum ersten und bislang letzten Male schaute, kurz gestreift, den wundervollen Seespiegeln des Titisees und des Schluchsees, die zu jener Zeit noch einsam und weltverlassen lagen und noch lange nicht sommers und winters den Sportlern aus ganz Deutschland als Reiseziele dienten, bewundernde Blicke zugeworfen.

O schöne Tage! Nichts geht über eine Fahrt im offenen, pferdebespannten Reisewagen, wie man in alten Zeiten reiste, tagelang, wochenlang. Mein späterer Freund Hansjakob hat ganz recht gehabt, daß er es möglichst oft so machte . . .

Die Eltern waren noch jugendkräftig und lebensheiter, Weltkrieg und Inflation noch in Jahrzehntenferne, und rings umher das Dasein voll goldener Sonne — solange keine mathematischen Lehrbücher mit ihren Wetterwolken die Morgenbläue des Knabenhimmels verfinsterten . . .

## 28. Das weiße Gerippe von Tübingen.

Nicht von den „Toten von Lustnau" — einem Dorfe bei Tübingen —, wie Uhland tat, will ich reden, sondern von einem wirklichen, wahrhaftigen Tübinger Gerippe. —

Als vierzehnjähriger Knabe machte ich mit meinen Eltern ein Herbstreislein durch das Schwäbische.

Zu Tübingen kehrten wir bei meinem Oheim, dem berühmten Physiologen Karl von Vierordt ein — den persönlichen Adel verdankte er seinem Württembergischen Kronenorden, der nach alter Sitte, beziehungsweise Unsitte, solches bewirkte — und verbrachten einige Stunden in seinem Hause.

Na, kurz und gut: als wir ins Zimmer traten, gewahrten wir hinter einer Stubentüre, als wär's ein an der Wand stehendes, an allem teilnehmendes Familienglied, ein mittelgroßes, schneebleiches, uns, schauerlichen Lächelns, angrinsendes Gerippe. Es sah fast wie aus Weißsilber getrieben aus.

Die Tante jedoch sagte mit dem gleichgültigsten Tone von der Welt, auf die weiße, geisterhafte Erscheinung deutend: „Die hat uns vor sechs Wochen noch die Zeitungen ins Haus getragen!"

Mich gespensterlüsternen Knaben überrieselte natürlich ein leiser Schauer bei dieser wie ein Märchen klingenden Mitteilung. Daß

man in sechs Wochen vom fleisch- und fettbehangenen Menschen zum Totengerippe mit Sense und Hippe, wie man den Tod sich früher darstellte, verwesen könne, war mir noch nicht vorgekommen und wollte mir gar nicht ein.

Die Tante fuhr aber zu berichten fort, wie die unbemittelte Mutter der Zeitungsträgerin den Leichnam ihrer noch jugendlichen Tochter an die Anatomie verkauft und der Oheim ihn nach irgendeinem damals neu erfundenen Verfahren in unglaublich kurzer Zeit „präpariert" und in den jetzigen Zustand gebracht habe . . .

Es gibt einen sprichwortartigen Gedankenspan, der wohl vom Auslande stammt: „In jedem Hause stehe ein Skelett im Wandschrank", was bedeuten soll: in jeder Familie gebe es einen „dunkeln Punkt", einen „point noir".

Meine Tübinger Verwandten hatten nun ihr Skelett nicht im Wandschrank, sondern ganz offenkundig in der Wohnung stehen, auf daß männiglich sein memento mori ständig vor Augen habe! . . .

## 29. Ein Stücklein Schülerfrechheit.

Einer meiner Mitschüler hatte den Lehrer des Französischen durch irgend etwas in Harnisch gebracht.

Dieser stellte sich vor den unliebsamen, ungebärdigen Schüler hin und hielt ihm eine längere Standpauke.

Oskar hatte die Keckheit, am Schlusse der Strafrede dem grauhaarigen, würdigen Lehrer die herzlich unverschämte Frage, trotzdem sie ein Dichterwort in wenig angebrachter Weise heraufbeschwor, an den Kopf zu werfen:

„Ja, Herr Professor, was soll jetzt der langen Rede kurzer Sinn?" . . .

Einen Augenblick schien der Gute völlig entwaffnet, aus dem Gleichgewicht gebracht und ratlos dazustehen. Dann schritt er, etlichemal überlegend, wie er sich am besten aus der Sache ziehen könne, im Schulzimmer auf und ab.

Endlich hub er an: „Oskar, ich frage dich: Hast du dies aus Frechheit oder aus Dummheit gesagt? Hast du's aus Frechheit gesagt, dann muß ich dich vier Stunden in den «Karzer» sperren; hast du's aber aus Dummheit gesagt — je nun, dann ist doch Hopfen und Malz an dir verloren; dann lass' ich dich freiaus springen. Jetzt wähle!" . . .

Oskar fiel die Wahl nicht leicht; er besann sich etwas; der Freiheitsdrang überwog alle sonstigen Bedenken und er entschied sich für die — Dummheit! . . .

Der Professor hatte sich salomonisch klug aus der Schlinge der Verlegenheit gezogen und Oskar konnte als „dummer August" frei zu seinem Mittagsmahl eilen . . .

## 30. Eine Konfirmationserinnerung.

Am Tage des ersten Ganges zum heiligen Abendmahl war etwas unzweckmäßigerweise noch ein Nachmittagsgottesdienst anberaumt worden.

Da Gastmähler, die man bei solch festlichem Anlasse veranstaltete, in zahlreichen Familien schon zur Mittagszeit abgehalten wurden, so war dies für angehende, fünfzehnjährige Kneipgenies keine kleine Gefahr und Versuchung.

Und richtig: es begab sich, daß ein Mitkonfirmand, der mir gleichaltrige Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, zu besagtem Gottesdienst in höchst angeheitertem Zustand in die Kirche kam und die Nachmittagsfeier durch seine Bezechtheit in schandbarer Weise störte.

Eine Anzahl ältlicher Frauenzimmer ergrimmte dergestalt über den kirchenschänderischen Frevler, daß sie beim Schluß des Gottesdienstes an der Kirchenpforte den jugendlichen, durch den drohenden Weiberüberfall schon stark ernüchterten Missetäter abpaßten, und ihn, wie ein Rudel erboster, die Speere schwingender Amazonen, mit ihren Sonnenschirmen nicht übel zurichteten!

So geschehen in der Kleinen Kirche zu Karlsruhe am Sonntag Judika des denkwürdigen Jahres 1870.

## 31. 1870er Kriegspoesie.

An Ostern 1871 fuhr ich nach schöner, im Elternhause zu Karlsruhe verbrachter Freizeit wieder in meine Wertheimer Schule zurück.

Der ganze Eisenbahnwagen war gesteckt voll von Kriegsurlaubern, die selig, fast trunken vor Freude waren, daß der Krieg glücklich vorüber und daß sie heim durften; und in solch ausgelassener Stimmung sangen sie wohl kurz zuvor im Feldzug entstandene Lieder, die nicht immer sich hoffähig gaben.

Die Sänger wogen ihre Worte nicht auf der Goldwage. Durch Wolken schweren Tabakdunstes rauschten während der Fahrt durch den Odenwald aus feldzugverwitterten Kehlen derbe Strophen, von denen mir eine so nachdrücklichen Eindruck machte, daß sie sich mir tief ins Gedächtnis prägte:

„Auf der Brücke vor Paris
Saß ein altes Weib und schiß
In ein altes Butterfaß —
Großer Gott, wie rumpelt das!"

## 32. Ein Kabinettstück.

Am 1. September 1870, dem gewaltigen Tag, an dem in weiter Ferne die Entscheidungsschlacht von Sedan geschlagen wurde, weilte ich im Pfarrhaus zu Kork, sozusagen im Schatten des von Flammen brandrot beleuchteten Straßburger Münsters.

Mein Verwandter, der Pfarrer Theodor Schellenberg, zeigte mir eine eigenartige Kriegserinnerung, ein wahres Prachtstück, das ihm kurz zuvor aus den Trümmern der benachbarten, zusammengeschossenen Stadt Kehl zugetragen worden war, und worauf jede Kunstkammer hätte stolz sein können:

Im Ofen eines unter französischen Füllgeschossen in Brand geratenen Kehler Hauses standen eine gefüllte Zuckerdose und eine kleine, weiße Goethebüste zufällig und einträchtig nebeneinander — vermutlich waren sie in der Kopflosigkeit eiliger Flucht von den Hausbewohnern dort zusammengestellt worden.

Genug. Durch die Glut schmolz der Zucker; die dunkle, lavahafte, gärende Masse hob quirlend den Deckel der Zuckerbüchse und umflutete das Goethebildwerkchen, so daß nur der geisterhafte, bleiche Kopf des großen Dichters aus der tiefschwarzen Flüssigkeit leuchtend hervorragte.

Als das glühende Haus wieder erkaltete, erstarrte die zähflüssige Masse und ein absonderlich eigenartiges Gruppengebilde war auf diese wundersame Weise zurechtgestaltet worden, das sich leicht mit einem Messer vom eisernen Ofen lösen ließ und das keine künstlerische Absicht reizvoller hätte bilden können.

## 33. Mein Wertheimer Tafelklavier.

Als winterlicher Ersatz für mangelnde Finken und Nachtigallen, wurden auch in Wertheim, ach, mit heißem Bemühen und geringem Erfolge meine Musikstunden fortgesetzt.

Statt des schmer- und schwerbauchigen Karlsruher Orgelspielers Henrici suchte mich ein erheblich schmächtigeres Fräulein Moosbrugger in den Hallen der Tonkunst ein Stückchen weiterzufördern; die Unglückliche sollte gottlob die letzte sein, die sich der danklosen Aufgabe zu widmen hatte.

Aber woher in dem damals so kleinstädtischen Wertheim ein Klavier zum Üben hernehmen? Frau Ribstein, meine Hausmutter, besaß wohl einen schon recht ältlichen, dünnstimmig klingenden Flügel, doch nur bevorzugte, zartere, der Musikmeisterschaft nähergerückte Hände, als die meinen waren, durften dieses Heiligtum zu berühren wagen; zu Tonleitern und Fingerübungen wollte die sonst seelengute Frau ihre Klangwerkzeugkostbarkeit nicht herabwürdigen lassen.

Da half die gütige Gattin meines Mathematikhofrats Neuber, die von unserer Not vernommen hatte, menschenfreundlich aus der Verlegenheit: sie lieh mir ein uraltes, vorsintflutliches Tafelklavier, das wohl noch aus der Vorwelt der Tafelklaviere stammte, an dessen Fußtaste — „Pedal" — gar noch eine vollständige „Türkische Musik" mit schmetterndem Zinnera-Bummera spielte; nun war ich geborgen.

Zum Entsetzen des auf Beethoven eingeschworenen, häuslichen Kreises ertönten bald Klavierauszüge der in Wertheim am Main noch ungewohnten, wohl zum ersten Male gespielten, von meiner Pflegemutter Ribstein tief verabscheuten, von mir jedoch abgöttisch verehrten Wagnerschen Tonwerke. —

Meine Klavierlehrerin war so vernünftig und uneigennützig, mir eines Tages selbst zu eröffnen: „Herr Vierordt, ich meine, wir geben die Stunden künftig auf." Das war ein Wort zu rechter Zeit, und niemandem mehr, als mir, aus der Seele gesprochen.

Zehn Jugendjahre war ich mit der Musik gequält worden, einem verrannten Vorurteil zuliebe, weil man damals glaubte, Klavierspielen gehöre bedingungslos zur menschlichen Ausbildung.

Ich liebe Musik leidenschaftlich, bin aber ohne jede Gabe zur Selbstausübung. Später hatte ich fünfundzwanzig Jahre neben mir einen herrlichen Flügel stehen, ohne daß es mir eingefallen wäre, jemals ihn zu berühren. Wenn das kein „Kriterium" ist!

Meine nachmalige Gattin, von Beruf Konzert- und Oratoriensängerin, gab soviel auf mein Musikurteil, daß sie mich stets um Rat fragte, wenn sie Musikstückfolgen für ihre Konzertabende entwarf; und mein im Wettersteingebirg abgestürzter Freund Josef Mainzer behauptete gar von mir, wenn er mir in Deutschland und Italien mit seiner herrlichen Baritonstimme Lieder vorsang: „Auf der Welt hört kein Mensch mit poetischerem Ohr einem Liede zu."

Aber selber spielen, nein und aber nein!

Das gute Fräulein Moosbrugger hat mich glücklich von der Musikstundenqual erlöst. Dank sei ihrer Asche dafür! Die „Asche" ist wörtlich zu nehmen. Sie hat, als eines der ersten weiblichen Wesen in Deutschland, ihren Leichnam später verbrennen lassen, ein Zeichen ihrer starkgeistigen Ungewöhnlichkeit und Vorurteilslosigkeit . . .

## 34. Gassenbildchen aus Alt-Wertheim von 1872.

Die Schwester meines Wertheimer Hausvaters Ribstein, ein altes Fräulein Marie Ribstein, kam für längere Zeit zu Besuch zu uns nach dem lieben Mainstädtchen.

Sie hatte Fritz Reuters „Ut mine Stromtid" aus Heidelberg, ihrem Wohnort, mitgebracht und aus ihrem Munde hörte ich zum ersten Male preisend den ruhmvollen Namen: Fritz Reuter! Sie las uns abends aus der „Stromtid" vor, aber ich muß leider bekennen, daß mir noch lange kein Verständnis für die wunderbaren Schönheiten des plattdeutschen Dichters aufgehen wollte. Spätreif, wie ich in allem war, brauchte es noch fast ein volles Jahrzehnt hierzu, bis mir der Knopf gesprungen war. —

Die Reuterschwärmerin kam eines Tages, außer sich vor Schrecken und Entsetzen, nach Hause; sie hatte durch ein benachbartes Gäßchen einen Gang gemacht: da war durch eine nach der Straße führende Abflußröhre unter allerhand herausspritzendem Küchenkehricht eine leibhaftige Ratte mit herausgesprungen, die zutraulich genug war, sich unter dem flatternden Gewande des vorüberwandelnden Frauenzimmers eine neue Heimstätte bereiten zu wollen. Empört über diese rattenseits beabsichtigte Neugründung, trat sie das ekle Ungeziefer tot . . .

So innig konnten sich die gegenseitigen Beziehungen zwischen Menschen- und Tierwelt in den bescheidenen Gäßchen Alt-Wertheims damals noch gestalten!

## 35. Die Rigistiefel.

Mein mich unablässig peinigender Mathematiklehrer in Wertheim am Main hatte auch seine freundlichen Seiten, wovon allerdings seine Schüler nichts zu verspüren bekamen.

Er verstand als unterhaltender Gesellschafter in behaglicher Redeseligkeit zu plaudern, des ich selber Zeuge sein durfte.

Unter dem Fenster meines bescheidenen Zimmerchens, darin ich als „Pensionär" hauste, war ein Biergarten. Darin saß der Professor häufig an Sommerabenden und berichtete einer Schar bewundernder Zuhörer von seinen Reiseerlebnissen.

Ich stand oben hinterm Vorhängchen am offenen Fenster und belauschte den Ahnungslosen, wenn er drunten loslegte.

Es waren keine herzerschütternden Wanderungen, von denen der Erzähler Mitteilung machen konnte, sondern recht alltägliche Spießbürgereien, aber für damalige Wertheimer Ohren immerhin erlesene Biertischschmäuse.

Er hatte einen ausgesprochenen Lieblingsstoff: kein Alexander von Humboldt konnte größere Wunder von seiner Chimborassobesteigung berichten, als der unerschöpfliche, nimmermüde Professor von den abenteuervollen Fährlichkeiten seiner Erklimmung des Schweizer Berges — — Rigi! zum besten gab.

Einmal hatte er wieder in neuer Beleuchtung seinen fesselnden Bericht beendigt, als er seine Beine unterm Tische vorzog und die recht gewöhnliche, lederne Beschuhung den atemlos gespannten Hörern fast in Tischhöhe vor die Nasen hinhielt, mit dem Finger auf das Wunder deutend und dies als letzten Trumpf ausspielend:

„Und diese Stiefel, meine Herrn, waren mit auf dem Rigi!" —

Allgemeines, großes, andächtiges Rigistiefelanstaunen!

## 36. Englische Königsgepflogenheiten.

Emilie Dittweiler, eine Base meiner Mutter, war über ein Menschenalter lang Kammerfrau der Königin Viktoria von England.

Eines Tages kam Ihre Großbritannische Majestät mit großem Gefolge zum Besuch ihrer Verwandten, der Fürstin Hohenlohe, nach Baden-Baden, und es ward alsbald im Schoße der Karlsruher „Basenschar" meiner Mutter beschlossen, der seelenguten Emilie vollzählig einen Gesamtbesuch abzustatten. Der Beschluß ward unverzüglich ins Werk gesetzt und ich durfte, als siebzehnjähriger angehender Jüngling, die Damen begleiten.

Man betrachtete mit Andacht in der „Villa Hohenlohe", der königlichen Absteigewohnung, das kurz zuvor von den Händen Ihrer Majestät benützte Seifenwasser, das noch unausgeleert in schwergoldener Schale schaumig auf dem Waschtische stand.

Unzählige Bilder des zwölf Jahre zuvor verstorbenen Prinzgemahls, Albert von Koburg, hingen und standen in allen möglichen Lebensaltern, Lagen und Stellungen in den Gemächern umher.

Neugierige Engländer belagerten in aufdringlichster Weise das Gartengeländer um den Frühjahrssitz ihrer Herrscherin mit Operngläsern und Fernröhren, so daß das fürstliche Gefolge mit ständigem Herablassen von Vorhängen und Rolläden alle Hände voll zu tun hatte.

Auf der Landstraße begegneten wir gegen Abend dem heimsausenden Halbwagen — Break — der Königin: da knickften die Basen so ehrfürchtig tief, daß zwei der in Unterwürfigkeit Ersterbenden rücklings in einen tückischen Straßengraben fielen, den sie vor lauter Verehrung in der Dämmerung nicht gewahrt hatten. —

Meine mütterliche Base war eine muster- und tugendhaft verschwiegene Kammerfrau der Großbritannischen Majestät; nur selten ließ sie etwas von englischen Hofgepflogenheiten durchsickern. Die

Herrscherin über England, Schottland, Irland und das riesige Kolonialreich hatte die Gewohnheit, allmorgenlich ein neues Korsett anzulegen, wofür ihr vom Lieferer drei Pfund Sterling (60 Mark) für das Stück berechnet wurden . . .

Die Königin, sonst milde, herzlich und menschlich teilnehmend an allem, was ihre Umgebung betraf, zwang aber jeweils, wenn sie Briefe schrieb, die Damen ihres Gefolges vier, sage vier, Stunden lang im Halbkreis ihren Schreibtisch zu umstehen und der hohen Briefschreiberin bei ihrer Arbeit zuzusehen.

Meine Berichterstatterin hatte sich auf diese Weise durch jahrelanges Umherstehen ein schmerzhaftes Fußleiden zugezogen und mußte dafür in Wildbad Heilung suchen, wohin Viktoria den eigenen Leibarzt, ohne eine Miene zu verziehen, ihr auf neun volle Wochen mitgab!

Da es die Königin, wie bekannt war, selten länger als drei Wochen am selben Ort aushielt, war ein ständiges Reiseleben. Selbst im Hochsommer mußten alle Pelze mitverfrachtet werden. Bei sommerlichem Gebirgsaufenthalt zu Balmoral in Schottland war das Pelzwerk einmal vergessen worden — flugs eilte der Königliche Sonderdampfer nach London zurück und holte das Vergessene, ohne daß es jedoch gebraucht worden wäre. Der Majestät genügte das Gefühl des nahen Vorhandenseins.

Nachts mußte in jedem Gemache des jeweiligen Aufenthalts eine Kerze brennen, da die hohe Dame sich offenbar in den schauerlichen, oft durch Mordtaten mit Blut besudelten Räumen ihrer Schlösser — und welche Geschichte wäre blutiger als die englische Königsgeschichte? — wenig behaglich fühlte.

Die Sitte wirkt, scheint es, ansteckend. Meine Tante mußte später in ihrem Karlsruher Kammerfrauenruhestande gleichfalls nachts in jedem ihrer Zimmer eine Wachskerze brennen haben!

Die vielen Kinder der Königin Viktoria aus der Ehe mit Albert von Koburg, vorab der älteste Sohn, der spätere König Eduard VII., dessen gutes Herz meine Verwandte nicht genug rühmen konnte, und den sie so darzustellen wußte, als ob er kein Wässerlein trüben könne, pflegten auf den langen, hallenden Gängen, ja zuweilen auf den schmalen Galerien der Schlösser mit wehenden Mänteln und Röcken derart im Sturmschritt zu laufen, daß es oft starke, unliebsame Zusammenstöße setzte. Sie hatten es, scheint's, zu wichtig und wollten keine Minute verlieren.

Hinter Sinn und Zweck dieser rasenden Sturmläuferei, sagte meine Tante, sei sie niemals gekommen; doch sei es eine aus-

geprägte, höchst ungemütliche Gewohnheit aller englischen Königssöhne und -töchter gewesen.

Als Eduard, der Prinz von Wales, einmal Karlsruhe streifte, ließ er Emilie Dittweiler an die Bahn kommen zur Begrüßung; es war fast eine Verlegenheit für sie, den polizeilich abgesperrten Bahnsteig zu überqueren, um, angesichts der neugierigen Volksmenge, allein zum Fürstenwagen geleitet zu werden. Die Königin, wie ihre ganze Familie, waren von rührender Aufmerksamkeit, Anhänglichkeit und Treue gegen alle, die ihnen gedient hatten.

1899 starb meine Verwandte zu Karlsruhe im fünften Jahr ihres Ruhestandes. Die Königin war seiner Zeit ganz unglücklich, als sie sich von ihrer treuen Dienerin trennen mußte; sie wollte sie durchaus in ihrem Palaste zu London bei sich behalten, ja, sie wollte sogar Emiliens Schwester ebenfalls im Buckingham-Palace bei sich aufnehmen. Diese, mit ihrer guten, unverfälschten Karlsruher Mundart, hätte keine gute Figur auf dem englischen Königsparkette gespielt.

Königin Viktoria ließ ein mächtiges, weißes Marmorkreuz auf Emiliens Gruft setzen, verfaßte selbst die Grabschrift in englischer Sprache und ließ mich ersuchen, ihre Worte ins Deutsche zu übertragen.

Sie selber sprach mit Vorliebe Deutsch und verstand es vortrefflich. Eine deutsche Grabschrift zu verfassen, die in Marmor gemeißelt werden sollte, traute sie sich aber doch nicht zu.

Sie belustigte sich einmal, als die Oberin des Klosters Lichtental bei Baden-Baden sie mit „Majeschtät" in ihrer Oberländer Mundart anredete und sagte es ihr in tadellosem Deutsch, wie dieses Wort sich ausgesprochen gehöre.

Die Königin hatte sogar, bei ihrer Vorliebe für deutsches Wesen, und um stets in deutscher Sprachübung zu bleiben, nacheinander drei Karlsruherinnen als Kammerfrauen um sich; deren dreier Dienstjahre, zusammengerechnet, über ein halbes Jahrhundert ausmachen.

Unter Viktorias Zepter wäre es niemals zum Kriege mit Deutschland gekommen, weil sie so sehr deutsches Wesen liebte, wie die Deutschen überhaupt — außer Bismarck!

Der hatte bekanntlich die bedeutendsten Orden aller Herrscher der Erde — nur keinen englischen . . .

Die Grabschrift, die die Königin verfaßte und die ich auf königlichen Wunsch übersetzte — sie ist heute noch in der Reihe der Grüfte des Karlsruher Friedhofes zu lesen — lautet:



BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Zum ehrenden Gedächtnis
an
Emilie Dittweiler
geb. 19. Juli 1829
gest. 10. März 1899
dreißig Jahre hindurch
die treue Kammerfrau und Freundin
der Königin von Großbritannien und Irland
Victoria
Kaiserin von Indien,
welche dieses Kreuz errichten ließ
als Zeichen aufrichtiger Anerkennung.

### 37. Angewöhnte Redensarten.

Zu Rastatt lebte der alte Medizinalrat Haug, der sein ganzes langes Leben als praktischer Arzt in der ehemaligen deutschen Bundesfestung tätig war, und, wie wir dies aus meinem lustigen Knabenerlebnis im „Buch meines Lebens" wissen, unablässig sich der Redensart: „Ich muß Ihnen offenherzig gestehen!" befliß.

31

Jeder mag sich auf ähnlichen Lieblingswörtern und bevorzugten Satzweisen ertappen, und man darf nicht allzu strenge damit ins Gericht gehen, wofern sie einen Sinn haben.

Unerträglich aber wird es, wenn jemand völlig sinnlose, halbverrückte Satzungetüme hervorstößt. So lernte ich zu Ansbach in den 1870er Jahren einen älteren Herrn kennen, der unablässig das grausige, einen fast zur Verzweiflung bringende Wortgemengsel oder besser Sprach-Nagelfluhgebilde: „Nachher-wiederum-warnoch einmal" zwischen den Zähnen hervorknirschte und seine Sätze damit verbrämte . . .

### 38. Der Lehrer Fehr.

Ein alter, etwas steifschächtiger Lehrer, namens Fehr, pflegte sich in seiner schulmeisterlichen Fadengeradheit, seinen Namen genau buchstabend, vorzustellen:

„Mein Name ist Fehr: F — e — h — r!"

Als er dies wieder einmal, einem Witzbold gegenüber, tat, gab ihm dieser schlagfertig heim:

„Das freut mich sehr: ſ — e — h — r!"

### 39. Klassischer Geschmack im Norden.

Beim ersten Kunsthändler eines süddeutschen Fürstensitzes wollte ich die „Venus von Capua" mit ihrem auffällig abgeplatteten Kopfe kaufen.

Trotz meiner ausführlichen Angabe vermochte ich dem ehrsamen Verkäufer nicht ganz klarzumachen, welche der Antiken ich zu besitzen wünschte; denn die Figur selber war nicht vorrätig.

Da gab er mir, meine Erklärung abschneidend, den klassischen Bescheid:

„Wir führen dieses Kunstwerk nicht; hier wünscht man die Köpf' nur komplett!"

## 40. Ein altbadischer Geldprotz.

Ein badischer Großgeldprotz älterer Zeit, der sich vom gewöhnlichen Arbeiter zum reichen Fabrikherrn aufgeschwungen hatte, seine mangelhafte Kinderstube jedoch nicht zu verleugnen vermochte, rief in abendlicher Wirtshausherrenrunde:

„Ich kann alle Sprachen sprechen. Wenn ich im Ausland reise, streck' ich bloß die Zung' 'raus, leg' ein Goldstück drauf und jedermann versteht mich."

## 41. Eine Lanze für die Birch-Pfeiffer.

In meinen Knabenzeiten hatte ich oft Gelegenheit, in den Stadttheatern zu Freiburg im Breisgau und Konstanz, aber auch im Karlsruher Hoftheater, rührsame, doch immer bühnenwirksame Stücke der vielbewunderten, vielgespielten, und dann so vielgeschmähten Charlotte Birch-Pfeiffer zu sehen.

Ihre Stücke bewiesen in allen Ländern, keineswegs nur in Deutschland, ihre unverwüstliche Zugkraft. Die größten Darsteller und Darstellerinnen spielten jahrzehntelang die dankbaren Rollen, die Charlotte für sie zu schreiben verstand. Welche Erfolge hatte die berühmte Neumann-Haizinger als Lorle in „Dorf und Stadt" oder die sprachgewaltige Johanna Lange-Scherzer, eine der größten Künstlerinnen des Karlsruher Hoftheaters, mit dem „Goldbauer" und der „Grille"!

Im Sommer 1882 hielt ich mich auf einer Nordkapreise mehrere Tage lang in Hammerfest, der nördlichsten Stadt der Erde, auf, und siehe: an der Wand eines der dort üblichen Holzhäuser prangte mir ein fettgedruckter Schauspielzettel entgegen: „Die Waise von Lowood" von Charlotte Birch-Pfeiffer!

Charlotte war selber einst Schauspielerin und eine gewandte Regiekünstlerin; sie verstand sich auf „Theatereffekte" wie nur selten jemand.

Ich sah im Freiburger Stadttheater „Pfefferröschen" und den erschütternden „Glöckner von Notredame", in Konstanz ihren „Jo-

hannes Gutenberg", in Karlsruhe „Die Grille" sowie „Die Waise von Lowood" aufführen; den Schrei der Wahnsinnigen, von einer guten Schauspielerin markdurchschütternd herausgestoßen, vergißt man niemals im Leben, so wenig wie den nächtlichen Verzweiflungsschrei der Adelheid von Walldorf im „Götz von Berlichingen".

Trotz aller Birch-Pfeiffer-Bilderstürmerei werden ihre Dramen immer und immer wieder auferstehen und nicht so leicht gänzlich von der Bühne zu vertreiben sein. Sie sind trotz ihrer Rührsamkeit besser als manch späteres französisches Ehebruchstück.

Der alte Siegeszug der unverwüstlichen Charlotte wird wohl für immer dahin sein, aber sie hatte ihre Zeit gehabt, die sie richtig ausfüllte, und mehr kann man von niemandem verlangen . . .

## 42. „Schach dem König!"

Im Karlsruher Hoftheater wurde gegen Ende der 1860er Jahre das reizende, leider längst vom Spielplan verschwundene Lustspiel „Schach dem König!" von Hippolyt Schauffert gegeben, das sich geraume Zeit als beliebtes Stück in der Gunst der Hörer erhielt.

Es behandelte die Einführung des Tabakrauchens in England. Die Todesstrafe stand ursprünglich auf dieser neuen Sitte bzw. Unsitte, bis es gelang, in einer Londoner Kneipe den König Jakob I. selbst zum heimlichen Raucher umzustimmen. Dies bewirkte die Aufhebung der schweren Strafe und die endgültige Freigabe des Tabakrauchens.

Das Stück war mit dem Wiener Schillerpreis gekrönt worden und machte den Siegeszug über alle deutschen Bühnen. Zu Karlsruhe lag die Hauptrolle, König Jakob I., in den Händen des „alten Höcker", eines der größten Darsteller, die jemals an der Hofbühne tätig waren. Ein feinerer Charakterspieler ließ sich gar nicht ausdenken.

Der Verfasser des Stückes war ein noch junger Mann, ein Pfälzer, auf den man als den deutschen Lustspieldichter der Zukunft die höchsten Hoffnungen setzte. Leider ist er kurz nach seinen Triumphen gestorben. Mit ihm ist sicherlich eine große dramatische Begabung dahingegangen.

Rührend war die Teilnahme seiner Pfälzer Landsleute an seinem im Flug errungenen Ruhme. Die Pfälzer waren so stolz auf ihren jungen, soeben entdeckten Dichter, daß sie in großen Scharen, sogar in Sonderzügen, weil die fahrplanmäßigen nicht ausreichten, über die nicht lange zuvor erstellte Maxauer Eisenbahnschiffbrücke nach der badischen Residenz befördert wurden. Das Theater konnte

trotz mehrfacher Wiederholungen die Menge der schaulustigen Überrheiner kaum fassen.

Ich habe zuweilen schon Spielleiter auf das Schauffertsche Stück hingewiesen, sie möchten es doch wieder ausgraben!

## 43. Theater von einst und jetzt.

Wenn ich vor fünfzig Jahren in das berühmte, noch von Eduard Devrientschen Überlieferungen zehrende Karlsruher Hoftheater kam und mich im Zuschauerraum umsah, so kannte ich, ohne Übertreibung, gewiß den dritten, vierten Menschen der Zuhörer; und wenn ich gar in der Pause das „Foyer", wie man damals mit schnödem Fremdwort die Wandelhalle benannte, betrat, so kannte ich unter den hier sich Versammelnden nahezu jeden.

Meist waren es Offiziere, Staatsbeamte oder solche, die diesen Kreisen nahestanden und die vielfach in meinem elterlichen Hause verkehrten. Wir hatten eines der gastfreiesten Häuser der badischen Residenz alten Stils. Meine Mutter vereinigte zwei seltene Eigenschaften in wundersamer Weise: sie war große Weltdame, sowie vortreffliche Hausfrau in einer und derselben Gestalt. Sie pflegte die große Geselligkeit in weltgewandter Weise, und mein Vater, der hierfür weniger geschaffen war, seiner Gattin aber jede Freude gönnen mochte, stellte ihr die erforderlichen Mittel zur Verfügung.

Im Theater bevorzugte ich als junger Mensch das „Stehparterre", weil ich da ganz ungesehen und unbeobachtet aus- und eingehen konnte. Von der Urgemütlichkeit dieser Einrichtung des Stehparterres kann man sich heute keine Vorstellung mehr machen.

Es war eigentlich mehr eine riesige, dunkle Höhle, rechts und links mit je einer gußeisernen Säule. Wohl dem, der so frühzeitig kam, daß er eine dieser beiden Säulen ergattern konnte, um sich daran anzulehnen. Der war wohl geborgen. Ich kam manche Viertelstunde zu frühe ins Theater, nur um dieses Glückes teilhaftig zu werden.

An diese Säulen gelehnt, wohnte ich unzähligen Theateraufführungen stehend bei — in der Jugend kennt man ja den Begriff Müdigkeit kaum — für den billigen Preis von einer Mark. Dieser bescheidene Preis war für Opern und Schauspiele durchaus gleich. Ideale Zeiten! Hier habe ich oft, als sozusagen Säulenheiliger, Wagners, Webers und Meyerbeers Tonschöpfungen gelauscht. Als dieses Stehparterre moderneren Umbauten weichen mußte, war ich sehr unglücklich, denn ich wußte, daß es nie wieder so schön und behaglich im Theater werde!

Oben, im Ersten Rang, hatten meine Eltern in einer Loge zwei

regelmäßige Plätze. Es gab damals nur zwei „Touren", eine gerade und eine ungerade. Später, als man drei „Touren" einrichtete und sie A, B, C benannte, spottete der Karlsruher Volkswitz darüber und taufte sie: Adel, Bürgertum, Canaille.

Hatte man auswärtigen Besuch mitgebracht, so stellte der Logenbeschließer stillschweigend einen Stuhl für den Gast in die Loge, ohne daß für den Eindringling eine weitere Eintrittskarte gelöst zu werden brauchte. Das war allgemein üblich und kein Mensch fand etwas darin. So bürgerlich-behaglich, aber auch so großzügig, ging es damals zu.

Im „Foyer" störte es mich oft, daß ich fast jeden kannte und schier unzähligemal angesprochen wurde, so daß ich es in Theatern anderer Städte wohltuend empfand, als Fremdling unbehelligt in eine Vorstellung zu können. Und oft wünschte ich mir, auch einmal zu Karlsruhe, ohne Bekannte zu treffen, in Theater und Foyer zu kommen.

Nach fünfzig Jahren ist mir dieser eitle Jugendwunsch über Wünschen und Erwarten leider noch erfüllt worden.

## 44. Von einer Theaterfreundin.

Am 28. Februar 1847 brannte das alte, feuergefährliche Karlsruher Hoftheater ab.

Eine leidenschaftliche Theaterschwärmerin, eine Frau Bauer, grämte sich so sehr darüber, und dabei hatte sie nicht etwa ein Angehöriges zu beklagen, daß der Schmerz sie auf das Krankenlager warf, von dem sie nicht mehr auferstehen sollte.

Den Gedanken, nicht mehr in ihr altgewohntes, altgeliebtes Theater zu kommen und Jahr und Tag warten zu müssen, bis ein neues gebaut sei, vermochte sie nicht zu überleben.

Sie rief meine Mutter, die damals noch ein lediges, siebzehnjähriges Mädchen war, an ihr Sterbebett und schenkte ihr zum Andenken eine geschmackvolle, reizende Rokokobrosche, die sich später auf mich vererbte und heute noch mit Vorliebe von meiner Frau getragen wird.

Wie oft erzählte meine selige Mutter von jener Frau Bauer und fügte stets traurig hinzu: „Ja, der Kummer über den Karlsruher Theaterbrand und die Aussicht, längere Zeit nicht ins Theater zu können, haben sie zu Grabe gebracht!"

Mit solch zäher Leidenschaft und Liebe hingen die alten Karlsruher an ihrem Hoftheater und an ihren Bühnenkünstlern. Sie durften aber auch ungewöhnlich genußvolle Theaterabende schauen; ich

brauche nur an einen Stern unter vielen zu erinnern, der alle strahlend überglänzte, an den ruhmreichen Namen: Amalie Haizinger!

## 45. „Wo liegen Ihre Güter?"

In der Mitte der 1870er Jahre machte der Schah von Persien, der „Sohn der Sonne", wie er sich anspruchsvoll nannte, seine erste kostspielige Reise durch Europa. Sie soll so kostspielig gewesen sein, daß sie sein unglückliches, asiatisches Sonnenreich in gewaltige Schulden gestürzt habe, was sich ja sehr wohl denken läßt.

Unter den zahlreichen Höfen und Höfchen, die der moderne Nachfolger des Darius Hystaspis und des Xerxes mit seinem schahlichen Besuche beehrte, befand sich auch der großherzogliche Hof zu Karlsruhe.

In Berlin, wo er vorher seine Sonnenordensonne leuchten ließ, hatte er im Theater von der Hofloge aus in den Sperrsitz hinab den beglückten preußischen Untertanen auf die Scheitel zu spucken geruht und auf dem „Parkettboden" seines Gastgemaches im Schlosse gar ein Opferlamm geschlachtet und mit Schafsblut den spiegelglänzenden Estrich besudelt.

Bis der edle, halbwilde Fremdling an einen süddeutschen Fürstensitz kam, mußte die morgenländische Majestät sich schon erheblich in der Kultur Europas vervollkommnet haben, denn von hier erzählt die Zeitgeschichte keine solch asiatischen Selbstherrscherscheußlichkeiten.

Im Gegenteil, er tat auf einem, ihm zu Ehren gegebenen Hofball eine für einen Schah erstaunlich menschliche Frage.

Er fragte nämlich den Präsidenten des Verwaltungshofes R..., einen Vater von acht kleinen, noch nicht mündigen Töchtern, als ihm dieser vorgestellt wurde:

„Wo liegen Ihre Güter?"

Der Präsident, der zwar, wie gesagt, mit Töchtern überreich, mit liegenden Gütern und Besitzungen jedoch nicht im geringsten gesegnet war, gab ihm nach seiner allerersten Verblüfftheit mit großer Geistesgegenwärtigkeit die hübsche Antwort:

„Daheim im Bett, Majestät!", womit er seine acht Töchter meinte ...

Ich bezweifle fast, ob der Schah in seiner Gottähnlichkeit und Erhabenheit über alles Menschlich-Bürgerliche, ohne etliche Worte der Erläuterung seitens des vorstellenden badischen Landesfürsten, dieses Scherzwort richtig zu erfassen imstande war ...



BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

## 46. Ein „korrespondierender" Traum.

Meine Mutter träumte: sie sei mit ihrem jüngsten, damals vier Jahre alten Söhnchen in den Tiergarten gegangen; da sei das Kind in den Bärenzwinger gefallen und eines der Tiere wolle soeben die Beute in Stücke reißen.

Entsetzt schreckte sie auf, lag einige Augenblicke hellen Wachens, dem grausigen Traume nachdenkend, als sie plötzlich das Wimmern ihres Kindes vernahm, dessen Bettchen unmittelbar am Bette meiner Mutter stand.

„Mama, hilf mir!"

„Was hast du denn?"

„Ich bin im Tiergarten in den Bärenzwinger gefallen und der Bär wollte mich zerreißen." —

Der Hausarzt, dem der Traum andern Morgens erzählt ward, nannte dies einen „korrespondierenden" Traum.

Vielleicht eine Art magnetischer Einwirkung oder Folge von elektrischen Wellen?

Beide hatten gleichzeitig dasselbe Traumgesicht gehabt.

## 47. Pauline Viardot und Pauline Vierordt.

Die berühmte französische Sängerin Pauline Viardot (= García), die Freundin Turgenjews, in deren Salons zu Baden-Baden sich oft eine „illustre" Gesellschaft — auch König Wilhelm I. und Königin Augusta von Preußen nahmen teil — bei Morgenfeiern und Abendmusiken bewegte, wohnte gegen Ende der 1860er Jahre vorübergehend in Karlsruhe.

Ihre Oper „Der letzte Zauberer" wurde von Eduard Devrient zur Aufführung gebracht und sie selbst trat sogar in der Titelrolle auf.

Nun, der Zufall wollte, daß die Pariser Gesangsgröße mit uns in einer Straße wohnte.

Meine Mutter, Frau Pauline Vierordt, kannte die fremdländische Künstlerin übrigens nicht persönlich.

Man vergleiche die beiden Namen oben im Titel und man wird zugeben müssen, daß beide sich ähneln, und daß Briefe, sowie Pakete, die nicht musterhaft deutlich in der Anschrift geschrieben waren, sehr leicht von Briefträgern und Postschaffnern in das falsche Haus getragen werden konnten.

Und so geschah es, daß die zahlreichen, fast täglichen Sendungen von Blumen, Süßigkeiten und Geschenken aller erdenklichen Art, die die gefeierte Sängerin von Verehrern aus nah und ferneher erhielt, in der Regel zuerst bei meiner Mutter versehentlich ab-

gegeben wurden, weil wir einer altbekannten, eingesessenen Familie angehörten.

Das Tragische dabei war nur, zumal für uns Kinder, daß die schönen Torten, Kuchen und „Bonbonnièren" — Blumen hätten wir billiger gegeben — grausamerweise wieder ausgeliefert werden mußten!

Wir wünschten natürlich aufs innigste, daß unsere gute Mutter gleichfalls eine so berühmte, gabenüberhäufte Kunstgröße sein möchte wie Madame Pauline Viardot — was uns niemand, der sich auf ein Kindergemüt versteht, verargen wird . . .

## 48. Porträtmaler Wilhelm Füßli.

Für einen der bedeutendsten zeitgenössischen Porträtmaler galt in den 1870er Jahren der Züricher Wilhelm Füßli, der sich aus verwandtschaftlichen Rücksichten für lange Zeit Karlsruhe zum Wohnort auserkoren hatte.

Meine Eltern gaben ihm den Auftrag, sie zu malen. Die Bildnisse sollten sogenannte Kniestücke sein.

Mein Vater, als ehemaliger altbadischer Offizier, wollte natürlich in seinem altgewohnten Waffenrock abgebildet werden — aber der Schweizer kehrte plötzlich schroff den Republikaner heraus und erklärte voller Entrüstung: er male keinen Orden und keine Waffenröcke!, er wolle jedoch meinen Vater in Jägerkleidung oder — da mein Vater dies lachend ablehnte, weil er im Jahre keine dreimal zur Jagd gehe — im Schlafrocke malen! Auch dies wies mein Vater fast als schlechten Scherz zurück, da er nur ungern und selten ein Hauskleid trug.

Zuletzt hatte der große Künstler, der ein federnder Spielball seiner Launen war, sich doch noch zum Malen des anfänglich so verhaßten Waffenrockes nebst Orden herbeigelassen, ohne seiner Künstlerehre gar zuviel zu vergeben; aber unzählige Male wurde das Werk überpinselt und ausgetilgt und wieder von neuem angefangen, so daß meinem Vater der Geduldsfaden riß und er dem Maler kurz vor der sechzigsten Sitzung die bestimmte Frist der Bildervollendung befehlshaberisch gebot.

Füßli war ein völliges Kind, wenn auch schon in sehr gereiften Mannesjahren stehend: bald warf er sich weinend auf das Sofa, bald schnellte er wieder lachend und scherzend empor, und schwang sich wie ein Kreisel durch den Malsaal.

Nur durch Gewaltspruch kamen meine Eltern ans Ende der Malsitzungen; sie haben den Tag der Beendigung ihrer Bildnisse gesegnet. Die Mühe hatte sich übrigens gelohnt: die Ölbilder waren

Meisterstücke geworden, denn Füßli verstand zu malen, insbesondere gelangen ihm die Hände vortrefflich, die bekanntlich zum Schwersten in der Darstellung gehören sollen.

Hätte mein ungeduldig gewordener Vater kein Machtwort mit dem Meister der Farbe gesprochen — Füßli malte noch jetzt, nach einem halben Jahrhundert, daran!

## 49. Barbara Ubrik.

Zu den weltaufsehenerregenden Staubaufwirbelungen meiner Knabenzeit gehörte die Barbara Ubrik.

In allen Wachsfigurenbuden oder -kabinetten, wie man im Schmockdeutsch damals sagte, sah man Ende der 1860er Jahre die kleine, verschrumpfte, verhutzelte Gestalt dieser galizischen Exnonne.

Ihre schreckliche Geschichte erregte das Mitleid und das Entsetzen der ganzen Welt.

Barbara Ubrik, die längst in Vergessenheit Hinabgetauchte, deren Namen aber dereinst auf aller Lippen schwebte, war die Insassin eines galizischen Frauenklosters.

Sie hatte sich aus irgendwelchen Gründen den tödlichen Haß ihrer Oberin zugezogen und war von ihr zu einer Haftstrafe verurteilt worden.

Zwanzig Jahre hatte die Unglückliche, sommers und winters, in völlig kleiderlosem Zustand, in niemals gereinigter, einem Holzstall ähnlicher Zelle bei kläglichster, dürftigster Nahrung geschmachtet und war zu einem Gerippe grausig abgemergelt.

Beim Besuch eines hohen, geistlichen Würdenträgers, der besichtigungshalber die dortigen Klöster bereiste, wurde, sei es durch Zufall, sei es durch Angeberei, der ungeheure Frevel entdeckt.

Barbara verließ das Kloster, für das die schwere Angelegenheit ein gerichtliches Nachspiel zur Folge hatte, nunmehr von zahlreichen, hilfsbereiten Händen aus aller Herren Ländern liebevoll betreut.

Und damit dem Trauerspiel das Satyrspiel nicht fehle, meldete sich ein auf seltsamen Freiersfüßen gehender, sparrenbehafteter Engländer, der just erklärte, nur eine europäische Merk- und Sehenswürdigkeit ersten Ranges ehelichen zu wollen, und reichte Barbara Ubrik die liebende Hand zum Ehebunde, so daß die bettelarme Nonne gar noch als reiche „Lady" ihr eigenartiges Leben beschließen durfte! . . .

## 50. Kora Perl.

Eine weniger tragische Nackterscheinung als die galizische Nonne Barbara Ubrik war die polnische Jüdin Kora Perl. Aber die beiden

östlichen Damen waren Zeitgenossinnen und allbeide wahre europäische Aufsehenerregerinnen, die eine wie die andere.

Kora war nämlich Nackttänzerin und, meines Wissens, sogar die allererste, die sich auf dem Boden Europas öffentlich in diesem wenig bekleideten Berufe sehen ließ. Sie tanzte Mitte der 1860er Jahre vor dem Pariser Publikum und paßte vorzüglich zu den Tagesereignissen des zweiten Kaiserreichs, die sie um eine sehenswerte Programmnummer bereicherte.

Zudem war sie die Freundin, die Geliebte des Prinzen Jérome Napoleon, genannt Plon-Plon, der durch seine „Avantüren" auf verschiedenen Gebieten seinen kaiserlichen Vetter Napoleon III. in nicht geringe Verlegenheiten und Ungelegenheiten versetzte.

Es war das Tagesgespräch, daß Prinz Plon-Plon sich allabendlich in das Theater verfügte, wo Kora Perl ihre tänzerischen Groß- und Glanzleistungen zum besten gab, und ganz Paris raunte sich zu, daß Seine Kaiserliche Hoheit der Tänzerin allergnädigste Beihilfe bei der „Toilette" zuteil werden lasse. Bei dieser „Toilette" war zwar keine allzu große Bemühung notwendig, da das Kostüm nur in einem leichtblätterigen Efeukranz um die schlanken Lenden der ostländischen Künstlerin bestand. Aber immerhin. —

Man durfte solche kaiserprinzlichen Tollheiten und Überschäumungen dem lebenslustigen Gemahl der frommen, langweiligen Clotilde von Savoyen, Viktor Emanuels II. Tochter — mit der ihr Gatte wohl nicht allzuviel gebetet haben wird — nicht zu dick und schwer ankreiden, wenn man an seine erbliche Belastung von Vaters Seite her denkt; war er doch der einzige, gesetzmäßig eheleibliche Sprosse des westfälischen „Morgen-wieder-luschtik"-Königs Jérome und einer allerdings sehr spießbürgerlich-biedern, schwäbischen Königstochter Katharina!

Ob Kora Perl, deren Namen den Nachgeborenen verschollen ist, ähnlich ihrer hispanischen Berufsgenossin, der aus der bayerischen Königsgeschichte sattsam bekannten Tänzerin Lola Montez, auf einem amerikanischen Strohsack in Not und Elend oder im Glanz eines Palastes, vielleicht als Gattin eines „sensations"-lüsternen Gönners, wie jene Barbara Ubrik, ihr Nackttänzerinnendasein vollendet hat, entzieht sich meiner Kenntnis . . .

## 51. Es geht bei gedämpfter Trommel Klang...

In den 1870er Jahren, als wir noch auf der Kriegstraße zu Karlsruhe wohnten, bewegte sich, von dem unfernen „Militärspital" herkommend, so alle ein bis zwei Wochen vielleicht, ein ergreifender Trauerzug am Hause vorbei.

Saß ich hinten in meinem hofgelegenen Zimmer über Schulaufgaben, und vernahm ich schon aus der Ferne den schauerlichen, gedämpften Klang der Totentrommeln, unterbrach ich meine Arbeit und eilte, so schnell ich konnte, auf den nach der Straße gehenden Altan, um das Schauspiel mitanzusehen.

Da fuhr der einfache, zweiräderige Leichenwagen, eigentlich nur ein großer, schwarzer, länglich viereckiger Würfel, in den durch eine Hintertüre der Sarg geschoben wurde, von einem Pferde gezogen, vorüber. Vom Kopfe des Leichengaules, der in eine lange schwarze Decke gehüllt war, die nur die Augen freiließ, wehte nickend ein schwarzer Federnstrauß.

Eine weinende Mutter, ein gebeugter Vater, schritten hinter dem Soldatenpfarrer und dem schlichten Wagen her; ihnen meistens zur Seite der Hauptmann des jungverstorbenen Soldaten. Ein Teil der dazu befehligten Kompanie folgte, mehr oder weniger teilnahmevoll gestimmt.

Wirbelten aber mit dumpfen Schlägen die Trommeln, manchmal mit wirkungsvollen Pausen der Trommler, so ging einem das durch Mark und Bein und man konnte sich oft nur mit Mühe der Tränen enthalten. Es tönte so schaurig, so eindrucksvoll, als schritte der Zug etwa zur Hinrichtung eines durch das Kriegsgericht zum Tode Verurteilten. Dachte man der lieben, schönen Jugend, die, so jählings und vorzeitig gefällt, in dem düstern Soldatensarge lag, konnte die Wehmut einen schon übermannen.

Meist wanderte der Zug zum nahen Bahnhofe, von wo die Leichen der im „Militärspital" Gestorbenen nach ihren Heimatorten weiterbefördert wurden.

Es war jedesmal ein neues, tiefbewegendes Schauspiel, wie man es heutzutage längst nicht mehr im eintönigen, weil farblos gewordenen Straßenbilde zu schauen bekommt!

## 52. Wie es bei Ordensverleihungen zuweilen herging.

Als in den 1850er Jahren ein hochfürstlicher Gast — ich glaube gar, es war der Zar Alexander II. von Rußland oder sonst ein ähnliches, ungeheures Tier — im Karlsruher Schlosse vorsprach und das Leibdragonerregiment zur Heerschau vor ihm ausrücken mußte, ward ein Offizier, der als schlechtester Reiter des Regiments verrufen war und von dem der Oberst befürchtete, daß er ihm „die Parade umschmeißen" werde, zur Ehrenwacht am Großherzoglichen Residenzschlosse befohlen. Daß er sich da wenigstens halbwegs anständig im Sattel halten werde, traute man ihm knapp noch zu.

Natürlich bekam der als untauglich Ausgemerzte als Ehrenwacht einzig und allein vom abreisenden Fürstengaste einen Orden verliehen, indes die „Muster-Reiter" alle leer ausgingen! . . .

## 53. Die Vorpostennacht bei Meckesheim.

Als Wachthabender eines „detaschierten Unteroffizierpostens", wie man in den schönen Zeiten, da wir noch ein Heer hatten, sagte, mußte ich alle zwei Stunden eine Schildwache zur Ablösung nach einem benachbarten Hügel senden.

Bei Nachteinbruch fing es ungemütlich zu rieseln an. Die Lichter aus dem nahen Meckesheim funkelten herüber und man hörte ferne Tanzmusik aus einem Wirtshaus — es war gerade „Großherzogs Geburtstag", der 9. September 1878, der dort drüben durch ein ländliches Ballfest begangen wurde.

Die Nacht, der Regen, die ferne Musik, die Müdigkeit vom Felddienste des Tages, alles zusammen stimmte schläfrig.

Zum Schutze gegen das zum Landregen ausartende Gerieſel beschlossen wir, uns in einen riesigen Strohschober auf einem nebenan gelegenen Feldstück einzugraben. Hier saßen wir, ein Drittel Dutzend Grenadiere und ich, der Wachthabende, warm und trocken wie Vögel im Neste. Aber die behagliche Wärme barg große, einschläfernde Gefahr in sich.

Durch die knisternden Strähnen des Strohs spähte ich öfters nach meinem Posten aus, der sich, über dem nachtdunkeln Umriß des Hügels in der Ferne, mit Gewehr und Helmspitze wie ein Bleisoldat auf dem schwarzgrauen Himmelshintergrund abhob.

Die Ablösung war soeben vom Hügel regentriefend zurückgekehrt und hatte sich gleichfalls zu uns in die mollige Wonne des Strohes verkrochen, und es mochte so kurz nach Mitternacht sein.

Im Städtlein gegenüber waren die Lichter erloschen, die Tanzmusik verstummt, und nur der Regen, der Regen troff und tropfte trübselig und unablässig auf unsern Schober; und mit dem eineintönigen Getröpfel schliefen wir alle nach fast übermenschlichem Kampfe mit den Schlummergeistern selig ein.

Ein leises Frösteln schreckte mich auf — zu meinem Entsetzen graute schon der Tag.

Eiligst rüttelte ich meine Leute auf, die in wonniger, dienst- und lebenvergessener Schlaftrunkenheit im Strohe schnarchten, und ließ in jäher Hast den schmählich vergessenen Posten auf seinem Hügel ablösen.

Der kam denn auch, durchfroren und wetterdurchweicht, schimpfend und fluchend, wozu der arme Kerl allen Grund hatte, zurück-

gestampft: er habe gepfiffen, gerufen, sei jedoch bei der Entfernung in Wind und Wetter nicht gehört worden — er war durch meine Schuld statt zwei Stunden fast fünfe verloren auf seinem Posten gestanden!

Hätte er sich bei den Vorgesetzten beschwert, ich wäre bös hereingefallen; es hätte mich vielleicht die Reserveleutnantsbestallung gekostet. Der Brave fühlte sich aber zu sehr als Kamerad; meine von Herzen quellende Entschuldigung und eine Handvoll stets Wunder tuender Zigarren beschwichtigten seinen Unmut.

Wundersamerweise wurden auch wir erst nach Sonnenaufgang von der Feldwacht aufgenommen, von der aus wir „detaschiert" waren, und von der wir — da sie wohl selber in seligen Schlummer gesunken war — gleichfalls völlig vergessen worden zu sein schienen.

Bei der ganzen peinlichen Geschichte hatte ich mehr Glück als Verstand und Überwindungskraft. Aber der Schlaf ist jederzeit von allen Feinden der gefährlichste des Kriegs- und des Friedenssoldaten gewesen!

## 54. „Blumigs Zeugs."

Am Schlusse meines Einjährigfreiwilligenjahres war mir die härteste Nuß zu knacken: die Reserveoffiziersprüfung!

Besonders war mir das schauderhafte „Exerzieren im Skelett", das zwar durchaus nichts mit Tod und Verwesung zu tun hatte, dafür aber um so mehr trockene Exerziermeistervorstellungskraft verlangte, neben den schriftlichen Prüfungsarbeiten eine Hauptqual: ich sollte, ungeachtet meiner gänzlichen Unwissenheit und Unfähigkeit in Mathematik und jeglicher „exakten" Wissenschaft, weltenfern von irgendwelchem technischen Vermögen, eine Abhandlung über das Gewehrschloß — o großer Gott! — und ähnliche Lieblichkeiten verfassen!

Ich weiß nicht mehr, wie ich es fertig brachte, etliche Großbogen gelblichen Schreibpapiers mit allerlei Krimskrams aus der Geschichte menschlicher und unmenschlicher Waffenerfindungen tatsächlich zurechtzuschweißen — oder sagen wir es deutsch, vollzuschmieren — es mußte ein durch novellenhafte Zutaten fast dichterisch angehauchter und anmutender Aufsatz ersprossen sein; denn mein guter Hauptmann von Böcklin stellte mich andern Tages auf dem Kasernenhof und meinte mit etwas gedämpfter Gereiztheit: „Ja, Vierordt, was hawwe Sie denn für blumigs Zeugs gschriebe?"

Ich bekam aber doch meine Bestallung und machte wiederholt, trotz mangelhafter „theoretischer" Gewehrschloßkenntnis, Übungen als Reserveleutnant mit.

## 55. Wie ich vom Militärdienst kam.

Von rechtswegen hätte ich meiner schlechten Augen halber gar nie zu den Soldaten kommen dürfen. Seit meinem vierzehnten Jahre schon mußte ich eine Brille tragen, also von einem derart unreifen Alter an, wo man sich noch in diesem zweifelhaften Schmucke gefällt, ja, sich sogar noch etwas darauf zugute tut.

Vielleicht bin ich selber schuld daran gewesen, daß mich der augenuntersuchende Militärarzt zum Soldatendienst bestimmte, da ich ihm meine große Lust dazu nicht verhehlte.

Die schwachen Augen haben mich beim Dienst auf Schritt und Tritt behindert; sie machten mir das Scheibenschießen unmöglich; sie schufen mich geradezu dienstunfähig, wenn beim Laufschritt, infolge Schweißvergusses, die Brillengläser anliefen und mich jeder Sehmöglichkeit beraubten.

Und dies ward zuletzt Ursache meiner Entlassung.

Im Frühjahr 1885 tat ich meine zweite Übung als Reserveleutnant und da begab sich auf dem „Großen Exerzierplatz" das Schreckliche oder Glückliche, wie man will, daß mir wieder einmal die Brillengläser angelaufen waren und mich nahezu blind gemacht hatten.

Ich sollte bei einer Kompanieübung den Zug meiner Leute nach einer bestimmten Richtung leiten und führte ihn genau nach der entgegengesetzten Seite.

Rasend vor Wut sprengte der Hauptmann Schaible auf seinem schweißschäumenden Fuchs an mich heran und brüllte mich an wie ein Besessener, wozu er, vom rein militärischen Standpunkt aus, auch volles Recht hatte.

Als Untergebener mußte ich mit geschlossenen Beinen stramm stillstehen, was mir aber unmöglich gemacht ward, indem der Herr Hauptmann in zorniger Erregung seinen Gaul mit dem schaumigen, linken Hinterteil an meine rechte Schulter drücken ließ, so daß es mich aus aller Stillstandsfassung brachte und schuhweise Schrittchen für Schrittchen zurückweichen ließ. Denn ich wollte nicht, daß mir das Tier mit den Hufen auf die Hühneraugen trete. Ich fühle heute noch deutlich den Gaul mit Gewalt an meine Schulter andrücken.

Ich entschuldigte mich bei dem Herrn Vorgesetzten mit meiner angelaufenen Brille, die mir jedes Sehen unmöglich gemacht habe.

„Nehmen Sie Ihren Abschied!" schrie er in bebender Wut vom Pferde herab, „wenn Sie nichts sehen können!"

Das war ein Wort zu rechter Zeit; das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Noch selbigen Tages begab ich mich zum Militärarzt —

auch die Offiziere, denen ich bei Tisch im Kasino mein Leid geklagt hatte, vorab der edle, preußische Major von Wangenheim, ein prächtiger, vornehm denkender Mann, sprachen mir gleichfalls zu, mein Abschiedsgesuch einzureichen — und der Militärarzt schrieb sein Gutachten und beglaubigte meine fernere Dienstuntauglichkeit.

Der sonst so gefürchtete „Blaue Brief", der kurz danach aus dem Berliner „Militärkabinett" an mich gelangte und den Abschied genehmigte, verursachte mir keine so große Schmerzen, wie er sonst den Berufsoffizieren zu bereiten pflegte ...

## 56. „Hawwe Se scho g'lade?"
(Haben Sie schon geladen?)

Mein lieber, alter, gutmütiger, ursüddeutsch veranlagter und urkarlsruhisch redender Grenadierhauptmann, von dem seine ihn vergötternden Soldaten stets behaupteten: „Unser Alter kommt einmal nicht um die Majorsecke!", der aber trotzdem noch Generalleutnant und Exzellenz wurde, war als „Bataillonskommandeur" in das thüringische Herzogsstädtchen Meiningen versetzt worden.

Die Meininger Füsiliere mögen sich öfters über seine, ihnen unverständlichen Wortungetüme, die so gar nicht für nord- oder auch nur mitteldeutsche Ohrmuscheln berechnet waren, die Köpfe zerbrochen haben.

In Meiningen läuft heute noch als lustige Legende ein Wort von ihm um, das er als dorthin verschlagener Stabsoffizier rätselaufgebend gesprochen hat.

Vor einem Ausmarsch in der Morgenfrühe rief er den wackeren Kriegsleuten zu:

„Hawwe Se scho g'lade?!"

Die Mannschaft erwiderte in Reih' und Glied wie aus einem Munde:

„Nein, Kaffee, Herr Major!"

Im Glauben, der Herr Kommandeur habe gefragt: „Haben Sie Schokolade?", während er doch wissen wollte: ob sie die Gewehre schon geladen hätten? —

So mag ihm noch manch ergötzliches Erlebnis auf außersüddeutschem Boden begegnet sein, das aber nicht, wie dieses, zum geflügelten Worte ward ...

## 57. Sartori und Lemaître.

Als junger Mensch war ich zeitweise so recht ein Stubenhocker und Leimsieder, so daß mein guter Vater zuweilen sich darob äng-

stigte. Saß ich wieder einmal den ganzen Morgen still am Schreibtische, so fragte er mich beim Mittagessen:

„Heinrich, bist du heute noch nicht ausgewesen? ein junger Mensch muß hinaus, in die Stadt, was Neues sehen und erfahren; ich fürcht', ich fürchte, wenn ich einmal nicht mehr da bin, geht's dir, wie dem Sartori oder dem Lemaître!"

Immer tauchten diese zwei Schreckensgestalten wie Gespenster und Warnungstafeln aus den Worten meines besorgten Vaters auf und ich fragte ihn:

„Was hat es denn für eine Bewandtnis mit diesen beiden, daß du sie mir wie zwei Teufel stets an die Wand malst?"

„Lieber Sohn, siehst du: der Oberst Sartori, ein alter Freund von mir, von seinen Regimentskameraden „der Kappekloff" mit Übernamen genannt, war ein lustiger Junggeselle, heiter bis zur Ausgelassenheit, der Peterling auf allen Suppen, in den Gesellschaften der maître de plaisir, ein Schürzenjäger sondergleichen — eines Tages nahm er plötzlich den Abschied vom Soldatenstande, zog sich von allen Freunden zurück, mietete sich in Offenburg zwei Zimmer; in seine Stubentüre ließ er, wie bei Zuchthäuslern, ein Loch zimmern, wodurch ihm das Essen in sein Wohngelaß gereicht werden könne . . . Drinnen aber sah es aus wie in einer Tropfsteinhöhle: tief herab hingen von allen Wänden, wie Wolken, schwarzgraue Spinnweben, die das Tageslicht verdüsterten; und der Boden wimmelte von Mäusen, die auf den Pfiff ihres Gönners zu Hunderten aus ihren Löchern zur Fütterung kamen. Und so hauste er düster, schwermütig und menschenverdrossen, bis der Tod ihn erlöste." — —

„Ja, das wäre der eine, und nun der Lemaître?"

„Dem Hauptmann Lemaître erging's nicht viel anders. Auch ihn überkam eines Tages die krankhafte Menschenscheu. Er besann sich auf einen Ort, wo er keine Menschenseele zu kennen vermutete. Und so zog er nach Meersburg am Bodensee.

Aber, o wehe, schon am ersten Abend des Einzugs, als er ein bißchen Luft auf der Landstraße den See entlang schnappen wollte, begegnete ihm, wider alles Erwarten, ein alter Bekannter, der ihn mit den Worten anredete: «Das ist schön, Herr Hauptmann, daß Sie hierhergezogen sind; wir haben uns alle so darüber gefreut. Sie kommen doch heute abend, und hoffentlich noch manchesmal, zum Kegelspiel mit uns?»

«Ja, meinen denn Sie», gab Lemaître mit Entrüstung zurück, «ich sei deswegen nach Meersburg gezogen, um mit Ihnen Kegel zu spielen?!»

Noch desselben Abends kündigte er sofort seine Wohnung wieder und siedelte alsbald, ich weiß nicht mehr, ob nach Meßkirch oder Bonndorf über. Dort erging's ihm aber ähnlich.

Da begab er sich in ein einsames Dörflein im Schwarzwald, durch das nur selten ein Postwagen fuhr. Alle Jahre besuchte ihn dort sein Freund, das allen Alt-Karlsruhern wohlbekannte Original, der Oberstleutnant Karl Friedrich Sachs, der dem Menschenfeind in der badischen Residenz seine laufenden Geschäfte besorgte. Der brachte ihm seinen Ruhegehalt und seine Zinsen. Das einzige Mal, daß Lemaître im Jahreslauf seine Behausung verließ, war, daß er Freund Sachs beim Abschied an den Postwagen begleitete.

Da eilte der menschenscheue Hauptmann eines Tages, mit der Pistole in der Hand, die Treppe hinab; seine im Stiegenhaus ihm begegnende Haushälterin rief, schlimmster Ahnung voll: «Um Gotteswillen, Herr Hauptmann, was wollen Sie beginnen?» Lemaître jedoch antwortete nicht: er raste hinab in die Waschküche und jagte sich dort eine Kugel in den Kopf, seinem trostlosen Leben ein Ziel setzend.

Siehst du, Heinrich, so geht es dir einmal, wie dem Sartori und dem Lemaître, wenn du das ewige Stubenhocken nicht aufgibst" ...

## 58. Aus der Zeit der Verkehrshindernisse.

Das Jahrzehnt der 1880er Jahre könnte man das „Zeitalter der Verkehrshindernisse" taufen. Das Wort „Verkehrshindernis" war damals eines der den deutschen Menschen allergeläufigsten.

Das kam daher: durch den unerhört glücklichen Krieg gegen Frankreich im Jahr 1870/71 war ein unglaublicher, wenn auch oft nur scheinbarer, äußerlicher Aufstieg allenthalben eingetreten.

Die Städte hatten sich in kurzer Zeit außerordentlich vergrößert; ganze Stadtteile wuchsen wie amerikanische Pilze aus dem Erdboden; die Bevölkerung nahm unheimlich zu. Fabriken erstanden wie auf Zauberbeschwörung. Der Verkehr in den Straßen, die vorher meist sehr still lagen, steigerte sich ins Abenteuerliche. So mußte denn diesem gesteigerten Verkehr vieles Alte, Angestammte, Liebgewordene leider zum Opfer fallen.

Die Stadtväter der deutschen Städte hatten wahre Achtungslisten von alten Bauwerken entworfen, die dem Geiste der neuen Zeit fallen mußten.

Alte Türme, die verkehrserschwerend in den Straßen ragten — die Bezeichnung „Gasse" war natürlich jetzt auch nicht mehr vornehm und dem deutschen Größenwahn nicht mehr entsprechend genug —; schöne Torbogen, die für den angeschwollenen Wagenver-

kehr zu eng erschienen — und dabei gab es Autos, Motorräder und gewöhnliche Fahrräder noch lange nicht einmal — mußten erbarmungslos weichen. Die Menschen konnten diesem Verkehrsmoloch in ihrem Wahne nicht genug Massenopfer darbringen.

In meiner Vaterstadt Karlsruhe hat man das herrliche, alte Ettlinger Tor — es stand von 1803—1873 — in jenen verblendeten Tagen niedergelegt, das prächtige Werk des berühmten Baukünstlers Weinbrenner. Das reichgeschmückte Tor bot bei der Siegesfeier im Frühling 1871 einen wundervollen Anblick. Später hat man das barbarische Unterfangen der Zerstörung vielfach bereut, aber zu spät. Das Tor hatte der Karl-Friedrich-Straße erst den richtigen „monumentalen", „architektonischen" Abschluß gegeben.

Besonders schlimm war es, wenn auch schöne, alte Brunnen der modernen Narrheit weichen mußten.

So stand im lieben Karlsruhe seit vielen Jahren ein geschmackvoller, gußeiserner Röhrenbrunnen auf einem weiten Platze vor einem altberühmten Gasthaus, allerdings an einer Straßenecke, noch dazu am Rande des Bürgersteigs, und es hätte sich vielleicht einmal ein wohlbeleibter Pfahlbürger in nachtbezechtem Zustande das Vorgebirge seines Bauches an der Brunnenkante beschädigen können.

Oft sah ich in jungen Jahren, wie Tiere sich am Wasserstrahle des immer fließenden Brunnens erquickten: kein Vögelchen überflog den staubigen Platz, ohne den Schnabel am Troge zu letzen; kein Hund rannte vorüber, ohne die lechzende Zunge zu kühlen am Sommertage; kein Fuhrmann trottete her, ohne daß die Gäule das Maul über die Brunnenschale, gierig schlürfend, in das köstliche Naß tauchten — aber der Brunnen mußte fallen als „Verkehrshindernis!", trotzdem der stille Strahl mit murmelndem Geplätscher den öden Platz aufs anmutigste belebte.

Doch was geschah gleich danach? Ein Wirt, vor dessen Hause der hübsche Brunnen gestanden, durfte nunmehr den ganzen Bürgersteig mit einem halben Dutzend Tischen, sogar mit Zelten und einer weitgeschichteten Efeuwand besetzen, so daß man vierzig statt vordem drei — Schritte zum mindesten um die Verrammelung, also jetzt erst ein wirkliches Verkehrhindernis!, herummachen mußte! Das war dann ein Vorteil. Ja, wo deutsche Wirtsbankgemütlichkeit als Eroberin sich breit zu machen versteht, da ward und wird nicht mehr von „Verkehrshindernis" gesprochen; da ist selbst ein Wall, mitten in die Straße hineingestellt, ruhig gestattet!

Als zu Darmstadt ein schöner, alter Turm aus dem 18. Jahrhundert, nahe dem Schlosse, der Modetorheit zum Opfer fallen

sollte, hat der verständige Großherzog, ich glaube, es war Ludwig III., sich ins Mittel gelegt und den Unfug einfach verboten. Schade, daß Großherzog Friedrich I. von Baden zu wenig Triebkraft hierin besaß, zu bürgerängstlich war, um ja niemanden vor den Kopf zu stoßen, und sich dem heillosen Unsinn, jenes herrliche Ettlinger Tor niederzureißen, nicht mit Gewaltspruch widersetzte. Er war eben auch ein Kind seiner Zeit und in den damals modernen Wahngedanken befangen . . .

## 59. Das feinnervige Zeitgefühl oder Die Gefühlsuhr.

Junge Leute pflegen zuweilen so ihre Grillen, Launen, Steckenpferde, meinetwegen auch Sparren, zu haben.

So hatte ich als Heidelberger Hochschüler eine Zeitlang die Schrulle, keine Taschenuhr mehr zu tragen; ich bildete mir allen Ernstes ein, solch ein feingegliedertes Zeitbewußtsein zu besitzen, daß ich, rein aus dem Gefühl heraus, die Zeit auf die halbe oder gar Viertelstunde genau bestimmen könnte. —

Eines Abends war ich bei meinem Hauptlehrmeister, dem damals berühmten und hervorragenden Professor der Deutschkunde, Karl Bartsch, zum Nachtmahl eingeladen. Da kam zufällig auf ähnliche Gepflogenheiten und Absonderlichkeiten die Rede, und jeder gab ein Scherflein aus seinem Erfahrungsschatze zum besten.

Ich rühmte mich in aller Bescheidenheit meiner besonderen Eigenschaft, ohne Hilfe einer Taschenuhr — deren Tragen ich schon längere Zeit aufgesteckt hatte, wie ich den Anwesenden erzählte — nach einem untrügerischen Zeitgefühl auskommen zu können.

Professor Bartsch lächelte einigermaßen ungläubig darüber und wollte es auf die Probe ankommen lassen. Er fragte mich aus dem Stegreif: „Nun, darf ich Ihnen etwas auf den Zahn fühlen? (Das Auf-den-Zahn-Fühlen war er ja vortrefflich aus den Staats- und Doktorprüfungen gewöhnt!) Wieviel Uhr haben wir jetzt nach Ihrer Schätzung oder, wie Sie sagen, nach Ihrem «Zeitgefühl»?"

Mir wollte schon ein bißchen schwül und bange werden vor dem Antritt des Wahrheitsbeweises, als — o Hilfe des Himmels! — mein Auge die zu Häupten des Gastgebers in ziemlicher Entfernung hängende Wanduhr geheim und flüchtig streifte, deren Zeiger just fünf Minuten vor halb elf Uhr zeigten.

Mit erleichtertem Herzen stellte ich mich, als besänne ich mich etliche Augenblicke, indes die Gäste, die unserm Gespräche mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt waren, erwartungsvoll dasaßen;

ich tat, als blickte ich hellseherisch in mein Inneres, in wahre Abgrundtiefen meiner Seele, und hub langsam mit vollendeter Frechheit an:

„Ich denke: es mag jetzt so sechs, sieben Minuten bis halb elf Uhr sein; natürlich", fügte ich mit gespielter Bescheidenheit heuchlerisch lächelnd hinzu, „natürlich bin ich nicht unfehlbar und kann mich auch einmal um ein paar Minuten irren."

Der von uns allen sehr verehrte, gelehrte Professor zog seine Taschenuhr heraus und brummte beinahe verdutzt:

„Das ist in der Tat erstaunlich; so etwas hätte ich nicht für möglich gehalten; es sind wirklich noch fünf Minuten bis halb elf und Sie haben sich bloß um eine oder zwei Minuten getäuscht. Fabelhaft!" ...

Alle flossen von Bewunderung über; glücklicherweise hatte keine Seele der, wie gesagt, etwas versteckten und leise gehenden Wanduhr geachtet, sonst wäre mein Strahlenkranz schnell erloschen gewesen ...

## 60. Geheimbegegnung mit Kuno Fischer.

Auf der Durchreise besuchte ich eine Buchhandlung zu Heidelberg. Kurz zuvor waren meine „Vaterlandsgesänge" erschienen. Darin findet sich eine kleine Dichtung zum Preise des Mainstädtchens Wertheim, die die dortige Gegend in Frühjahrsstimmung schildert, wie das erste, zarte Grün die Höhen, frischen Hauches, umatmet:

„Mit erd'gem Waldgeruche, zitternd
Flog um die Berge junges Grün" usw. —

Da tritt der berühmte, seit Hochschulzeiten mir wohlvertraute Philosophieprofessor Kuno Fischer gleichfalls ein. Ein hohes, mitten im Laden aufgetürmtes Büchergestell trennte mich von dem Eintretenden und machte mich ihm unsichtbar. Ich verhielt mich mäuschenstille.

Fischer sieht zufällig mein neues Buch in der Auslage, ergreift es, blättert hin und her, liest die zwei vorbezeichneten Verszeilen mit erhobener Stimme sich vor und ruft — ahnungslos vor welch einem Zuhörer! —: „Was doch das Gras bei diesem Vierordt alles tut!"

Ich blieb atemlos unentdeckt in meinem Verstecke, bis der große Gelehrte sich entfernt hatte. Die Ladenangestellten hatten Mühe, vor Lachen nicht herauszuplatzen.

Kuno Fischer hatte mit seiner Bemerkung ja nicht so ganz unrecht gehabt! ...

## 61. „O. K."

Als ich in dem zuerst so strahlenden, dann so regnerischen Sommer von 1879 die Hochschule zu Heidelberg besuchte, fiel mir unter dem Schaufenster der Winterschen Universitätsbuchhandlung am Ludwigsplatz eine soeben erschienene Flugschrift auf, die den seltsamen Titel „Wagner, Lumpen und Rezensenten" führte. Als Verfasser zeichnete sich ein „O. K." mit den Anfangsbuchstaben seines Namens nur.

Der Titel war offenbar der Goetheschen Jugendschrift „Helden, Götter und Wieland" nachgeahmt.

Ich erstand mir das, wenn ich mich recht entsinne, in rotgelblichen Umschlag geheftete, keineswegs umfangreiche Schriftchen um fünfzig Pfennig.

Mit der Richtung — also „Tendenz" — der kleinen Streitschrift war ich durchaus einverstanden, wenn mich auch die Ausführung etwas kindisch bedünken wollte, so daß ich fast den Einkauf bereute.

Es war nämlich eine leidenschaftlich für Richard Wagner und die Aufführung seines „Ring des Nibelungen" eintretende Schrift. Der große Tönemeister war mir gleichfalls ein Gegenstand fast der Anbetung, nicht mehr bloß der Bewunderung, so daß mir, wie gesagt, die ganze Geistesrichtung des Büchelchens aus dem eigensten Herzen geschöpft war.

Zur Erläuterung muß ich hinzufügen, daß damals in Mannheim ein, fast könnte man sagen, städtischer Krieg über die Frage entbrannt war: ob man Wagners Nibelungenring zur Aufführung bringen solle oder nicht.

Heutzutage scheint einem eine solche Frage müßig, überholt, unbegreiflich. Aber die Zeitgenossen, o die Zeitgenossen!

Die Stadt Mannheim war in zwei Heerlager gespalten: Wagnerschwärmer und Wagnerhasser. Die letzten setzten alle Hebel in Bewegung, das Zustandekommen der Darstellung des mächtigen Vierspiels — „Tetralogie" — des Bayreuther Meisters zu hintertreiben. Schließlich setzte die Wagneranhängerschaft, unter Führung des Wagneraposteis Emil Heckel, wenigstens die Ermöglichung der beiden ersten Abende „Rheingold" und „Walküre" glücklich durch . . .

In jenen Tagen heftigster Kampferbitterung lernte ich in einer Abendgesellschaft bei dem berühmten Chirurgen Czerny, dem Schwiegersohne Kußmauls, einen jungen, mir etwa gleichaltrigen Mann kennen, der Altphilologe, jedoch zum Neuphilologen umzusatteln entschlossen war, wie er mir kurz nach unserer gegenseitigen Bekanntwerdung mitteilte.

Wir verabredeten, daß er mich in den nächsten Tagen besuchen solle, denn er bat mich, ich möchte ihm verschiedene, zum bevorstehenden Wechsel seines Studiums für ihn wertvolle, einschlägige Bücher namhaft machen, die er daheim in der Herbstfreizeit als Vorübung durcharbeiten wolle.

Er kam in der Tat gleich andern Morgens zu mir in mein hochgelegenes Zimmer, das einen herrlichen Blick auf das Heidelberger Schloß bot.

Sofort beim Eintreten gewahrte sein Auge die auf meinem Schreibtische liegende, mit „O. K." gezeichnete, kleine Wagnerstreitschrift und voller Spannung fragte er mich, ob ich sie schon gelesen habe, und wie ich sie beurteile.

Ich verschwieg ihm nicht, daß auch ich ein eifriger Bewunderer Wagners und mit der Zielrichtung der Schrift durchaus einverstanden sei, daß mir jedoch die ganze Art und Weise der Darstellung — sie war in Form eines Schauspiels verfaßt — überaus unreif vorkommen wolle; ja, ich beteuerte ihm gar, ganz gegen meine sonstige, mit Kritik sehr sparsam zurückhaltende Natur: selten hätten mich fünfzig Pfennig so gereut, wie die für diesen Schund, oder wie ich mich ausdrückte, hinausgeworfenen!

Mein Besuch hörte mein Verdammungsurteil, ohne die Miene zu verziehen, auch ohne widerstreitende Bemerkungen zu machen, gelassen an, und verabschiedete sich kurz danach, als der Zweck seines Kommens erfüllt war. — —

Kaum zehn Tage später, so war ich selber zur Herbstfreizeit ins Elternhaus nach Karlsruhe gereist und hatte die bewußte Schrift mitgenommen.

Daheim angelangt, erhielt ich in den allerersten Tagen den Besuch meines allzu früh verstorbenen Freundes Alfons Delisle. Er kommt, sieht das abermals zufällig auf dem Tische zur Schau liegende Schriftchen „Wagner, Lumpen und Rezensenten" und sagt: „Aha, da hast du ja die Broschüre von O. K.", und damit zugleich nennt er den Namen des jungen Mannes, der mich die Woche vorher zu Heidelberg mit seinem Besuche beehrt hatte!

„Von wem? von wem?" schrie ich förmlich auf und sprang ihm, ihn nahezu würgend, an den Hals.

„Nun, von O. K. in Heidelberg!"

Ich sank, fast erstarrt vor Entsetzen, auf einen Sessel und erzählte meinem Gaste das Erlebnis, das ich kurz zuvor in Heidelberg gehabt hatte.

„Kann ihm nichts schaden, wenn er einmal eine kleine Lektion

erhält; er ist eingebildet genug", meinte begütigend mein mich aufklärender Freund.

Ich war jedoch untröstlich, daß ausgesucht ich es hatte sein müssen, der dazu bestimmt war, O. K. eine so harte, grausame Lehre zu erteilen. —

O. K.s und meine Wege kreuzten sich nicht mehr. Er blieb Altphilologe, wurde später Professor und Gymnasiumsdirektor, und schrieb ein wunderschönes Buch über Italien, das ich mit großem Genusse las . . .

Als ich viele Jahre nach unserm unglückseligen Erlebnis in seinen Wohnort auf einer Reise kam, beschloß ich, ihn aufzusuchen, ihm meine warme Anerkennung und Bewunderung jenes herrlichen Italienbuches auszusprechen und ihm vielleicht dadurch etwas labenden Balsam auf die alte Wunde zu streuen.

Leider verfehlte ich ihn; er war verreist.

Daraus, daß er niemals irgendwie Vermerk von meinem Besuche nahm, glaubte ich, herausfühlen zu dürfen, daß er mir mein herbes, hartes Wort aus Jugendtagen niemals vergeben habe . . .

Und abermals nach vielen Jahren — ihn deckte längst der Grabhügel — lernte ich den Sohn von O. K. kennen.

Ihm erzählte ich, was ich hier niedergeschrieben habe, und er, in seiner liebenswürdigen Art, erteilte mir lächelnd, an Vaters Statt, auf meine Bitte völlige Sündenvergebung für jenes so tief kränkende Jugendwort . . .

## 62. Das Geheimnis der Kabbala.

In meinen Heidelberger Hochschülerzeiten erzählte mir ein befreundeter, nunmehr schon vor Jahrzehnten verstorbener, junger Kunstschriftsteller, in dessen gemütlicher Dachkammerbude ich zum Abendimbiß eingeladen war, eine seltsame Geschichte aus seiner Familie, die ich mit seinen Worten verewigen will:

. . . Ein älterer Verwandter von mir, ein hochadeliger Grundbesitzer im badischen Kraichgau, hörte zu stürmischer Spätjahrs- oder gar schon Frühwinterszeit vor seinem schloßartigen Wohngebäude kläglich wimmernde Laute. Er öffnete neugierig die Haustür und gewahrte draußen auf der Steinstaffel einen alten, jüdischen Handelsmann mit einem großen Sacke, so wie die Kinder sich etwa den Knecht Rupprecht vorstellen.

Der hochbetagte Israelite krümmte sich vor Schmerzen und schien nicht übel Anstalt zu machen, sich hier zum Sterben niederzulegen.

Der Gutsbesitzer, von menschlichem Mitgefühl mit dem Unglück-

lichen ergriffen, führte ihn ins Haus herein und wies ihm ein Dienstbotenbett an.

Am folgenden Morgen ließ der Kranke den Gutsherrn an sein Lager bitten und sprach: „Herr Baron, Sie sind seit langer Zeit der einzige Mensch gewesen, der sich meiner erbarmt und ein Herz für mich gezeigt hat. Ich fühle, daß ich diesen Tag nicht überleben werde. Weil Sie so gut gegen mich waren, Herr Baron, möchte ich Ihnen den größten Schatz meiner sonst armseligen Habe hinterlassen. Behalten Sie zum Andenken an einen Fremdling, der Sie samt Ihrem Hause sterbend segnet, dieses bedeutsame Buch: es ist eine Kabbala, ein Geheimbuch, an das Sie jede Schicksalsfrage stellen können, und hier mit diesem kleinen Büchlein, dem Schlüssel zur Kabbala, können Sie sich die Antwort auf die Frage verschaffen. Verwahren Sie die Geheimwerke sorglich und lassen Sie sie niemals in andere Hände gelangen."

Noch am selben Tage verschied der geheimnisdunkle Erblasser. Der Gutsherr, der für ein anständiges Begräbnis sorgte, verschloß, einigermaßen ungläubig lächelnd, die eigenartige Hinterlassenschaft in einer Schublade, ohne jemanden über die Bücher ins Vertrauen zu ziehen . . .

Nach etlicher Zeit kam ein noch in jüngeren Jahren stehender, kerngesunder, wie das blühende Leben selbst aussehender Gutsnachbar mit seiner jungen Gattin zu Besuch. Abends nach der Abfahrt der Gäste stach der Hafer unsern Kabbalabesitzer und er beschloß, zum Scherze das Geheimbuch über die Lebensdauer seines Gastfreundes zu befragen:

„Kabbala, wie lange hat unser Nachbar noch zu leben?" Die mit Hilfe des „Schlüssels" ermittelte Antwort lautete: „Noch drei Tage!"

Laut auflachend über solchen vermeintlichen Unsinn, schloß der doch etwas eigenartig erregte Frager die Bücher wieder in ihr Schiebfach . . .

Wer aber beschreibt Staunen und Entsetzen unseres Gutsherrn, als nach drei Tagen die Nachricht eintraf: daß sein wie das Leben ausschauender Gutsnachbar und Freund unerwartet einem Unglücksfalle zum Opfer gefallen sei! . . .

Mit einigem Grauen betrachtete er nunmehr die Kabbala samt dem Schlüssel und beschloß, die Geheimbücher auf die Seite zu schaffen, damit sie nicht so bald ihm wieder in die Hände geraten sollten.

Im Schloßpark stand ein einsames Gartenhaus mit einem heizbaren Raume, wohin der Gutsherr sich zuweilen zurückzog, wenn

er lästigen Besuchen aus dem Wege gehen oder völlig ungestört einer Arbeit nachhängen wollte. In diesem Gelasse verschloß er den unheimlichen Besitz in einer Truhe und dachte nicht weiter daran . . .

Wieder war eine lange Zeit verstrichen, als er einmal das kleine Gemach heizen ließ, um einen Abend darin arbeitsam zu verbringen. Über dem Schreibtische hing ein großer Wandspiegel. Beim Kramen in der Truhe fiel unserm alten Bekannten die fast schon vergessene Kabbala wieder zur Hand, und er dachte: noch eine letzte Frage, aber es sollte gewiß die allerletzte sein, will ich an das verhängnisvolle Buch tun. Von unüberwindlicher Wißbegier getrieben, fragte er das Geheimwerk:

„Wer hat dich geschrieben?"

Da gab ihm das schauerliche Buch zur Antwort:

„Der mich geschrieben hat, steht hinter dir!" — . . . Da starrte das Blut ihm in den Adern; mit niedergeschlagenen Augen, um nicht unwillkürlich in den Spiegel sehen zu müssen, und mit Aufbietung aller Kraft ergriff er die Kabbala, schleuderte sie, keck entschlossen, ins Ofenfeuer und entäußerte sich also seines unheimlichen Besitztums . . .

## 63. Der Schwanenarm.

Ein junges Mädchen war auf ein großes Rittergut in der norddeutschen Tiefebene zu Besuch gekommen.

Das Gastgelaß, das sie beherbergen sollte, befand sich in einem etwas abseits gelegenen Gebäude des Hofgutes.

Als es Zeit ward, sich zur nächtlichen Ruhe zu begeben, begleitete die Tochter der Gutsherrschaft ihre Freundin, die sie von Schulzeiten her ins Herz geschlossen hatte, nach dem einsamen, abgelegenen Gemache.

Nach herzlicher Verabschiedung und dem Wunsche, sich nach ruhsamer Nacht andern Morgens wieder zu Frühstück und Frühgang zeitig vereinigen zu wollen, war der Besuch sich allein überlassen.

Sie entkleidete sich und bestieg ihr Lager. Als sie noch einige Seiten eines Buches überlas, blickte sie zufällig nach einer Türe, die seitwärts von ihrem Bette lag und durch die sie vorhin mit ihrer Freundin nicht gekommen war, die sie zudem vorher auch nicht weiter beachtet hatte.

Da gewahrte sie — das Licht brannte noch auf dem Nachttische —, daß ein nackter Arm, ein Frauenarm, sich durch die festgeschlossene Tür auf rätselhafte Weise mühelos hindurchzwängte. Lautlos und

geisterhaft wand sich der entblößte Menschenarm auf und nieder mit den stolzen und anmutvollen Bewegungen eines Schwanenhalses.

Da die Betrachterin ein mutiges Geschöpf war und sich nicht ohne weiteres durch Gespensterschauer ins Bockshorn jagen lassen wollte, löschte sie das Licht, um die Wirkung zu erkunden.

Da leuchtete die Erscheinung wie ein silbergetriebener, glänzender Arm in Schwanenhalsbewegung durch das Dunkel.

Nun ward ihr doch ein bißchen geisterschwül; sie zündete ihre Kerze wieder an, umhüllte sich dürftig mit ihrem Mantel und verließ das ungemütliche Gelaß, um über dem Hofe drüben trotz vorgeschrittener Nachtzeit ihre Freundin noch aufzusuchen.

„Also hast du auch die niemals aufgeklärte Erscheinung wahrgenommen?", empfing diese ihren nächtlichen Besuch. „Du mußt jede Nacht deines Hierseins bei mir schlafen und darfst nie mehr zurück in das unheimliche Zimmer, worein wir nicht wieder Gäste legen werden." . . .

## 64. Der Knobelsdorff von Durlach.

Zu Durlach bei Karlsruhe, der alten Residenz der Markgrafen von Baden-Durlach bis zur Gründung des neuen Fürstensitzes Karlsruhe, steht an einem großen, freien Platz noch ein mächtiger, ehemals markgräflicher Schloßbau, der später, in den seligen Zeiten des deutschen Kaiserreiches, lang als Trainkaserne gedient hat.

Oben in den Trockenspeichern des Riesenbauwerks pflegten die Durlacher Waschfrauen die Wäsche ihrer Kunden aufzuhängen — und diesen Raum benutzte „Der Knobelsdorff" mit Vorliebe, um seinen Spuk zum Entsetzen der furchtsamen Waschweiber darin aufzuführen, und vor allem die ihre Mütter begleitenden Kinder zu schrecken.

Plötzlich ertönte da, mitten in der Aufhängearbeit, aus der Kehle solch einer Gespensterseherin der sämtliche Arbeiterinnen aufscheuchende, erschreckende Ruf: „Der Knobelsdorff!"

Da hatte ihn wieder eine aus der Bodenecke grausig hervortreten und sich anständig verneigen sehen, den unruhebringenden Geist, in seinem feuerroten Fracke, mit seinem dunkeln, von zwei Teufelshörnern schauerlich gekrönten Haupt, die Reitgerte mit Gefuchtel schwingend; und die zu Tod erschrockene Schar stürzte kopfüber holterdipolter die Speichertreppe hinab, um erst nach geraumer Zeit, sobald sie die Luft wieder geistergeheuer wähnten, an die Arbeit zurückzukehren . . .

Zuweilen soll „Der Knobelsdorff" seinen Kopf sogar unter dem Arme getragen haben, wie dies seit dem Vorbilde des heiligen

Dionys die Geister mit Vorliebe zu üben pflegen. Ich erinnere nur an den ziegenbockreitenden Echter von Mespelbrunn auf dem Schlosse Gamburg im Taubertale bei Wertheim am Main, der es auch so machen soll! . . .

Ein Herr von Knobelsdorff stand tatsächlich im Dienste des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach, im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, ich weiß nicht mehr genau, ob als Baumeister oder in ähnlichem Berufe. Ein Knobelsdorff hat bekanntlich auch für Friedrich den Großen Bauten aufgeführt. Ob dies derselbe ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Der mir befreundete Geh. Rat Dr. Obser, einst Direktor des Badischen Generallandesarchivs, hat, angeregt durch mich, in freundlicher Weise Nachforschungen in alten, noch vorhandenen Knobelsdorff-Akten gehalten, ob jener als Geist in so greulicher Gestalt umgehende, markgräfliche Beamte sich irgend etwas zuschulden habe kommen lassen, weswegen er zur Abbüßung einer Sünde vielleicht verdammt sei, als Kinderschreck und Waschweiberentsetzen nach anderthalb Jahrhunderten noch auf dieser Erde herumzuspuken.

Es war jedoch durchaus nichts Nachteiliges über ihn zu ermitteln und so wird sein gespensterliches Erscheinen nach dem Tod ein ungelöstes Rätsel für ewig bleiben müssen . . .

## 65. Gamburger Nachtspuk.

Im Taubertal, unweit Wertheim am Main, ragt über dem gleichnamigen Dorfe die mittelalterliche, gespensterverrufene Gamburg.

Sie gehört der gräflichen Familie von Ingelheim. Die Großmutter des jetzigen Besitzers stand meiner Familie freundschaftlich nahe, da sie eine Verwandte meines seligen Vaters war.

In meinen jungen Jahren, als ich mit meiner Mutter aus dem böhmischen Weltheilort Marienbad heimkehrte, waren wir etliche Tage bei der lieben, angenehmen Dame zu Ansbach, wo sie mit ihren zahlreichen Kindern in nicht allzu gräflichen Verhältnissen damals wohnte, zu Gaste.

An den Abenden, vor dem Schlafengehen, war viel von dem Geisterspuk auf der fernen Gamburg an der Tauber die Rede. Gräfin Luise berichtete: daß ein Echter von Mespelbrunn — die Grafen von Ingelheim heißen sich noch heute nach ihrem einsam abgeschiedenen, berg- und waldversteckten Wasserschlosse Mespelbrunn im Spessart: Echter von Mespelbrunn — daß also ein Echter von Mespelbrunn um Mitternacht durch den Wald um die Gamburg, seinen Kopf unterm Arme tragend, auf einem roten Ziegenbocke reite . . . Blitzten die Mondstrahlen in die Scheiben der Burg, als

wären die Zimmer innerlich erleuchtet, so sagten die Gamburger Bauern: jetzt ist Geisterhochzeit droben im Schlosse . . .

Eines Nachts, zur Hochsommerzeit, seien sie noch spät in der Gamburg aufgewesen: da habe sich im Nebengemach ein überaus unheimliches Geräusch erhoben. Es klang, bald anschwellend, bald abflauend, in fistelhohen, fisteldünnen Tönen, bei seltsamem Tonfalle: Tipp, tipp, tipp, tipp, tipp, tipp, tipp, tipp, — tipp, tipp, tipp, tipp, tipp, tipp, tipp, tipp . . . Den Hörern ward es graufig geistermäßig zumute und das Blut gerann ihnen schier zu Eis.

Endlich habe sich ein etwas Beherzteres der Kinder aufgemacht, habe vorsichtig die Türe geöffnet und was sah man im Mondlicht durch die Türspalte? — Eine Eule hatte sich durch das offene Fenster herein verirrt, mit ihren Krallen sich in der Wolle des am Fenstersims auf dem Nähtisch liegenden Stickrahmens verfangen und schleifte nun in heller Verzweiflung den ganzen Stickrahmen hinter sich auf dem Fußboden einher . . .

Das befreite Tier entflog in den mondhellen Burgwald und die Geister hatten für einige Zeit wieder Ruhe.

## 66. Die Särge von Marxzell.

In meiner Jugend — kurz, bevor ich mündig ward — fuhr ich mit einer fröhlichen Gesellschaft, die meine Eltern eingeladen hatten, in zwei flotten Zweispännern ins Albtal nach dem anmutigen Örtchen Marxzell.

Es war ein strahlender, hochsommerlicher Augusttag. Die Luft flimmerte von Glut und Lebensfrohsinn.

Da trat plötzlich das Bild des Todes vor uns.

Zu Füßen des idyllisch, inmitten einer sonnigen Wiese gelegenen Dorfkirchenturms, dessen Glockenschläge schwermütig uns entgegenklangen, standen auf dem Friedhofe zwei Särge!

Ein auffallend großes, schwarzes Trauergefolge war ringsum versammelt . . .

Gleich zwei Särge?! fragte man sich unwillkürlich. Man bedeutete uns: diese beiden Särge umschlössen einen Vater und seinen Sohn. Und zwar seien diese beiden vom Blitz erschlagen worden, und noch dazu auf ganz seltsame Weise.

Gewöhnlich glaubt man, wenn ein Wetterstrahl durchs Dach in ein Haus schlage und in den Erdboden fahre, so sei die Sache damit erledigt.

Vater und Sohn schliefen in zwei übereinander, in verschiedenen Stockwerken gelegenen Zimmern, worin die Betten jeweils in den Stuben übereinander an derselben Stelle standen.

Nun aber fuhr der Blitz aus der Erde wieder zuckend in die Höhe und durchbohrte den Sohn und den Vater, von unten herauffahrend, in ihren beiderseitigen Lagerstätten . . .

Eine Trauerstimmung hatte sich der lustigen Gesellschaft bemächtigt und der leuchtende Augusttag sich mit einem leisen, dunkeln Schleier umflort . . .

## 67. Vorbildliches Beispiel eines Berliners.

Ein junger Berliner, in Marinediensten stehend — es war so Ende der 1870er Jahre —, stürzte zur Nachtzeit im Indischen Ozean irgendwo vom Schiffsbord in eine haifischwimmelnde Bucht hinab.

Wie durch ein Wunder ward er, von den Haifischen unbehelligt gelassen, gerettet.

Durch Zeitungen hatte die Kunde seines Mißgeschicks und seiner wunderbaren Errettung in Berlin sich verbreitet.

Im Winter nach seiner Heimkehr ward er in Gesellschaften bis zum Überdruß um sein Erlebnis ausgefragt.

Um sich der Last neugieriger Frager ein für allemal zu entledigen und das Abenteuer nicht immer wieder und wieder berichten zu müssen, ließ er das Geschichtchen, ähnlich wie ein Traktätchen, auf ein Blatt drucken und überreichte jedem, der ihn auf seinen Unfall hin ansprach, sein Erlebnis, es gedruckt aus der Brusttasche ziehend, mit den Worten: „Bitte, lesen Sie's selber!"

Der Gedanke, gegebenen Falles seine Geschichte in gedrängtester Kürze, bloß auf einem, höchstens zwei Blättern, drucken zu lassen und stets bei sich zu führen, scheint mir ausgezeichnet, ja, für alle Menschen nachahmenswert.

Tauschte man beim Kennenlernen von Leuten, statt nichtssagender Besuchskarten oder gar unverständlicher Vorstellungsworte, nur einen in wenige Sätze gefaßten Lebensabriß gegenseitig aus, fände man bei jedem Menschen sofort Berührungspunkte, ohne sich abendlang mit an den Haaren herbeigezogenen Unterhaltungen abplagen zu müssen.

Exempla trahunt: Beispiele ziehen!

## 68. Am Berliner Goethedenkmal.

Bei der Enthüllung des Schaperschen Goethedenkmals im Berliner Tiergarten am 3. Juli 1880 — die Feier fiel zufällig in meine Berliner Hochschulzeit — wurde zur Stunde der Enthüllung am Denkmal ein Blatt für zehn Pfennig feilgeboten, worauf sämtliche Liebesverhältnisse des Dichters in gedrungenster Kürze, jedoch

in schlüpfrigster, schamlosester Darstellung, mit Namennennung aller seiner Freundinnen, breitgetreten waren.

Wer von Goethe sonst wenig oder nichts wußte, hätte tatsächlich glauben müssen, daß ihm lediglich um solcher Don-Juan-Abenteuer willen ein so herrliches Standbild errichtet worden sei!

## 69. Berliner Studenten- und Kadettenscherze.

### 1.

Einen richtigen Hochschülerscherz leistete ich mir mit einem Lichterfelder Kadetten, als ich in Berlin studierte.

Die Kadetten durften an Sonntagnachmittagen zu keinem Studenten und zu keinem Leutnant auf Sonntagsurlaub allein nach Berlin hereinfahren, weil man sich in der Kadettenanstalt, scheint es, von diesen beiden Menschenarten nichts Gutes versprach.

Fritz Bauer wollte jedoch so gern einmal auf einige Stunden zu mir kommen, zumal es seine zu Karlsruhe lebende Mutter ebenfalls sehr wünschte.

Was tun?

Kriegsleuten gegenüber sind Kriegslisten erlaubt.

Ich schrieb keck an meinen jungen Freund: daß ich ihn kommenden Sonntag zum Kaffee erwarte, und daß „auch meine Frau und die Kleinen sich lebhaft freuten, ihn zu sehen".

Dies zog. Zu solch biederm, gediegenem Hausvater ließen die Herren Vorgesetzten ihren Zögling unbesorgt und seelenberuhigt ziehen.

### 2.

Ein Hauptspaß war uns an Berliner Sonntagnachmittagen, Castans Panoptikum zu besuchen, dort selber lebende Bilder zu stellen und von Vorübergehenden für Wachsfiguren gehalten zu werden.

Ein niedliches Mädchen zupfte mich einmal mißtrauisch am Rockärmel, um sich zu überzeugen, ob ich lebendig oder aus Wachs geformt sei.

Auf meinen Ausruf: „Ich bin nicht wächsern!" stürzte sie mit einem Schreckensaufschrei schämig davon . . .

## 70. Berthold Auerbach und Goethes Gedichte.

Als Berliner Hochschüler verkehrte ich häufig bei Berthold Auerbach, dem berühmten Verfasser der einst vielgelesenen Dorfgeschichten und Romane, einem liebenswürdigen, überaus beweglichen und etwas eiteln Männchen, das mir viele Freundlichkeiten erwies.

Unlange zuvor waren meine ersten Jugendgedichte in einem stattlichen Band erschienen und ich hatte natürlich auch Auerbach ein Geschenkstück zum Danke für mancherlei Güte verehrt.

Eines Sonntagnachmittags sagte er, in Gegenwart meines Freundes Stephan zu Putlitz, zu mir:

„Ihre Gedichte haben mir gut gefallen, besonders «Der Morgen»; da können Sie sich was darauf einbilden. Nur vor einem müssen Sie sich hüten: brauchen Sie nicht allzu viele schmückende Beiwörter! Alle jungen, angehenden Dichter fallen in diesen Fehler. Da nehmen Sie sich, wie in allem, Goethe zum Vorbild! Sehen Sie, Goethe braucht nie ein überflüssiges Beiwort; da wirkt das Hauptwort stets für sich allein. Wo man auch seine Gedichte aufschlagen mag, werden Sie dies bestätigt finden. Ich will es Ihnen beweisen."

Damit schlug er die stets auf seinem Schreibtische liegenden Goetheschen Gedichte auf, und zwar die „Legende" aus dem Zyklus „Paria" und hub mit erhobener Stimme vorzulesen an:

„Wasser holen geht die reine,
Schöne Frau des hohen Bramen,
Des verehrten, fehlerlosen,
Ernstester Gerechtigkeit.
Täglich von dem heil'gen Flusse
Holt sie köstlichstes Erquicken; —
Aber wo ist Krug und Eimer?
Sie bedarf derselben nicht.
Sel'gem Herzen, frommen Händen
Ballt sich die bewegte Welle
Herrlich zu kristall'ner Kugel;
Diese trägt sie, frohen Busens,
Reiner Sitte, holden Wandelns,
Vor den Gatten in das Haus . . ."

Hier hielt Auerbach inne, klappte das Buch zu, warf es vor sich auf den Tisch und rief schmunzelnd:

„Da hab' ich jetzt allerdings ein schlechtes Beispiel gewählt!" . . .

Denn siehe, das große, von ihm empfohlene Vorbild Goethe hatte in vierzehn Verszeilen nicht weniger als — fünfzehn schmückende Beiwörter gebraucht!! . . .

## 71. Urteilswandel im Jahrzehntelauf.

Ende der 1880er Jahre waren die beiden großen Romane „Frau Sorge" und „Der Katzensteg" von Hermann Sudermann, der damals noch seinen großen dunkeln Vollbart trug, erschienen.

Alle Welt verschlang sie. Sie nicht gelesen zu haben und nicht darüber in Gesellschaften mitreden zu können, verlangte schon ein

gewisses Maß von Mut, Selbständigkeit und Eigenwilligkeit oder von umstürzlerischer Auflehnung gegen den Zeitgeist.

Kurz, ich konnte mich nicht entschließen, mir die dickleibigen Romanungetüme zu Gemüte zu führen, zumal ich überhaupt eine Abneigung gegen allzu feistgepolsterte Bücher von vielen hundert Seiten, und vorab gegen Romane, hege. Und so unterblieb halt die Lesung.

Zu jener Zeit besuchte mich ein junger, in den ersten zwanziger Jahren stehender Buchhändler, selbst Sohn eines angesehenen Verlegers und Buchhändlers, und fragte mich — die übliche Zeitfrage —, wie mir die beiden Sudermannschen Romane gefallen haben, da er ihre Kenntnis bei mir als bestimmt voraussetzte.

Ich verriet ihm, daß ich sie keineswegs gelesen hatte. Und er rief in heiligem Entsetzen:

„Das muß man gelesen haben, das gehört unbedingt zur heutigen Bildung und Kultur!"

Wir redeten hin und her über Bücher, die man gelesen haben müsse, und ich offenbarte ihm meine höchst ketzerische Meinung, die mich vom Anbeginne bis ans Ende meiner Tage begleitet hat und begleiten wird: daß es überhaupt nichts gebe, das man gesehen und gehört, insbesondere kein Buch gebe, das man gelesen haben müsse!

Er sprach mir trotzalledem lebhaft zu:

„Ja, diese Bücher aber müssen Sie lesen, und zwar bald — das gehört einmal dazu!" —

Mein Besuch verließ mich, wohl einigermaßen enttäuscht, indem er mir gewiß im stillen die höchsten kulturlichen Eigenschaften absprach. —

(Hier eine Nebenbemerkung: ich kämpfe stets für das Wort „kultürlich", und gegen das greuliche „kulturell", das, zumal von Lippen schnellredender deutscher Hochschullehrer, gar so gell und grell zu klingen pflegt. Man bildet doch auch von Figur: figürlich, von Natur: natürlich, warum also nicht von Kultur: kultürlich! Deshalb spotte niemand darüber, sondern gehe hin und tue desgleichen.) — —

Seit jener Unterredung mit meinem erstaunten Besucher waren genau vierzig Jahre vergangen. Wir waren beide grauhaarig, er alt, ich noch älter geworden . . .

Da hatten uns, die das Lebensschicksal auseinandergeführt hatte, die „Jungbuchhändler", die sogenannten „Jubus", zu einer ihrer hübschen „Freizeiten" oder „Akademien" auf den

Berg Dobel, beim Kurort Herrenalb an der württembergisch-badischen Grenze, eingeladen.

Mein ehemaliger Gast aus jungen Jahren, selber seit vielen Jahren ein kenntnis- und erfahrungsreicher Verlagsbuchhändler, leitete sogar an einem Vormittage die Sitzung, beziehungsweise „Arbeitsgemeinschaft" der anwesenden, eifrigen, jugendlichen Teilnehmer. Da ward über allerhand, auch über schrifttümliche Moden u. dgl., gesprochen.

In diesem Augenblick durchzuckte mich die verjährte Erinnerung an jenen Jugendbesuch bei mir und ich gestattete mir, dem Redner einen kleinen Einwurf in die Tagesordnung zu machen:

„Herr Dr. B., entsinnen Sie sich noch, daß Sie vor nunmehr vier Jahrzehnten einmal bei mir waren und mir die baldige Lesung der beiden Sudermannschen Romane «Frau Sorge» und «Der Katzensteg» als unbedingtes, kulturliches Erfordernis dringend ans Herz legten?"

Der Angeredete versenkte sich augenblicklang wie träumend in die Zeitenferne und sagte gemachsam:

„Allerdings, ich erinnere mich jetzt dessen, da Sie mich daran gemahnen."

„Nun, so will ich denn wagen, Ihnen ein mich fast beschämendes Geständnis abzulegen: ich habe Ihren freundschaftlichen Rat in dieser langen Zeit, damals und später, nicht befolgt, ich habe bis zur Stunde jene beiden Romane nicht gelesen und werde sie wohl auch nicht mehr lesen —"

Ich saß, auf eine kleine Strafrede gefaßt, dem Sitzungstische gegenüber.

Wer aber beschreibt mein Staunen, als mein alter Sudermannverehrer mir beifällig nickend zurief:

„Da haben Sie recht gehabt, ja, da haben Sie ganz recht daran getan, daß Sie nicht jede Mode mitgemacht haben!"

Erlöst und erleichtert atmete ich nach dieser Lossprechung von einer vermeintlichen, alten Sündenschuld tief auf . . .

## 72. Der Kranich im Garten.

Meine Eltern hatten von einer norddeutschen Reise für das Wasserbecken in unserm Garten vor dem Haus einen schönen, schweren, zinkenen Kranich in stattlicher Lebensgröße mit heimgebracht.

An Sonntagnachmittagen war das Gartengeländer mit Schaulustigen dicht besetzt; zumal die Kinder ergötzten sich, wenn der Kranich auf seinem schnabelentsprudelnden Wasserstrahl allerlei

Blechfiguren im Gleichgewichte tanzen ließ. Mein Vater hatte die größte Freude daran, wenn der metallene Vogel den Sonntagsspaziergängern solches Vergnügen schuf.

Eines Morgens, es war an einem Maisonntage, meldete das Zimmermädchen: der Kranich im Garten sei verschwunden!

Wir eilten ans Fenster, und richtig: sein Platz im Gartenbecken war leer — doch keine Fußspur in den Beeten, keine verbogene Eisenstange des Geländers, kein abgeknicktes Reislein im Gesträuch kündete verratend die Art oder die Richtung, in der die Räuber den Vogel entfernt und verschleppt haben mochten. Bei dem außerordentlichen Gewicht des Tieres mußte sicherlich eine ganze Bande tätig gewesen sein, die den Raub verübte.

Mein Vater wähnte zunächst, es handle sich um einen Scherz: man habe vielleicht den Kranich als Storch vor die Haustür einer künftigen Wöchnerin gestellt. Kurz zuvor hatte man nämlich den großen Messingfisch über dem Ladeneingang einer Fischhandlung ausgehoben und ihn nächtlicherweile zum Jux in einem Weiher des Schloßplatzes schwimmen lassen. Das war ein köstlicher Scherz und der Fisch konnte aus seiner Wasserlust an seine ursprüngliche Stelle wieder heimkehren. So etwas Ähnliches erhoffte mein Vater. —

Am Abend jenes Sonntags, da der Überfall nächtens geschehen war, kam die Kunde: der Kranich sei bei dem benachbarten Dorfe Beiertheim in einem Getreidefeld völlig verstümmelt und zerstückt, mit krummgebogenem Hals und abgehackten Schwingen, aufgefunden worden! Die Trümmer des Vogels, zu dessen Zerstörung Riesenkräfte gehörten, wurden auf einem Dienstmannskarren heimgefahren — ein reiner Trauerzug . . .

Die Räuber, die niemals ermittelt wurden, hatten keine Ahnung davon, wieviel Unschuldige sie des Glückes beraubten. Denn mein Vater, der in glänzenden Vermögensumständen lebte und zahlreichen Menschen ein stiller Wohltäter war, schloß von jenem Tag an, der ihn seines harmlosen Vergnügens, jenes Kranichs, beraubte, gegen jedermann in tiefer Verbitterung seine vorher so freigebig gewesene Hand zu. Die Zerstörer des Kranichs hatten in ihrer Dummheit an eine solche Folge jedenfalls nicht gedacht . . .

## 73. Der Essigmeister von Fallingbostel.

Im netten Fallingbosteler Gasthaus „Zur Lieth", mitten in der Lüneburger Heide, weilte ich einen hübschen Wanderrasttag.

Die Lieth, nach der jenes Haus sich nannte und hoffentlich noch nennt, ist ein träge fließendes Heideflüßchen, worin man sich ge-

machsam von den moorgelblichen Wellen tragen lassen kann, als schwimme man in einem Fäßlein zähflüssigen Oles herum. Weithin ist alles Land von herrlichem Heidekraut bunt bedeckt. Fallingbostel selbst ist eine, zumal von Bewohnern der Hansestädte, gern besuchte Sommerfrische und für Liebhaber der Heidelandschaft von großem Reize. —

Bei der Mittagstafel setzte sich ein alter Herr neben mich, dem ich wohl so seine siebzig Jahre gegeben hätte. Eben war die Suppe von der Kellnerin aufgetragen worden, als der greise Fremdling mit hastvoller Gier nach dem Essigkolben griff und eine unmäßige Menge scharfen Essigs in seine Suppe schüttete, die Tropfen in einer Strahlengarbe darüber sprühend.

Da konnt' ich mich nicht enthalten, ihn anzureden: „Heute hab' ich meinen Meister gefunden!"

„Wieso?" gab er erstaunt zurück.

„Nun, ich bin auch ein starker Essigvertilger, aber auf den Gedanken bin ich nie gekommen, meine Suppe schon zu essigen, abgesehen etwa gelegentlich von Linsensuppe."

„Wie kann man solch eine fade Brühe, solch ein Geschlapper, wie Suppe zu sein pflegt, genießen, ohne tüchtig Essig dran zu gießen?"

Nach einer kleinen Gesprächspause fuhr er fort: „Oder meinen Sie, ich vermöchte mit meinen achtzig Jahren noch unablässig ganz Europa zu bereisen, wenn ich nicht täglich so viel Essig zu mir nähme? Zudem ist Essig ein Stärkungsmittel für das Gedächtnis."

„Ganz meine Meinung auch! Ich habe so viele Reisen und lange Aufenthalte im Süden gemacht, ohne jemals auch nur die kleinste Übelkeit, die unbedeutendste Magenverstauchung gehabt zu haben. Ich schiebe dies lediglich auf den blutreinigenden Essiggenuß."

Er nickte beifällig lächelnd.

„Sehen Sie", erging ich mich weiter, „immer, wenn ich nach Florenz kam, und das geschah früher sehr häufig, suchte ich meinen um zwanzig Jahre älteren Freund, einen schweizer Kupferstecher, auf, der aber sein ganzes Leben in Florenz hängen geblieben war. Wir speisten in uritalischen Trattorien und Osterien zusammen, mittags meist im Barile, abends im Pollastri, und da machte ich mir, wie dies überhaupt im Süden üblich, den Salat selbst an. Ich goß maßlose Mengen von Essig und Öl — und zwar rotweindunkeln Essig und goldgelbes Olivenöl — und schüttete mächtig Salz und Pfeffer daran, so daß meinem guten St. Galler Freunde die Haare sich vor Entsetzen sträubten. Als ich dann gar noch zum Schlusse

die am Schüsselboden stehenbleibende Essig- und Ölsoße mit dem Löffel bis zum letzten Tropfen voll wonnigen Behagens auslöffelte, wollte das Blut ihm vor Grauen schier gerinnen, und er meinte:

«Um Gotteswillen, kann der Mensch Essig zu sich nehmen! Aber bedenken Sie: die Ärzte hier in Florenz sind unbedingt gegen den Genuß von Essig und verbieten den Florentinern jeden Tropfen!»"

„Gerade darum", rief ich, „ist Essig gesund und man kann nicht genug davon in sich aufnehmen! Die Ärzte haben doch wahrlich das größte Interesse daran, die Menschheit krank zu machen oder doch wenigstens krank zu halten. Wär' ich Arzt, ich gründete noch heut ein Essig-Sanatorium und heilte alles mit Essig!" —

„Nun", und damit wandte ich mich wieder ganz persönlich an meinen greisen Tischgefährten, „wenn ich auch, wie Sie, achtzig Jahre so frisch und gesund solche Massen Essigs schlürfe, will ich mir Glück wünschen." . . .

Wir drückten uns die Hände, schieden voneinander wie alte Freunde mit verständnisinnigem Lächeln — nur Brüderschaft haben wir nicht in Essig getrunken. Das fehlte allein noch . . .

## 74. Die Bahnhofwirtin von Neckargerach.

Von der Minneburg am Neckar herabgestiegen, war ich mit meinem Wandergefährten in der Bahnhofwirtschaft in Neckargerach zu kurzer Rast eingekehrt.

Mein Freund, ein Naturapostel, Rohköstler und Gewürzfeind, entsetzte sich über meine Art, die Speisen so scharf mit allerlei Zutaten von Essig, Pfeffer, Salz und Senf zu versetzen. Ich verteidigte meine Weise und behauptete, wie so oft schon: gerade weil die Ärzte die Schärfen zu verbieten pflegten, seien diese erst recht gesund und bekömmlich.

Da mischte sich die biedere Bahnhofwirtin, die schon eine Zeitlang unserm Gesprächsstreit aufmerksam gelauscht hatte, in die Unterhaltung; sie gab mir recht und meinte, sie mache es genau so wie ich und was ich von den Ärzten sage, so beruhe dies durchaus auf Wahrheit.

„Denn", hub sie zu berichten an, „ich bin vor Jahren als Köchin zu Frankfurt am Main bei einem angesehenen, praktischen Arzt in Diensten gestanden. Mein Herr und seine ganze Familie pflegten ihre Speisen, die ich ihnen nie scharf und beizend genug zubereiten konnte, wenn sie auf den Tisch kamen, noch weiterhin zu salzen, zu pfeffern, zu kümmeln, zu senfen und zu essigen, noch mehr fast als ich selber.

«Ei», sagte ich eines Tages zu meinem Herrn, «Herr Doktor, Sie und Ihre Familie speisen tagaus, tagein so scharf, wie ich noch nichts gesehen und erlebt habe. Und dabei warnen doch die Ärzte stets vor dem allzustarken Würzen der Gerichte oder verbieten es geradezu ihren Schutzbefohlenen. Wie kann ich dieses zusammenreimen?»

«Ja, wissen Sie», klärte mich darüber der treffliche Arzt lächelnd auf, «wir Ärzte müssen das so sagen. Die Laien wollen es so; sie wollen, daß man ihnen alles Scharfe verbiete. Darum tue ich es auch ständig und verbiete es, wie meine Kollegen, meiner ganzen Kundschaft. Aber ich selber kehre mich mit den Meinigen nicht im geringsten daran und esse, wie es mir halt am besten schmeckt!»" . . .

So kann man zuweilen hinter die schwankenden Kulissen der irdischen Dinge Blicke tun.

## 75. „Wo's hinnere geht . . ."

An trübem Herbstabend fuhr ich mit einem biedern Handwerksmeister, einem Schuster seines Zeichens, von Heidelberg nach Karlsruhe.

Im rauchigen Wagenabteil dritter Klasse saßen wir uns gegenüber. Da erzählte er mir: er sei in seinen Jugendwanderjahren sogar bis in das ferne Italien gekommen.

Ich fragte ihn, erstaunter Neugier, wo er sich denn dort auf Arbeit aufgehalten habe?

„Ha, wisse Se, ich war dort, wo's hinnere geht nach Jerussalem." Er betonte die zweite Silbe, als ob es schier eine russische Stadt sei.

Noch wißbegieriger geworden, fuhr ich mit Fragen fort. „Ja, wo war denn das, in welcher Stadt?" —

„Ha, wo's halt hinnere geht nach Jerussalem!" —

„Hieß die Stadt vielleicht Venedig, Triest, Ankona oder gar am Ende Brindisi?" —

„Nein, das war's alles nicht; 's war eben dort, wo's hinnere geht nach Jerussalem!" —

Mehr war nicht aus dem erdkundigen Biedermanne herauszubringen . . .

## 76. Das Bad in der Rute.

In meinen mittleren Lebensjahren besuchte ich auf vielen großen Wanderungen zahllose deutsche Städte und Städtlein um geschichtlicher Bezüge willen.

So kam ich auch einmal in das idyllische Residenzlein Zerbst, weil dort im väterlichen, fürstlich anhalt-zerbstischen Schlosse die spätere, mächtige Kaiserin Katharina II. ihre Kinderzeit und erste Jugend verlebt hatte.

Damals war es nebenbei meine Besonderheit: in möglichst vielen Flüssen und Flüßlein meinen Leib abzuspülen. Ich hatte kurz zuvor in der Hunte (bei Oldenburg), in der Jeetze (bei Dannenberg) und andern, den meisten Deutschen herzlich unbekannten Gewässerlein gebadet; so mochte ich nun auch einmal von der Nute, dem zerbstischen „National-Flusse", den badesüchtigen Körper umfluten lassen!

Ein gar gemütliches Schwimmanstältchen empfing mich. Aber die Krone dieser menschenfreundlichen, städtischen Einrichtung war ein Gedicht, das in allen Badezellen hing, um das „Volk von Zerbst" zu öfterem Badegenuß aufzumuntern und anzustacheln, ein Gedicht, das den derzeitigen Besitzer der Anstalt, offenbar einen ganz ansehnlichen Poeten, zum Verfasser hatte.

Da ich für solche Dinge sehr empfänglich bin, schrieb ich es mir ab. Es lag vierzig Jahre verschollen in einer Schublade; beim Aufräumen und Ordnen uralter Dinge fiel es mir, längst verloren geglaubt, wieder in die Hände.

Da es so hübsch in seiner Anspruchslosigkeit ist und der idyllischen Lage von Stadt und Bad so ganz entspricht, sogar auch den Namen des Dichters verrät, soll es einem weiteren Kreise von Lesern zugänglich gemacht werden.

Es lautete also:

„Wer erschlafft und matt sich fühlt,
Abgespannt die Nerven,
Soll nur mit Vertrauen sich
In das Wasser werfen!

Neue Spannkraft wird ihm in
Kühler Flut verliehen;
Müdigkeit und Mattigkeit
Werden ihm entfliehen.

Heiter tummle jeder sich
In den klaren Wogen!
Viele Lust um wenig Geld —
Hier wird nie betrogen.

Springet ohne Furcht hinein,
Männer, Kinder, Frauen!
Denn die Flut verlangt ja nur
Mut und Selbstvertrauen.

Das Versprechen können wir
Einem jeden geben:
Wer recht häufig steigt ins Bad,
Der wird lange leben!

August Roßdorf und Frau.

* * *

Wer könnte solch einer herzensgut gemeinten Einladung widerstehen und würfe sich nicht mit inbrunstheißer Sehnsucht in die schäumenden Nutewogen?

## 77. Die Rast in Rheda.

Ihr fragt wohl, wo dies weltunbekannte Nest liegen möge, dessen Name vermutlich zum erstenmal an euer Ohr tönt?

Nun, Rheda ist ein kleines Städtchen nahe der Ostsee. Es besitzt sogar eine katholische und eine protestantische Kirche, auch einen stattlichen Friedhof, am Wege vom Bahnhof in den Ort gelegen.

Man erreicht das einsame Rheda, wenn man von Danzig in nordwestlicher Richtung pommernwärts im Bummelzuggangmaß fährt, vielleicht in einer Stunde.

Und wie kam ich dazu, gerade dieses Ostseenest aufzusuchen? Ich hatte Jahre zuvor in irgendeinem Buche gelesen, daß zu Rheda sich eine eindrucksame Ruinenkirche befinde, die, ganz von Efeu grünumsponnen, ein wundersames Bild biete.

Der Morgenhimmel brannte in wonniger Sommerhelle, von ferne schimmerte die blaue Ostsee träumerisch herüber.

Siehe, da gelangte ich an einen weitgestreckten Platz, der auf zwei Seiten von größeren Gebäuden umgeben war.

Mitten auf dem Platze zeichnete sich eine Linie gezackt und gezirkelt ab, die wohl den Grundriß einer Kirche hätte darstellen können.

Ich befragte einen Vorübergänger nach der alten, efeuumsponnenen Kirche, und wohin der Weg zu ihr führe?

„Dort, sehen Sie, ist sie gestanden, man hat sie wegen gefährlicher Baufälligkeit vor etlichen Jahren abtragen müssen —“ . . .

O weh, so war mein Zweck also vereitelt; ich senkte betrübt das Haupt und gedachte, mich gemachsam wieder zum Bahnhofe zurückzuwenden . . .

Doch horch! Da klangen Lieder, wie von Schülern gesungen, aus einem der großen Häuser über den Platz herüber.

Ich schritt näher und blickte zuletzt durch das Fenster in ein Schulzimmer, worin meine fremde Erscheinung großes Aufsehen

hervorrief und die gesamte Schuljugend nicht wenig zerstreut machen mochte.

Gleich darauf war Zehnuhrpause. Mehrere Lehrer und Massen von Schülern entquollen dem Bauwerk. An einen mir besonders Vertrauen erweckenden Meister der Schule trat ich heran und befragte auch ihn um die Kirche, um derentwillen ich nach Rheda verschlagen worden war. Er bestätigte mir das Schicksal des abgebrochenen Gotteshauses.

Da ich noch über zwei Stunden Aufenthalt vor mir hatte und die Zeit gerne mit etwas Außergewöhnlichem ausfüllen mochte, legte ich ihm bescheidentlich nahe, ob ich vielleicht seinem Unterricht etwas beiwohnen dürfe.

Er hatte mich ein bißchen mißtrauisch mit zweifelnden Blicken gemustert, so etwa, als argwöhne er, ich könnte möglicherweise gar ein fernher gekommener, verkappter Schulrat sein, der ihm unerkannt auf den Zahn fühlen wolle; daher stellte ich mich ihm vor.

Nun willigte er freundlich ein.

Im Schulzimmer begrüßten mich die Schüler mit feierlicher Begrüßung. Der Lehrer legte mir zahlreiche Zeichnungen seiner Zöglinge nach einer neuen, von ihm erfundenen „Methode" vor und erkundigte sich, ob ich lieber Rechnen oder Geschichte vorgenommen haben wolle. Ich wählte natürlich Geschichte.

Und nun wurde der Siebenjährige Krieg durchgenommen. Ich war betroffen, wie beschlagen die Knaben in sämtlichen Schlachten jenes Krieges waren, nicht, daß sie nur die einzelnen Kämpfe nach Jahr und Tag am Schnürchen herzusagen wußten, sie konnten sogar genau angeben, wie die Schlacht um 11 Uhr, um 12 Uhr, um 3 Uhr gestanden sei! Dies beeindruckte mich Geschichtsfreund sehr.

Die Krone von allem aber war, daß sie der Reihe nach die Wahlsprüche sämtlicher Hohenzollernfürsten vom ersten Kurfürsten Friedrich I., also von 1417, bis zum letzten Hohenzoller wie im Traume herunterzuhaspeln vermochten.

Als ich der Klasse, vom Lehrer befragt, verriet, daß ich aus Karlsruhe in Baden komme, da mußten sie mir auf der Landkarte Deutschlands alsbald meine Heimat zeigen.

So waren die Stunden der Rast in Rheda wie im Flug entschwunden, und ich verließ mit den freundlichsten Eindrücken das einsame Städtchen, eine schöne Erinnerung an den Lehrer und die Schüler von Rheda mit mir heimnehmend, von Rheda, das, wie eine ferne Goldinsel, die blaue Ostsee dahinter, zuweilen in wachen Träumen mir herüberleuchtet . . .



BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

## 78. Seltsamer Zimmerschmuck.

Beim Besuch einer mir bekannten Familie zu Emden in Ostfriesland fiel mir ein eigenartiger Wandschmuck auf, der mir zeitlebens im Gedächtnis haften geblieben ist.

Über dem Sofa hing, eingerahmt in breitem Rahmen wie ein Bild, eine beschriebene Schiefertafel: es war die Schultafel eines unlängst verstorbenen Töchterleins jenes Hauses!

Auf der schwarzdunkeln Tafel stand noch, kindlich schön und regelmäßig geschrieben, in weißen Griffelzügen die letzte Aufgabe des fleißigen Kindes, das seinen Eltern so früh entrissen ward.

Es war ein unbeschreiblich rührender Anblick — und doch konnte ich mich nicht ganz dabei des Eindrucks erwehren: es hatte zugleich mit dem Rührenden etwas eigentümlich Krasses, Geistermäßiges, dessen Schauer ich nie wieder los werden konnte, und das nicht übel in ein Drama von Ibsen gepaßt hätte . . .

## 79. Der Fäinschmecker aus Ostpreußen.

In der „Bergwirtschaft" beim Bade Pyrmont setzte sich ein Ostpreuße zu mir an den Tisch und begann:

„Das ist hier so schön, daß nur fäines Publikum hier ist; wissen Sie, ich sehe sehr darauf, nur mit fäinen Leuten zu verkehren; in den Ostseebädern ist alles so verpöbelt, daß fäine Leute nicht mehr hingehen können; ich habe mich einem Berufe gewidmet, worin ich nur mit den fäinsten Leuten zu tun habe. Sie haben das vielleicht schon gemerkt: ich habe mich nämlich zur kaufmännischen Laufbahn entschlossen, und zwar zur höheren «Holzbranche» (!). Sie glauben es vielleicht kaum, aber in dieser hat man Gelegenheit, nur mit ganz fäinen, ja mit den allerfäinsten Leuten in Berührung zu kommen."

Ich war sprachlos vor so viel Fäinheit und fühlte mich nicht wenig geschmeichelt, daß dieser Fäinschmecker vor dem Herrn mich überhaupt angeredet und gar einer längeren Unterredung begnadigt hatte.

## 80. Gedanken am Fritz-Reuter-Stein.

Ein Sonntagmorgen im August war's.

Ich kam von Dömitz in Mecklenburg, wo ich Fritz Reuters Gefangenenzelle besucht hatte, der letzten Staffel seines Kerkerlebens. Dieser „Kerker" war freilich kein finsteres, moderiges Verlies mit Ratten und Mäusen, mit eisernen Armfesseln, an Steinwände geschmiedet, sondern ein kleinbürgerliches Wohngelaß, worin sich schon atmen ließ, wenn nicht der Mangel an Freiheit gewesen wäre.

Ich fuhr mit der Bahn von Dömitz nach Neu-Kaliß, um den im Wald, im tiefen Walde liegenden Fritz-Reuter-Stein zu besichtigen. Der Weg ward mir in ungebrochener Waldeinsamkeit zuletzt fast ein bißchen ungemütlich — da schickte mir der Himmel trotz des Sonntagmorgens einen Bauer, der auf hohem Leiterwagen — dort sagt man: Erntewagen — lustig in die Welt hineinkutschte. Schnell entschlossen mietete ich dieses Gespann um zwei Mark und rasselte nun selber hoch zu Erntewagen durch den wilden Wald, schneller und gesicherter, nach dem erinnerungsreichen Reuterstein, den ich um jeden Preis gesehen haben wollte.

Dieser gewaltige Steinklotz liegt an einem Kreuzwege, wo vier Straßen zusammenstoßen, und wohin Fritz Reuter nach Abbüßung seiner siebenjährigen Festungshaft zuerst gelangte, und, wie er am Schlusse seiner „Festungstid" so herzergreifend schildert, nicht wußte, welchen Weg er, als frühgealterter, um seine Jugend geprellter Mensch, in die unsichere Zukunft einschlagen sollte.

„Wat nu?"

Er nahm den zufälligen Laufwillen seines Hündchens als Götterwink und folgte diesem Tierchen schicksalergeben auf seinen Spuren . . .

Hier, am Reuterstein, befallen einen allerlei trübe Gedanken an die traurige deutsche Geschichte. Hier wünscht man, daß jener unselige, engherzige Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. schon 1830, statt erst 1840, das Zeitliche gesegnet hätte. Wieviel namenloses Unheil und Unrecht an unnötiger, folgenschwerer Demagogenriecherei, an überflüssiger Burschenschafterverfolgung, an frevelhafter Einsperrung edler, unschuldiger, ideal gesinnter, deutscher Männer und Jünglinge, an herzloser, ja wahnwitziger Hinausstoßung großer staatsmännischer und soldatischer Begabungen in die amerikanischen Urwälder wäre dann ungeschehen geblieben! . . .

## 81. Der gute Magen von Rostock.

Zu Rostock — ich glaube gar, es war im Fritz-Reuter-Keller — saß ich zufällig am Mittagstisch einem sehr alten Herrn gegenüber.

Da rief er den Kellner heran und gab ihm hüstelnd die seltsame Bestellung in Auftrag:

„Bringen Sie mir einen glühheißen Grog und ein Glas eiskalten Biers!"

Ich horchte hochauf und konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen:

„Sie scheinen in Ihren Jahren noch einen selten guten Magen zu besitzen."

„O ja, das kann ich mit meinen neunzig Jahren noch ganz gut ertragen. Ich bin der älteste Bürger von Rostock", erwiderte er mit dünnfisteligem, zitterigem Altersstimmchen.

Der Kellner brachte das Gewünschte und der beneidenswerte Neunziger schlürfte wechselweise bald einen Schluck des vulkanhaft heißdampfenden, bald des nordpolhaft eiskalten Getränkes aus frostig angelaufenem Bierglas, ohne selbst einen Bissen Brotes dazu zu nehmen.

Ich wünschte ihm, mit solch gutem Magen sein Jahrhundert noch vollenden zu wollen, und nahm Abschied von ihm.

## 82. Der Venus-Geibel von Lübeck.

Bei einer mir befreundeten Familie zu Lübeck war ein neues Zimmermädchen in Dienst getreten.

Im Besuchszimmer des Hauses stand die ziemlich große Gipsstatuette der Venus von Milo.

Die Tochter des Hauses gab der neuen Ankömmlingin Anleitung, wie sie die gute Stube des Morgens abzustäuben und auszuputzen habe. Insbesondere legte sie dem Mädchen die größte Sorgfalt in der Behandlung der gipsernen Venus von Milo ans Herz.

„Seien Sie ganz unbesorgt", versetzte die frische Zimmerfee, „ich bin gewohnt, mit solchen Puppen umzugehen — nebenbei bemerkt: in Norddeutschland heißen sie alle derartigen Figuren, ja, selbst die lebensgroßen Denkmäler auf den öffentlichen Plätzen im Volksmund: Puppen — meine frühere Herrschaft hatte auch so einen «Geibel» in ihrer guten Stube stehen und alle Morgen sagte meine Dame:

«Geben Sie um Gottes willen ja recht auf meinen ‚Geibel' acht, daß nichts damit beim Abwischen des Zimmers passiert.»

Daher bin ich es gewohnt, solche Puppen zu behandeln." . . .

Die frühere Hausdame der Dienerin hatte natürlich die Gipsbüste des großen lübischen Dichters Emanuel Geibel im Besitze, dessen sorgfältige Behandlung sie dem Mädchen ans Herz legte, und die niederdeutsche Unschuld vom Lande meinte in ihrer göttlichen „Naivetät", daß man alle derartigen weißen Gipsfiguren „Geibel" heiße . . .

## 83. Der Flügel-Landwirt aus Holstein.

Unter diesem Manne darf man sich keinen niederdeutschen Bauern mit hellenischen Ikarusschwingen, auch keinen pausbäckigen Posaunenengel mit farbendick aufgetragenen, bäurisch-schönbemalten Gipsflügeln vorstellen, wie sie häufig in Dorfkirchen über dem

Taufbecken so stimmungsvoll schweben, sondern es ist ein wohlgenährter, behäbiger, holsteinischer Landmann, der vom Lande nach Lübeck hineinwandert, um sich einen Flügel zum Musikmachen zu erstehen.

Der Klavierhändler war einigermaßen erstaunt, daß der Landmann einen kostbaren Flügel von Steinway-Erard sich anschaffen wollte, denn einen solchen bestellte er. Indes er bedachte, daß die Bauern in Holstein in alten Friedenszeiten zum Teil recht vermögliche Leute waren, die sich schon ein solches Luxusmöbel zu leisten vermochten. Und da der eigenartige Besteller die bedeutende Kaufsumme ohne Zögern bar auf den Tisch legte, so konnte es dem Verkäufer im übrigen recht sein, da ihn sonst ja die Sache nichts anging ...

Wer aber beschreibt das Verwundern des Pianofortehändlers, als nach einigen Tagen schon derselbe Bauer abermals in seinem Geschäft auftauchte und einen zweiten, ebenso kostbaren Flügel bestellte!

Nun vermochte er denn doch den Wundersitz nicht länger zu zügeln, und er fragte, staunensvoll, den rundbauchigen Holsteiner.

„Entschuldigen Sie, wird denn bei Ihnen daheim so viel Hausmusik gemacht, daß Sie sogar zwei solcher Flügel sich anschaffen?"

„Ach nein", gab der flügelkauflustige Landmann zur Antwort, „Musik wird bei uns gar nicht getrieben; aber es gehört nun einmal ein solches Instrument in ein gutes Zimmer, und da ein Flügel allein etwas gegen die Gleichordnung — Symmetrie — Verstoßendes hat, ja gewissermaßen in der Stube hängt oder hinkt, so dachten meine Frau und ich, nun schaffen wir gleich zwei solcher Dinger an, dann ist das schöne Gleichmaß fürs Auge hergestellt." ...

## 84. Ein seltsames Grab.

Unweit der tuchberühmten Industriestadt Kottbus liegt das Schloß Branitz, das einst dem Fürsten von Pückler-Muskau gehörte.

Der Besitzer des parkumgebenen Schlosses war vorzeiten einer der meistverschlungenen, deutschen Schriftsteller und zugleich der größte deutsche Gartenkünstler des 19. Jahrhunderts.

Mehrere deutsche Fürsten, so Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, ließen verschiedene ihrer Parkanlagen, so in Ettersburg, so in Wilhelmstal bei Eisenach, nach den Anweisungen des genialen Fürsten Pückler neu anlegen.

In seinen Schriften überwucherten derart die Fremdwörter unsere vielgemarterte, deutsche Muttersprache, daß man sogar ein Zeitwort bildete: „pücklern", was soviel bedeutete als: unsinnig viele Fremdwörter gebrauchen! Das mag der Hauptgrund sein, daß

seine sonst meist fesselnden Werke heute nicht mehr recht genießbar, ja völlig vergessen sind.

Ein Volk, das seine Sprache mißachtet, ist der Vernichtung verfallen; ein Volk, das seine Sprache ehrt und rein hält, wird sich aus Tiefen des Verfalls und der Knechtschaft immer wieder emporringen.

Fürst Pücklers „Briefe eines Verstorbenen" und gar „Semilassos vorletzter Weltgang" zählten seiner Zeit zu den beliebtesten, vornehmsten Lesewerken der Deutschen.

Früher hatte er das Schloß Muskau besessen, wo er auch geboren war und nach dem seine Familie hieß, Muskau, dessen Riesenpark er aus dem Nichts erschaffen hatte. Dann, als ihm in seinem Erbe nichts mehr zu tun übrig blieb, erwarb er dieses Branitz, dessen Park er gleichfalls aus dem Erdboden hervorzauberte.

Und hier ließ er sich auch zur letzten Ruhe bestatten:

Mitten im weitgestreckten Parke liegt ein seeartiger Weiher, mit grünen Wasserlinsen zugedeckt. In der Mitte des verträumten Gewässers erhebt sich eine gewaltige, regelrechte Erdpyramide, von grasigem Grün übersponnen, alles Grün in Grün . . .

Und hier hat „Semilasso", ähnlich einem altägyptischen König, inmitten seiner großartigen Parkschöpfung die letzte Ruhestätte gefunden, er, der ruhelose Reiseschriftsteller, er, der gedankenschöpferische Gartenkünstler, er, der wortfunkelnde „Globetrotter" . . .

## 85. Das Grab eines Verschollenen.

Auf dem Friedhofe zu Muskau — demselben Muskau, wo sich der berühmte Park des großen Gartenkünstlers und einst vielgelesenen Schriftstellers, des Fürsten von Pückler-Muskau, befindet — ist das Grab eines ziemlich vergessenen Dichters, eines Dichters, der das Unglück hat, nicht mehr in die heutige Zeit zu passen, der aber, um seiner Gediegenheit willen, sicherlich auch wieder einmal seine Auferstehung feiern wird.

Auf der Ruhestätte liegt ein großer Sandsteinwürfel, einfach und schmucklos, und auf dem Steinwürfel stehen nur die zwei schwerwiegenden Worte: Leopold Schefer. Sonst nichts.

Dieser Tote hier ist der Verfasser des einst vielbeliebten, weitverbreiteten, wie ein weltliches Andachtsbuch fromm genossenen „Laienbreviers". Dieses in reimlosem Blankvers geschriebene Buch ist nur für reife, gereifte Menschen, die vom Schicksal geprüft worden sind, keine „Lektüre" für junge, leichtfüßig umherschwirrende Libellen. Es vereinigt in nicht leicht wieder vorkommender Weise

die zwei so grundverschiedenen Wesensarten: Lehrhaftigkeit und Dichterhaftigkeit.

Und wenn dieses Buch bloß die unsterblich-schönen Zeilen enthielte:

„Geh fleißig um mit deinen Kindern! Habe
Sie Tag und Nacht um dich und liebe sie
Und laß dich lieben einzig-schöne Jahre;
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind
Sie dein! nicht länger!" usw.

so wäre es ein Dichterwerk, das die Menschheit ewig an ihr Herz pressen sollte . . .

Leopold Schefer, dessen Leben — abgesehen von einer mehrjährigen Fahrt ins Morgenland (1816—1820), zu der ihm sein Freund und Brotherr, eben jener romantische Graf, später Fürst Pückler-Muskau, die Mittel großstilig gewährte — sich in dem weltstillen, niederlausitzischen Städtchen Muskau weltzurückgezogen abgespielt hat, hatte den Erstausgaben seines „Laienbreviers" eine wundervolle Vorrede vorangestellt gehabt, die er später, mir unbegreiflicherweise wieder unterdrückt hat. Da sie so einzig schön ist und den tiefen, unsagbar „sympathischen" Menschen Leopold Schefer von seiner herrlichsten Seite zeigt, möchte ich sie spätern Lesern nicht vorenthalten.

Sie war eine wundersame Widmung an seine Gattin und lautete also:

„Liebes Weib! erröte nicht, überrascht in der bescheidenen Seele, daß ich dir alles widme, was ich in Herzen und Geist getragen. Kann ich weniger dein nennen, so wenig es sei, da du mir alles geweiht und geschenkt: deine Liebe, Leben, Jugend und Schönheit, alle die Tage, die Frühlinge, jeden Gedanken, jedes Gefühl — dich selbst! und auf welche Dauer! Denn selbst nach dem vollständigsten Weltuntergang soll ja niemand mehr freien, noch sich freien lassen und so bist du und bleibst du denn meine einzige Frau seit aller Zeit und auf alle Ewigkeit! Allen ist alles einzig, jede Freude, jeder Schmerz.

Und, liebe Seele, das wußten wir beide, so haben wir gelebt, so uns geliebt, so ruhig, ja fast verborgen und ungekannt gestrebt, das einfach-schönste Glück aller Menschen, aller Zeiten in unserem Hause an uns und durch uns wahr zu machen. Und fast ein Vierteljahrhundert ist das uns gelungen in Genüge und Frieden.

Dir gegenüber, mitten unter den Kindern, ist alles geschrieben. Und wenn du mich einst begraben hast, dann bewahre das arme, kleine Lämpchen, das mir leuchtete, während

ihr schlieft. O, unseres schönen, trotz so mancher Versagung köstlichen Lebens!

Machte ich dir die Welt klarer, so lehrtest du mich das gute, fleißige Weib, die treue, immer sorgsame Mutter. Und wenn ich dann Frauen in ihrer Ehrenhaftigkeit, Herzinnigkeit, in ihrem unschätzbaren Werte dargestellt, von wem konnte ich das lernen? woher quoll der Friede und die Zufriedenheit in unserem Laienbrevier, als aus dem Genuß eines Menschenglückes zumeist nur durch dich —"

Gibt es eine herrlichere Vorrede zu irgendeinem Buch auf der ganzen Welt, als die, von dem verfaßt, der in diesem einsamen, verschollenen Grabe ruht? . . .

## 86. Von Denkmälern.

Ende der 1880er Jahre ging ich zu Dessau durch die Kavalierstraße und suchte vergeblich nach dem Denkmal Wilhelm Müllers, des Sängers der Griechen- und Müllerlieder.

Im neuesten Bädeker stand nämlich klipp und klar: dieses Standbild aus parischem Marmor, für das die dankbare Regierung des Königreichs Hellas den Steinblock gespendet habe, erhebe sich vor dem Gymnasium in genannter Straße.

Schon begann ich an meiner Sehkraft zu zweifeln. In meiner Not fragte ich bald diesen, bald jenen der Vorübergehenden. Alle schüttelten achselzuckend die Köpfe. Selbst eine rührselige Marktfrau verschmähte ich nicht, anzuzapfen, im Gedanken, daß Weiber aus dem Volke sich zuweilen mehr als die Mannswelt für Dichter und Dichtkunst erwärmten.

Ein etwas fatzkehafter Modegeck, scheinbar ein Offizier im Bürgerkleide (Zivil), den ich ebenfalls befragte, schnarrte den Frager im schönsten Gardeleutnantston an: „Was ist das für ein Mülläär?" — Fast verschämt stammelte ich: „Wilhelm Müller, der Dichter der Griechen- und der Müllerlieder." — „Bedauere, kann nicht dienen."

Ein findiger, kleiner Gymnasiumsschüler, der unsere lautgeführte Unterhaltung als neugieriger Zuhörer belauscht hatte, trat nun aus seiner Zurückhaltung heraus und rief: „Ah, Sie suchen das Müllerdenkmal? Sehen Sie, das soll einmal dorthin kommen, dort steht bereits der Grundstein im Gebüsche!"

Und richtig, da hob sich auf einem Rasen etwa schuhhoch eine steinere Platte, worauf später wohl einmal ein Denkmal thronen konnte.

Wir Dreie sahen lächelnd einander an und ich zeigte beiden die

bezügliche Stelle im Reisebuche. Der schlaue Bädeker hatte, wohl, um nicht allzu schnell zu veralten, im neuesten norddeutschen Reiseführer das erst künftig zu errichtende Dichterdenkmal schon glücklich vorweggenommen gehabt.

* * *

Viele Jahre später stand ich zu Eisenach am eigen-schönen Denkmal, das meinen alten Gönner, den Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach, den hochherzigen Wiedererneuerer der Wartburg, mit großer Naturtreue darstellt. Genau so, in derselben Haltung, habe ich ihn oft in den Sälen des Weimarer Schlosses an eine Konsole lehnen sehen.

Auf gegossener Metalltafel prangt ein Distichon, das anhebt:

„Edel, kraftvoll und schlicht, wie die Burg, die du sinnend erbautest"
usw.

Da nahten zwei Wanderer in Lodenkleidern und Kniestrümpfen, stellten sich neben mich und der eine begann zu seinem Gefährten: „Du, des is eener von den Herzögen von Sachsen-Altenburg!" worauf der andere schlagfertig zurückgab: „Ach nee, des is gar keen Herzog, des is ja der Architekt, der die Wartburg erbaut hat; da steht ja deutlich «wie die Burg, die du sinnend erbautest»!"

Ich mußte mit Gewalt eine laute Lache verbeißen, fand mich aber nicht bemüßigt, solchen Gesellen und Landfahrern irgendwelche Belehrung angedeihen zu lassen . . .

## 87. Das Gleimstift zu Halberstadt.

Eine für Freunde deutschen Schrifttums besuchenswerte Stätte ist das Gleimstift zu Halberstadt mit seinem „Freundschaftstempel". Der alte Gleim (1719—1803) ließ bekanntlich auf seine Kosten alle seine dichterischen Freunde malen. Ohne die Verwirklichung dieses schönen Gedankens, wüßten wir heute von vielen Dichtern des 18. Jahrhunderts nicht, wie sie ausgesehen haben.

Bei meinem ersten Besuch des Gleimstiftes, 1889, brachte man den Fremden noch ein übergroßes Vertrauen entgegen. Der aufsichtführende Lehrer, zugleich Hauswart, der etliche Stunden zu geben hatte, ließ mich, den er zum ersten Male sah, die ganze, lange Zeit allein mit den großen handschriftlichen Schätzen des Stiftes, so mit Originalbriefen Schillers an Gleim aus seiner Mannheimer Jugendzeit und ähnlichen Schrifttumswerten. Es war mir nahezu peinlich, unbeaufsichtigt mit derartigen Wunderstücken mutterseelenallein zusammengelassen zu werden — wäre nach mir

ein Handschriftendieb gekommen, wäre der Verdacht unter Umständen auf einen Unschuldigen gefallen.

Bei jenem ersten Besuche lag in einem Saale des Stiftes ein Hut Friedrichs des Großen, unter einem Schauglaskasten ausgestellt. Gleim erhielt den Hut auf seinen glühenden Wunsch als besondere Vergünstigung durch die Huld seines Gönners, des Prinzen Heinrich von Preußen, eines Bruders des großen Königs.

Als ich 1904, also fünfzehn Jahre später, das Gleimstift zum andern Male betrat, war man inzwischen vorsichtiger geworden — vielleicht hatte man schlimme Erfahrungen mit Fremden gemacht —, ein junges Mädchen, die Tochter des Hauswarts, ließ keinen mehr allein und führte verständigerweise die Aufsicht.

Alsbald fahndete ich nach dem berühmten Hute — doch er war samt seinem Glaskasten verschwunden! Ich erfuhr, daß man ihn nach Berlin in das Hohenzollernmuseum überführt habe! Und zwar auf einen allerhöchsten Wunsch!! . . . Hatte man nicht genug Hüte Friedrichs des Großen in Berlin, und mußte man ausgesucht diesen, für Gleim besonders bestimmten Hut noch dazuraffen?

Jedenfalls sollten die Halberstädter nicht Ruhe halten, bis der ihnen geraubte Hut, der ins Gleimstift von Gottes- und Rechts wegen geschichtlich gehört, aus Berlin wieder mit Ehren zurückerstattet wird . . .

## 88. Der Jagdhund von Porta.

Auf einer nordwestdeutschen Wanderfahrt stieg ich von Porta durch einsames Waldgehölze zum Nationaldenkmal der Provinz Westfalen empor.

Beim Eintritt in den Bergwald schloß sich mir, der ich gar kein sonderlicher Hundefreund bin, ein Jagdhund, der offenbar herrenlos sich da herumtrieb, mit einer mich geradezu verblüffenden, rätselhaften Treue an. Scheinbar fühlte er großes Anschlußbedürfnis an Menschen und zudem eine entschiedene Zuneigung zu mir. Denn keinerlei Versuche, das Tier von mir hinwegzuscheuchen, fruchteten etwas; immer wieder war er mir zur Seite, als wär' er vom Schicksal dazu bestimmt.

Und eigentümlich! Mitten im Wald, auf dessen Wegen mir am Wochenvormittag keine Seele sonst begegnete, saßen auf einer Bank zwei höchst verdächtig dreinschauende Gesellen, vermutlich Handwerksburschen, so daß mir die Nähe dieses Hundes bald wie eine gottgesandte Fügung erschien. Denn sein Schreiten neben mir gab mir vollständige Beruhigung und Sicherheit.

Die Kerle sahen aus, als planten sie einen Raubüberfall auf

einsam des Pfades ziehende Wanderer; aber angesichts des großen Tieres schienen sie wie gelähmt. Sie wußten ja nicht, daß mir das wundersame, vierbeinige Wesen soeben erst zugelaufen war.

So kam ich denn auch unbehelligt und von meinem Schutzgeiste treu geleitet, zum großartigen Denkmal hinauf und später wieder nach Minden hinunter.

Hier jedoch erwuchs mir eine wahre Mühe, den Hund wieder loszubekommen, denn auf meiner Weiterfahrt konnte ich mich unmöglich mit ihm beschweren. Ich spielte geradezu Verstecken mit ihm, verbarg mich vor ihm hinter einer Haustür und konnte deutlich aus meinem Hinterhalte beobachten, wie er ganz verzweifelt mich allenthalben suchte.

Als er um eine Ecke gerannt war, lief ich eilends zum Bahnhof und entschwand mit dem nächsten Zuge vor dem schicksalgewollten Retter und Schutzengelhunde, mit gemischten Gefühlen, denn ich war ihm wirklich zu Danke verpflichtet, wie noch keinem Hunde vor ihm.

## 89. Fräulein Boltes Schweinerippchen.

Wer sich einen festlichen Wandertag, einen Tag des Genusses urdeutscher, urnorddeutscher Landschaft bereiten will, setze sich zu Minden oder Karlshafen auf das reizende Dampferchen und fahre die Weser, diesen köstlichen Fluß, nach Hameln hinunter, um den „Rattenfänger" zu besuchen.

Wer die Hameln, die Hildesheim, die Goslar, die Eimbek, die Tangermünde und ähnliche Städt' und Städtchen nicht in Augenschein nahm, soll sich beileibe nicht die Einbildung anmaßen, sein Deutschland zu kennen.

Wer aber Genuß auf Genuß häufen, und, gleich den Riesen sagenhafter Vorzeit, den Pelion auf den Ossa türmen will, unterbreche die Fahrt auf einige Stunden in Höxter, besehe sich dort die alten Gebäude: den Heisterhof, das Tillyhaus, das Rathaus von 1613; genieße vom Felsenkeller aus des schönen Blicks ins Wesertal, das hier mit Schilf- und Uferweidenumgebungen von fern an das Neckartal bei Tübingen gemahnt; wandere durch den herrlichen Kastanienbaumweg zur Abtei Corvey, wo Hoffmann von Fallersleben von 1860—1874 als Leiter der Bücherei des Fürsten von Hohenlohe-Ratibor-Corvey vorstand, und verrichte seine stille Andacht auf dem Schloß- und Klosterfriedhof am Grabe des Dichters von „Deutschland, Deutschland über alles"!

So tat ich dies wiederholt. Im empfohlenen Speisehaus des Fräuleins Bolte zu Höxter kehrte ich hungrig ein. Die freund-

liche Wirtin bot mir Schweinerippchen an, die ich zuerst entschieden zurückwies. Da meinte sie jedoch: ich solle sie nur getrost bestellen; sie bereite Schweinerippchen, wie ich sie wohl selten in der Welt genossen habe! Solcher Zuspruch reizte mich dermaßen, daß ich dieses Gericht kommen ließ, und, in der Tat, nirgendwo habe ich Schweinerippchen in solcher Trefflichkeit zu kosten bekommen, wie die wahrhaft klassischen des Fräuleins Bolte zu Höxter an der Weser.

Sie verdienen die Unsterblichkeit; nicht weniger verdient dies aber auch die unerhört billige, mehr als preiswürdige Zeche: Für Fleischbrühe mit Ei, die weltberühmten Schweinerippchen, eingemachte Stachelbeeren, Harzer Käse, Butter, Brot, drei mächtige Gläser Apfelwein und zwei Fläschchen Johannaberger Tafelwasser, nebst Ansichtspostkarte und einer Fünfpfennigmarke berechnete mir Fräulein Bolte, alles in allem, nicht mehr als — zwei Mark!

Ehre dem Andenken dieser Schweinerippchenzubereiterin aus alten, seligen Friedenszeiten!

## 90. Melsungen.

Vor einem halben Dutzend Jahren etwa führte mich der Heimweg von einer Vortragsreise nach Hamburg und Kassel, etliche Eisenbahnhaltestellen südlich Kassels, an einem auffallend hübsch gelegenen Städtchen im Tale der Fulda vorüber. Es führt den mir wenigstens angenehm ins Ohr tönenden Namen: Melsungen.

Seit jenem Tage hegte ich das Verlangen, einmal im Leben einen Tag dort zu verbringen. Der Ruhm seiner Fachwerkbauten war zudem zu mir gedrungen und verstärkte meine Sehnsucht.

Im letzten Jahre nun rief mich ein Ruf zum Dichtertag auf die Wartburg. Alsbald jauchzte es in mir: Jetzt aber läßt du dir das unbekannt geliebte Melsungen nicht entgehen!

Und so geschah's.

Vom Eisenbahnknotenpunkt Bebra, der übrigens selber durchaus ein Aussteigen und einen beachtenden Blick verdient, und nicht nur als Durchrasestätte zu bewerten sein sollte, gelangt man nach einer kleinen Bahnfahrt an den gewünschten Ort. —

Am Nachmittage kam ich in Melsungen an und stieg in einem uralten, hohen Hause, dem Rathaus gegenüber, ab. Es führt das schlichte Wirtsschild „Zum Prinzen"; nicht etwa „Zum Prinzen Christian" oder doch wenigstens „Zum Erbprinzen", sondern einfach: „Zum Prinzen". Es soll, wie der Gasthauswirt mir beteuerte, schon seit einem halben Jahrtausend als Herberge gedient haben. In diesem Falle dürfte es also mit dem „Riesen" in Milten-

berg am Main und mit dem „Goldenen Anker", vormals der „Güldenen Gans" zu Saalfeld in Thüringen, und dem „Bären" zu Freiburg im Breisgau erfolgreich in einen Altertumswettbewerb treten können.

Die kleinstädtische Höflichkeit der Melsunger Einwohner ist dermaßen groß und fremdenfreundlich, daß die unten Vorüberwandelnden, wenn ich aus dem Fenster meines eine Treppe hoch gelegenen Gastgelasses auf die Straße hinabblickte, in unerhört zuvorkommender Weise vor der Fremdlingserscheinung Hut und Mütze lüpften. Kannte ich ja doch keine einzige Melsunger Seele persönlich. So etwas von rührender Artigkeit war mir auf meinen unzähligen deutschen und außerdeutschen Wanderungen noch niemals vorgekommen und hinterließ mir den angenehmsten Eindruck.

Ein Gang durch die an hohen, steilen Fachwerkgiebelhäusern überreiche, kleine Stadt lohnt den Besuch vollkommen. Ein altes Schloß ist noch vorhanden, heute zu Büros und Diensträumen verwendet. Ein urwüchsig dicker, aus der Erde sprießender Riesenstamm einer Glyzine verzweigt und verästelt sich ins Ungeheure, wie man es selten sieht, und umspinnt die alten Mauern mit wahrhaft königlichem Gespinst.

Unter den auffallenden, uralten Gassennamen blieb mir einer in lebhaftem Angedenken: die Tränkelücke . . .

Zum Abendbrot ließ ich im „Prinzen" mir grünen Salat, Harzer Käse und Butterbrot munden, wozu ich ein treffliches Hessisches Löwenbier trank. Bei diesem Wappennamen wird ein so geschichtlich geeichter Mensch wie ich allein schon vom Hauche der hessischen Geschichte kräftig umweht. Melsungen war nämlich dereinst ein kurhessisches Städtchen.

Nach gutverschlafener Nacht setzte ich meinen Gassengang in nächster Frühe fort. Eine Merkwürdigkeit, gewissermaßen ein Wahrzeichen von Melsungen, ist der „Bartenwetzer".

Um zwölf Uhr mittags — und nur um diese Stunde, nicht etwa auch um die mitternächtige Geisterstunde — tritt dieser Beilwetzer hoch auf dem Rathaus aus seinem Häuschen und wetzt zum Glockenschlage sein Beil. Zuschauergruppen pflegen sich dann auf dem Platze zu versammeln und der „grotesken Figur" auf dem Rathausdach einige Augenblicke freundlicher Aufmerksamkeit zu schenken.

Aber, da ich ein höchst persönlicher Sterblicher bin, vielleicht am unvergeßlichsten hat sich mir ein Melsunger Kolonialwarenhändler, der auch mit Ansichtspostkarten handelte, ins Gedächtnis eingerammt. Dieser Biedermann, der mit begreiflicher kleinstädti-

scher Neugier mich musterte, überwand seine bescheidene Scheu und wagte die unschuldige Frage an mich zu richten:

„Mein Herr, darf ich fragen, welch ein Geschäft führt Sie in unser abgelegenes, weltfernes Städtchen?"

Ich erwiderte ihm: „Mich führt gar kein Geschäft hierher; ich bin lediglich gekommen, um mir einmal Melsungen zu betrachten."

Da schaute er mich lange, wie traumversunken, an; dann endlich brach er sein Schweigen und hub mit einer zu den tiefsten Tiefen meines Herzens dringenden Stimme bedachtsam, wie tropfenweise, an:

„Sie müssen ein glücklicher Mensch sein, daß Sie so umherreisen und die Welt mit ihren Sehenswürdigkeiten sich so zu betrachten vermögen!"

Aus seinem tiefsten Herzensgrunde zitterte offensichtlich das heiße Wunschverlangen, auch einmal seine Kleinstadt verlassen, Metermaß und Gewichtsteine seines Geschäftes mit einem Wanderstecken vertauschen zu können.

Selten hat mich ein zufällig auf Reisen an mich gerichtetes Wort so herzbeweglich ergriffen . . .

Und so möchte ich das liebe, gemütliche Melsungen nicht aus den Erinnerungen meines deutschen Wanderlebens missen . . .

## 91. Scheingeistlicher in Nord und Süd.

Fast allenthalben auf meinen Reisen ward ich für einen Geistlichen verzollt: ich ging glattrasiert, trug eine goldene Brille, hatte ein etwas rundliches Gesicht, und so war der Priester fertig: erst nur Kaplan, stieg ich mit den Jahren natürlich die Leitersprossen der Hierarchie hinan . . .

Im oberbayrischen Wallfahrtsort Alt-Otting, wo man doch wahrlich schon hätte lernen können, echte Priester von falschen zu unterscheiden, nahte sich mir die biedere Hauswirtin in frommer Scheu und hub gar ehrfürchtig an:

„Heut am Freitag werden Hochwürden kein Fleisch genießen? Wir haben aber guten Pfannkuchen und einen herrlichen Salat."

Ich, ihren guten Glauben ihr belassend, etwas auf den Stockzähnen lächelnd, die Rolle glücklich spielend, entgegnete:

„Nein, beileibe nicht, heut' esse ich kein Fleisch", und ließ mir eine dem geistlichen Herrn doppelt sorgfältig zubereitete Tracht Pfannkuchen und eine Schüssel großartigen Kopfsalates dazu schmecken . . .

Zu Bastia auf der Insel Korsika sprach mich im Gasthofwagen eine Dame, offenbar eine Wienerin, neugierig-behäbig an:

„Reisen der hochwürdigste Herr auch nach Livorno?" Ich bejahte, bemerkte jedoch schmunzelnd: ich sei kein Geistlicher. Da platzte sie lachend heraus:

„Sie schau'n aber auch gaar so ährwürdig aus!" . . .

In Aschaffenburg, einer Lieblingsstadt von mir, die ich oft zum Schlußsteine deutscher Wanderungen machte, begegnete mir einmal die ganze Klasse eines Priesterseminars, die mich so auffallend ehrerbietig durch schnelles, tiefes Hutabnehmen grüßte, daß ich bei mir dachte: Aha, jetzt halten sie dich, dem gealterten Aussehen entsprechend, am Ende gar noch für einen Bischof, der sein Unerkannt schlecht zu wahren weiß!

Ich beschleunigte meine Abreise, um nicht gar in die Verlegenheit zu geraten, die Firmung erteilen zu müssen.

## 92. Schwarzes Bier in Breslau.

Daß ich auf Reisen fast täglich für einen Geistlichen, meist für einen katholischen, gehalten werde, daß in einem Nürnberger Kabarettheater eine Frau hinter meinem Rücken zu ihrem Manne sagte:

„Sieh mal, ein katholischer Pfarrer geht sogar auch hierher!" und ähnliches habe ich schon zuweilen berichtet.

Aber das Unerhörteste dieser Art ist mir denn doch in Breslau begegnet.

Ging ich abends vor dem Theater in ein hübsches Bierlokal, wo helles Ratiborer Schloßbräu verzapft wurde; arglos fragte ich die Aufwärterin, ob ich nicht vielleicht ein Glas dunkeln Biers haben könne?

Sitzen da sechs Breslauer Spießbürger, mit hochwichtigen, gerröteten Gesichtern Politik kannegießernd, beisammen; kaum hatte der eine meine Bestellung an die Kellnerin vernommen, so platzte er mit unverschämter Lautheit heraus:

„Der ist katholisch; der will schwarzes Bier!" —

Felix Dahn, zu jener Zeit wohl der berühmteste Mann der Stadt Breslau, dem ich diese freche Äußerung die Stunde darnach berichtete, war entrüstet darüber und behauptete: er müsse sich seiner Breslauer Mitbürger schämen ob eines derartigen Betragens gegen einen Fremden!

## 93. Mittelalterliche Wirklichkeitsvorstellung.

In der Wiesenkirche zu Soest (spr. Sōst, weil der Buchstabe e im Deutschen nur zur Verlängerung des vorangehenden Vokals dient und niemals einen Umlaut bewirkt!), also, in der Wiesen-

kirche zu Soest in Westfalen prangt ein altes, reiches Glasgemälde aus dem 13. Jahrhundert: das Abendmahl darstellend.

Da liegt auf einer Platte zur Rechten Christi ein gewaltiger Schweinskopf mit aufwärts gerolltem Rüssel, fast wie ein jugendlicher Elefantenkopf anzuschauen; zur Linken des Heilands aber ruht auf einer Schüssel gar einladend ein westfälischer Schinken! Auch Salz- und Pfeffergefäß nebst einem recht abendländisch geformten Trinkgeschirr sind nicht vergessen.

Am Estrich der Abendmahlsörtlichkeit steht gar ein Korb, gefüllt — nicht etwa mit Matzen oder matzenähnlichen, ungesäuerten Broten, sondern mit einem stattlichen Haufen von rechtschaffen deutschen Schwarzbroten, aus deren Mitte eine tüchtige Schnapsflasche — norddeutsch Schnapspulle — hervorragt, als seien Christus und seine Jünger keine morgenländischen Erscheinungen, sondern biderbe, westfälische Bauerngestalten, echte, bodenständige Sprossen der roten Erde!

So wirklichkeitswahr und -nüchtern dachten und glasmalten die mittelalterlichen Vorläufer unserer modernen „Realisten"!

## 94. Das Falzbein aus Wiligrad.

Auf meinem Schreibtische liegt ein elfenbeinernes Falzbein, also ein Brieföffner, der durch seine anspruchsvolle Eleganz unter den andern einfachen Gegenständen, meist Bergkristallen und Rauchtopasen, erheblich hervorsticht.

Sein Handgriff ist ein silberner Pelikankopf mit roten Rubinen in den Augenhöhlen, der, nach Pelikanart, gar gedankenvoll-tiefsinnig-bedächtig in die Welt schaut.

Mit diesem denkwürdigen, kleinen Werkzeug pflegte Großherzog Friedrich I. von Baden jahrelang alle seine Briefschaften zu öffnen.

Nach dem Tode des badischen Landesfürsten, 1907, sandte seine Witwe, die betagte Großherzogin Luise, das Falzbein als Andenken an den Hingeschiedenen ihrer Base, der Herzogin Johann Albrecht (Elisabeth) nach Wiligrad bei Schwerin.

Nach dem Hinscheiden der edeln Herzogin, schon 1908, übermittelte der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg dieses bedeutsame Andenken wiederum als Erinnerungsstück an mich nach Karlsruhe mit einer kleinen Silberplakette der Verstorbenen.

Sein eigenhändiger Widmungsbrief lautet also:

Wiligrad, Mecklenburg, den 25. August 1909.

Sehr geehrter Herr Vierordt!

Bei Ihrer Heimkehr nach Karlsruhe möchte ich, daß diese Zeilen Sie empfingen, um Ihnen nochmals für Ihren freundlichen Besuch zu danken, durch den Sie mir eine wirkliche, große Freude bereitet haben.

Gleichzeitig möchte ich Ihnen aber noch ein kleines Andenken senden, das mehrfache Erinnerungen birgt.

Das beifolgende Aufschneidemesser sandte Großherzogin Luise von Baden meiner seligen Frau aus dem Nachlaß Ihres Großherzogs Friedrichs I. als Erinnerungszeichen.

Nun entnehme ich es dem Schreibtische der heimgegangenen Schloßherrin von Wiligrad, um es einem treuen Freunde der Wartburgtochter und ihres Heimathauses nach Karlsruhe zurückzusenden.

Ich wüßte diesen erinnerungsreichen Gegenstand in keinen besseren Händen geborgen.

Möchte er Ihnen bei Ihrer Arbeit oft nützlich sein und möchten Sie bei seinem Anblick, außer an die lieben Entschlafenen, auch manchmal gedenken an

Ihren stets ergebenen
Johann Albrecht,
Herzog zu Mecklenburg.

Mit Wehmut betrachte ich manches Mal dieses Falzbein: Hinter ihm türmt sich das rosenumsponnene Schloß Wiligrad empor, glänzt die Wartburg aus goldenem Ferneduft der Jugend herüber . . .

## 95. Preußisch-Mecklenburgische Dreigeschlechtlichkeit.

An der Preußisch-Mecklenburgischen Grenze fand ich einst auf einem Bahnhofabort drei nebeneinander befindliche Holztüren.

Das wäre nun an sich gewiß nichts Besonderes. Aber sie trugen drei weithin leuchtende Aufschriften:

„Männer"
„Frauen"
und — „Beamte" (!).

So zählte man dortlands die unglücklichen Beamten offenbar weder zum männlichen, noch zum weiblichen, sondern zu einem erst wissenschaftlich noch festzustellenden dritten Geschlecht!

O Preußisch-Mecklenburgische Grenze!

## 96. Julius Mosens Büste.

Zum Sohne Julius Mosens, des Dichters des einst vielgesungenen Andreas-Hofer-Liedes „Zu Mantua in Banden", dem Oberbibliothekar des Großherzogs von Oldenburg, stand ich in freundschaftlichsten Beziehungen. So oft ich auf deutschen Wanderungen nach Oldenburg kam, war mein erster Gang zu ihm.

Reinhard Mosen führte mich eines Sommermorgens zur Marmorbüste seines Vaters im Hoftheater.

Sie hatte ein merkwürdiges Schicksal gehabt, denn sie wurde beim Oldenburger Theaterbrand im Jahre 1891, der die unschätzbaren Bearbeitungen Shakespearescher Werke von Julius Mosens Hand unwiederbringlich vernichtete, wie durch ein Wunder gerettet; sie allein hat den furchtbaren Brand überdauert und wurde fast unversehrt nach mehreren Tagen aus Schutt und Trümmern hervorgezogen. Sie stürzte von ihrem Sockelgestell auf ein Samtsofa und sank mit diesem allmählich in die Tiefe, sanft getragen durch Flammen und Asche. Nur eine marmorne Locke ward etwas beschädigt und etliche Risse wurden in Hals und Brust geritzt. Jetzt prangt sie wiederum im neuerbauten Theater in der Wandelhalle.

Julius Mosen, der Sänger herrlicher, leider zu sehr vergessener deutscher Lieder — will ich mir eine Feststunde bereiten, nehme ich sein Gedichtbuch zur Hand —, war bekanntlich Theaterleiter von 1844—1867 in Oldenburg, war aber schon seit den ersten Jahren seiner Bühnenleitung schwer leidend, trug jedoch dieses Leiden mit weltüberwindendem Humor. —

Die Zeiten Mosens sind die klassischen Tage des Oldenburger Hoftheaters und bedeuten für den gemütlichen Fürstensitz an der Hunte dasselbe, was die Zeiten Eduard Devrients für die Stadt Karlsruhe bedeuten.

## 97. Dannenberg an der Jeetze.

Wie gastlich und freundlich die Menschen in abgelegenen Kleinstädten noch sind, wie sie noch Zeit für einen haben, wenn sie nicht dem nichtigen Hasten der Großstadt verfallen sind!

Kam ich da mal auf meinen vielen Städtewanderungen in das weltabgeschiedene Dannenberg an der Jeetze — die Jeetze ist ein von Norden kommendes Nebenflüßchen der Elbe —, um den alten Turm zu besuchen, in dessen traurigem Verließe der König Waldemar von Dänemark 1223—1225 schmachtete; er hieß im Volksmund seither der „Waldemarsturm".

Über ein Menschenalter schon verspürte ich einen unbezähmbaren Drang nach dem in meiner Einbildungskraft fast legendenhaft gewordenen Dannenberg, seit ich in meinem zehnten Knabenjahr eine Geschichte für die Jugend gelesen hatte, die „Der Page des Prinzen" hieß. Darin war in ähnlicher Weise, wie weiland der Sänger Blondel seinen König Richard Löwenherz von Burg zu Burg suchte, die Auffindung des gefangenen dänischen Waldemars durch *seinen* treuen Pagen Erik geschildert. Seit jener frühen Zeit beseelte mich, ein halbes Leben hindurch, der glühende Wunsch, den „Waldemarsturm" selber aufzusuchen. Als zehnjähriger Junge

las ich das Jugendbuch und als zweiundvierzigjähriger Mann hielt ich mir das Versprechen, das ich mir selber in so jungen Jahren gegeben . . .

Einen alten Kantor, der in Hausschuhen, Schlafrock und mit ellenlanger Tabakspfeife, das gestickte, troddelbehängte Hauskäppchen auf dem Haupte, durch die stillen Gassen Dannenbergs höchst altmodisch-biedermeierisch-gemütlich spazieren schlenderte, sprach ich an, und als er meine Teilnahme an den geschichtlichen Begebenheiten seines bescheidenen Heimatstädtchens gewahrte, führte er mich drei geschlagene Stunden lang unermüdlich umher. Zuerst gastlich in sein Haus, wo er sich dem Fremdling zu Ehren in ein feierliches Gewand warf, dann in die Johanniskirche, ferner auf einen stillgelegten Friedhof, wo wir plötzlich, zu meiner Ergriffenheit, ans Grab der einst vielgenannten Eleonore Prohaska, der Heldenjungfrau der Befreiungskriege, gelangten; zuletzt an den Körnerstein, worauf Theodor Körner sein „Gebet vor der Schlacht" gedichtet habe! Jedenfalls habe ihn ein alter Tischler, namens Lahl, den der greise Kantor noch persönlich kannte, 1813 mit eigenen Augen auf dem denkwürdigen Steine sitzen und sich ausruhen sehen!

So war dieser unvergeßliche Nachmittag am Flüßlein Jeetze mit unendlichen Erinnerungen und überraschenden Entdeckungen erfüllt; denn „Eleonore Prohaska" habe ich schon in Knabenjahren im Freiburger Stadttheater aufführen sehen, und hier, im abgelegenen Winkel des deutschen Vaterlandes, ihr Grab zu entdecken, war mir ein Erlebnis, das mich mit Rührung und Ergriffenheit durchschauerte . . .

## 98. Am Steinhuder Meer.

In windumbrauster, hoher Eckstube saß ich im Strandhotel zu Steinhude gegen Abend und ließ meinen Blick über das „Steinhuder Meer" schweifen.

Drunten im Gasthausgarten war lustiges Sommerballtreiben mit farbiger Lämpchenbeleuchtung.

Zwei Hochschüler-Korps oder — wie mir ein Korpsdiener auf Befragen erläuterte — „Zwei Chöre": Vandalia und Makaria der technischen Hochschule zu Hannover hielten ein Abendfest mit Damen ab; etliche vergnügten sich in beleuchteten Kähnen auf dem „Meer" und beim Nachtdunkel zog der ganze, lange Zug mit bunten Papierlampen durch den Garten ab. Auch ein stattlicher Stab von ältlichen „Gardedamen" hatte sich nach alter Mode zur „Beaufsichtigung" eingefunden . . . Heutzutage sind wohl auch am Stein-

huder Meer die „Gardedamen" als altes Eisengerümpel abgeschafft . . .

Das „Steinhuder Meer" liegt im ehemaligen Fürstentum, eigentlich in der gefürsteten Grafschaft Schaumburg-Lippe, und nicht jeder deutsche Kleinfürst konnte wahrlich sich rühmen, sozusagen ein Privatmeer in seinem Liliputreiche zu besitzen, wie der glückliche Beherrscher Schaumburg-Lippes.

Denn dieses „Steinhuder Meer" hat einen acht Kilometer langen und fünf Kilometer breiten Meeresspiegel und man kann so ziemlich allenthalben bis auf seinen Boden hinabsehen. Bei Wind ist seine Fläche sehr hübsch bewegt.

Eine Merkwürdigkeit dieses „Meeres" ist die künstliche Inselfestung in seiner Mitte: der Wilhelmstein, von einem alten schaumburg-lippischen Grafen Wilhelm 1760—1767 angelegt. Diesem Manne ließ es offenbar keine Ruhe, daß er keine Festung in seinem Lande besitze und so kam er auf den absonderlichen Gedanken, ein von Pfählen umgebenes, mit bombenfesten Mauern und Schießscharten seltsam ausgestattetes, befestigtes Eiland hervorzuzaubern, das ein hübsches Bild altfürstlicher Herrscherlaune bietet.

In wind- und wellengeschaukeltem Segelboote fuhr ich an herrlichem Sommermorgen zu seiner Verträumtheit hinüber.

Die nette Frau des „Kastellans" erzählte mir, daß sie mit ihrer Familie schon 37 Jahre in dieser Westentaschen-St. Helena-Einsamkeit verbracht habe! Der Fürst von Schaumburg-Lippe komme, wie sie voll Untertaneneifers berichtete, manchmal zum Kaffee nach dem Wilhelmstein gefahren; die Unterhaltungskosten der Inselfeste-Spielerei seien beträchtlich, doch könne der Fürst es vermöge seiner großen Waldungen schon durchhalten . . .

Niemand wird bereuen, das „Steinhuder Meer" besucht und jenen „Wilhelmstein" besichtigt zu haben . . .

## 99. Die Wiedertäuferkäfige von Münster.

Als ich Mitte der 1890er Jahre durch die Stadt Münster schlenderte, ging ich auch zur Lambertikirche, mir die alten, eisernen Käfige der drei Wiedertäuferhäuptlinge wiederum zu betrachten: des Johann Bockold von Leyden, Königs von Zion, seines Ministers Krechting und seines Leib- und Hofscharfrichters Knipperdolling; wie ich dies schon 17 Jahre zuvor auf einer herrlichen Hochschülerwanderung durch Norddeutschland getan hatte.

Man hatte jene drei genannten Herren in drei Käfigen dort oben eingesperrt und verhungern lassen, was sie gewiß redlich verdient hatten.

Aber siehe, die drei berühmten Käfige waren verschwunden! Man hatte den von mir 1880 noch geschauten Turm das Jahr darauf wegen Baufälligkeit abgetragen und die Käfige waren an dem inzwischen neu errichteten Turm noch nicht wieder aufgehängt worden.

Nun wollte ich um die Welt gerne wissen, wo die Käfige hingeraten sein könnten; ich hätte, glaube ich, mir es nicht verdrießen lassen, in den Mittelpunkt der Erde hinabzusteigen, um die alten, geschichtlichen, verwitterten Leichenbehälter wieder schauen zu dürfen.

Ich fragte demnach auf den Straßen der Stadt Münster, die von zahllosen Pfingstspaziergängern wimmelten, so ziemlich jeden, der einigermaßen vertrauenerweckend aussah: „Wissen Sie mir zu sagen, wo die Käfige mit den Gebeinen der Wiedertäufer vom Lambertikirchturm hingekommen sind?" Keiner wußte Bescheid zu geben; mancher vermutete, sie seien wohl notbehelflich vorübergehend im Innern des Turmes aufbewahrt. Der Turm war nämlich nur in seiner obern Hälfte abgetragen worden . . .

Nicht unverrichteter Dinge jedoch wollte ich Münster wieder verlassen. Unterwegs in der Windthorststraße stand ein Mann am Eingange seines Gartens, der mir auf meine wiedertäuferwütige Wißgier sagte: „Die Käfige stehen jetzt im Friedenssaal und kommen später wieder an den Turm hinauf, sobald er fertig ist. Die Engländer haben der Stadt Münster erhebliche Summen für die Käfige geboten, aber sie gibt den weltgeschichtlichen Besitz natürlich nicht heraus."

Diese dankenswerte, etwas näher ans Ziel führende Auskunft befriedigte mich doch nicht ganz.

Die Zeit drängte; ich mußte zum Bahnhof, wo ein derart beängstigendes Pfingstgedränge sich ballte, daß die Menschen am Fahrkartenschalter buchstäblich aufeinander stiegen, was ich nie zuvor gesehen hatte.

Da brach sich ein katholischer Geistlicher durch die Masse Bahn; um nichts unversucht zu lassen, ward auch er befragt. Diese verlorene Minute sollte mein Verhängnis oder mein Glück werden: als ich den Bahnsteig betrat, sauste, den Wiedertäuferknochen zu Ehren, mir der Zug vor der Nase weg!

Dem mehr als anständigen, rotbemützten Bahnvorstand tat dieser Vorfall persönlich so leid, daß er mir sein ehrliches Bedauern aussprach — schnell benützte ich die günstige Gelegenheit und forschte auch ihn nach den Käfigen mit den Wiedertäufergebeinen aus. Er lächelte etwas sonderbar, als wollte er sagen: darnach hat mich heut

auf meinem Bahnsteige noch keiner von den Pfingstspritzlern gefragt . . .

Aber, wie gesagt, vor lauter Gebeinen war mein Zug unwiederruflich fortgebraust.

Nun hatte ich zwei weitere Stunden zur Gerippeforschung gewonnen, durchstreifte von neuem unverdrossen die alte Wiedertäuferstadt und suchte, was ich gleich hätte tun sollen, den Küster der Lambertikirche selber auf. Man lernt halt niemals aus, wenn man noch so alt wird, und macht immer neue Torheiten.

Die Frau des pfingstausflug-abwesenden Küsters gab mir den endgültigen Bescheid: „Die Käfige stehen notbehelflich in einem verschlossenen, aber niemandem zugänglichen Raum unten in der Kirche und werden in zwei Jahren, nach der Vollendung des Turmbaus, wieder hinaufgezogen. Gebeine sind aber nicht mehr darin, da sie im Laufe der Jahrhunderte verwittert und zerbröckelt durch die Gitterstäbe herabgefallen sind!" . . .

Bei einem erfrischenden Glase Dortmunder Biers erholte ich mich vom stundenlangen Forschen nach den gar nicht mehr vorhandenen Wiedertäufergebeinen — und den nächsten Zug verfehlte ich nicht mehr! . . .

## 100. Ein kleinfürstliches Stadtidyll.

Schritt ich einst zur Abenddämmerungszeit durch den Schloßpark des deutschen Residenzleins Arolsen im ehemaligen Fürstentum Waldeck, als ein biederer Stadtbürger mich aus einiger Entfernung von hinten her anrief und meinem Weitergehen Halt gebot:

„Sie sind wohl ein Fremder, mein Herr? sonst wüßten Sie gewiß, daß unser Fürst den Wunsch kundgegeben hat, die sommerabendlichen Spaziergänger möchten gegenwärtig den Schloßpark um diese Zeit tunlichst meiden, um eine da nistende, die ganze Umgebung mit schönem Gesange bezaubernde Nachtigall nicht zu stören!" . . .

Welch allerliebstes, deutsch-kleinstädtisches, altfürstliches Residenzstilleben!

## 101. „M. L."

Ein israelitischer Handelsmann, dessen Vornamen mit dem Buchstaben M. und dessen Nachnamen mit einem L. begann — nennen wir ihn hier deshalb meinetwegen: Moritz Lazarus — war bei einem braunschweigischen Amtsgericht vorstellig geworden, seinen Namen in einen andern, weniger israelitisch klingenden, umtauschen zu dürfen.

„Und wie wollen Sie sich künftighin heißen?" fragte der Beamte, mein Gewährsmann, dem ich das Geschichtchen verdanke.

„Martin Luther", erwiderte der Befragte.

„Na, hören Sie! «Martin Luther», das geht doch nicht; das ist doch etwas zu dreist und verwegen von Ihnen! Wie kommen Sie denn ums Himmels willen just auf diesen Namen?"

„Nun, sehen Sie, Herr Amtsrichter, Moriz Lazarus und Martin Luther fangen doch mit den selben Buchstaben an; und da dacht' ich halt, es sei am einfachsten den zu wählen, damit meine Frau die Wäsche nicht umzuzeichnen braucht." . . .

Das Gesuch wurde jedoch abschlägig beschieden.

## 102. Ein landwirtschaftlicher Wirklichkeitsmensch.

Ein Beispiel packender „Realistik"! Ich sollte zu Braunschweig einen Vortrag aus meinen Dichtungen halten.

In dem Vortragsraum, einer großen Halle, wo ich abends sprechen sollte, war bis zum Tage meiner Vorlesung eine landwirtschaftliche Ausstellung gewesen, und noch lagen ansehnliche Überbleibsel davon auf Tischen an den Wänden umher.

Als ich morgens, nach meiner Gepflogenheit, den Saal besichtigte, war zufällig ein Landmann aus der Umgegend anwesend.

Kaum hatte dieser zweckeifrige Mann, der die Gelegenheit am Schopfe packen wollte, vernommen, daß der Herzogregent Johann Albrecht abends meinen Vortrag besuchen werde, so platzte er köstlich gegen mich heraus:

„Könnten Sie, lieber Herr, bei dieser Gelegenheit Seine Hoheit nicht auf meine schönen, dicken Mohrrüben aufmerksam machen?" . . .

## 103. Die Leipziger Hochschuljubelfeier.

Im Sommer 1909 führte der Reiseweg mich, wie so manches liebe Mal, in das nordöstliche Deutschland.

Als ich mich gemachsam Leipzig näherte, fiel mir die Masse der in den Zug einsteigenden Menschen auf und ich forschte nach dem Zwecke dieses auffallenden Gewimmels.

„Ja", sagte der Befragten einer, „wissen Sie denn nicht, daß morgen zu Leipzig das große, vierhundertjährige Universitätsjubiläum mit dem geschichtlichen Festzuge gefeiert wird und daß schier das ganze Land dort zusammenströmt?"

Ich hatte längere Zeit schon städtedurchwandernd zugebracht und zufälligerweise keine Zeitung in die Hand bekommen, so daß ich tatsächlich mit der Unschuld eines Säuglings den Tagesereignissen gegenüberstand.

„Da wird es bei dieser Überfüllung wohl schwer halten, in Leipzig Unterkunft für die Nacht zu finden?"

Diese kindlich harmlose Frage meinerseits ward mit allgemeinem Gelächter beantwortet.

„Unterkunft in Leipzig? Das ist ganz ausgeschlossen! Heute nacht gibt es an der Pleiße kein verfügbares Bett mehr", wurde mir von allen Seiten versichert.

Ich beschloß im stillen, doch einen kecken Versuch zu wagen, ließ mein Handköfferchen am Bahnhof und schlängelte mich, beruckſackt, mühsam genug, oft geradezu mich durch die Volksmenge, die alle Straßen samt dem Augustusplatz dicht füllte, quetschend, nach der Roßstraße durch, um in dem altgewohnten Hospiz ein Nachtlager zu ergattern.

Fast mußte ich über mein allzu kühnes Unterfangen selber lachen, wenn ich an dieses hunderttausendfältige Menschengewoge der Straßen dachte, als ich den Hospizpförtner um ein Nachtquartier anging.

„Sie haben aber wirklich ein seltenes Glück", gab er, mich als besonderen Schicksalglücksvogel erstaunt betrachtend, zurück, „in diesem Augenblick hat ein Pfarrer aus Mecklenburg krankheitshalber sein Zimmer abbestellt und Sie können das freigewordene beziehen!"

Ich war nicht wenig über das unerhörte Wunder erfreut und beschloß, unter solch angenehmen Umständen mir kommenden Morgens den Festzug anzusehen, andernfalls ich alsbald wieder abgereist wäre. —

In der nächsten Frühe, einem strahlenden Julitage, mischte ich mich unter die unendliche Volksmenge, die schon seit Tagesanbruch Straßen und Plätze belagerte, um sich gute Plätze für den großen Festzug zu sichern. Ich stand an einer Straßenecke, um die der lange Zug biegen mußte, so daß ich ihn bequem zu schauen bekam.

Um mein Glück vollzumachen, sah ich plötzlich einen Mann mit einer Doppelleiter sich hinter der Menge den Häusern entlangdrücken. Ich fragte ihn, ob er mir die Leiter vermieten wolle. Er willigte ein und überließ sie mir für eine ganze Mark! Und so saß ich denn, wie ein Laubfrosch im Wetterglas, vier geschlagene Stunden auf den Stufen dieses hölzernen Gestelles — eigentlich war es mehr ein Hängen als ein Sitzen — die Zuschauermasse hoch überragend.

So ließ ich den großartigen Festzug, der die ganze Geschichte der Leipziger Hochschule darstellte, Gottsched und Gellert und wie die guten, alten Perückenherrn alle heißen, in buntem Reigen vorüberziehen und erfreute mich des urwüchsigen Gedankens meines Leitervermieters.

Dicht unter meinem Standort hatte sogar ein Eisverkäufer seine kleine Wagenburg aufgestellt, um bei der stets wachsenden Tages-

hitze die Gaumen der viele Stunden lang Stehenden zu laben. Sehr ergötzlich war, ihm aus meiner Vogelschau herab bei seinem kleinen Wesen oder Unwesen zuzuschauen. Manche Restchen Eises, die auf die staubige Wagendecke gefallen waren, kratzte er mit Todesverachtung wieder zusammen und verleibte den Dreck für den nächsten Liebhaber des Gefrorenen seinem Eis ein. Puh, mir verging für ewig die Lust, Eis bei einem Straßenverkäufer zu essen! —

Kaum war der Festzug vorüber, entfloh ich der menschengedrängevollen Pleißestadt und verzog mich in das malerisch schöne Meißen, dessen Domkirche majestätisch auf hohem Felsen thront...

## 104. Erinnerung an Weißenfels.

In nebeliger Spätherbstfrühe, am Vorabend vor Allerheiligen, betrat ich das hübsche, von malerischer Schloßhöhe überragte, thüringische Städtchen Weißenfels.

Oft schon hatte dieses Schloß mich beim Vorüberfahren zum Besuche gelockt, doch immer eilte ich zu rasch ans Ziel; aber heute hastete ich nicht vorbei.

Auf dem alten Friedhof pilgerte ich zu Novalis' Grab und legte eine letzte, rote Rose an seiner weißen Marmorbüste nieder; alles in tiefer Herbststimmung.

In seinem ehemaligen Wohn- und Sterbehause, das aber keinerlei Überbleibsel von ihm birgt, führte mich die Besitzerin bereitwillig und freundlich umher; als sie meine warme Teilnahme an ihren Mitteilungen und am Leben des edeln Dichters wahrnahm, geleitete sie mich sogar in Garten und Gartenhaus. —

Dann aber stieg ich zum Juwel von Weißenfels, zu seinem alten Schloß, empor und ließ mir die Fürstengruft der unglücklichen Herzöge von Sachsen-Weißenfels zeigen.

Die Särge stehen etwas kunterbunt neben- und aufeinander, in merkwürdig engem Raum aufgestapelt, ganz wie es sich einer so winzigen Fürstenherrlichkeit geziemt.

Die letzten der hier Beigesetzten sollen, so munkelt man, keines natürlichen Todes gestorben sein, sondern an Gift, das ihnen ein verwandter, größerer Fürst ihres eigenen sächsischen Hauses gereicht habe, um sich in den Besitz des Weißenfelsschen Erbes zu setzen.

Meinen Rundgang vollendete ich im Amtsgericht, in der sogenannten Schwedenstube, wo Gustav Adolfs Leichnam nach der Schlacht von Lützen aufgebahrt lag.

Damals mag in dem heute so stillen Städtchen ein kopfloses

Durcheinander, ein Stürmen und Strömen von Kriegsleuten, Troß und Gäulen gewesen sein!

An der Wand, unter einem Schieber, wird gar noch ein Fleck des königlich schwedischen Blutes gezeigt, das bei der Einbalsamierung des großen Heerführers aus dem Norden hierher gespritzt sein soll.

Feodor Dietz, ein vergessener, alter Schlachtenmaler, hat den wirkungsvollen Auftritt, wie Gustav Adolfs Witwe, die Königin Eleonore von Schweden, sich weinend über die Leiche des gefallenen Helden wirft, in einem breiten Wandgemälde, das in der Karlsruher Kunsthalle hängt, festgehalten. Das Gemälde war in der einstigen Zeit die Bewunderung Tausender, die herbeireisten, um dieses Bildwunder zu betrachten.

## 105. Etwas aus dem seligen Theaterherzogtum Meiningen.

Das hübsch zwischen Hügeln gelegene Meiningen, das ich auf deutschen Wanderungen mehrmals besuchte, gefiel mir jedesmal so sehr, daß ich mich längere Jahre — natürlich noch in glücklichen, vorigen Friedenszeiten — mit dem Gedanken trug, dorthin überzusiedeln. Ich blieb sogar einmal eine volle Woche dort, um Stadt und Umgebung gründlich kennenzulernen.

Als nach dem Brande des alten Schauspielhauses ein neues Theater in Meiningen errichtet worden war, mußten die Preise der Plätze notgedrungen auf das Doppelte erhöht werden. So schön der Neubau des Hauses ausgefallen war und so trefflich die Darbietungen der Künstler unter Leitung des weltbekannten „Theaterherzogs" sich auswirkten, so hatte bei den kleinen, bescheidenen Verhältnissen des Städtchens der Schauspielbesuch ganz erheblich abgenommen.

Dies ärgerte bei allen Vorstellungen den greisen Herzog, der es für Teilnahmlosigkeit und Kunstlahmheit seines „Volkes" hielt, dermaßen, daß er bei den Vorstellungen mit laut erhobener Stimme in seiner Loge schimpfte, so daß man es im ganzen Hause bis auf den letzten Platz vernehmen konnte.

Um den alten Herrn etwas zu beschwichtigen, lud man bei allen leeren oder doch halbleeren Vorstellungen die Frauen der herzoglichen Beamten, Schauspieler und Kammermusiker im letzten Augenblick eiligst ein, damit ja recht viele Köpfe das klaffende Haus füllten und den über seine Untertanen ergrimmten Landesfürsten in bessere Laune versetzten. —

Bei meinem letzten Aufenthalt (1913) sah ich den berühmten Tonsetzer Max Reger in einer „Proszeniumsloge" sitzen und sich

bei den Scherzen eines Lustspiels derart schütteln vor Lachen, daß das Fett seines durch eine hängende Unterlippe etwas entstellten Gesichtes, überhaupt seines ganzen Leibes, in wahrhaft wellenförmige Bewegung geriet.

Wir waren uns etliche Jahre zuvor in Karlsruhe gegenseitig vorgestellt worden, doch ich hatte, so sehr ich viele seiner herrlichen Liedschöpfungen hochhalte, kein Bedürfnis, die kurzfristige Bekanntschaft zu Füßen der Meininger Donopskuppe zu erneuern.

Als ich Max Reger zum erstenmal spielen hörte, entzückte mich sein „Piano" ganz außerordentlich; als ich ihn aber wieder und wieder hörte, wollte mir sein Pianospiel immer mehr gesucht und gekünstelt — „manieriert" — erscheinen.

Daß Reger im Körperfette schwamm, war kein Wunder. Der Besitzer des ausgezeichneten „Sächsischen Hofes", in dem ich stets mit Vorliebe vorgesprochen habe, erzählte mir: daß der große Tonmeister nach Theater- und Hofkonzerten erschöpft zu ihm ins Gasthaus gekommen sei, 23 Würste genossen und sich dazu 22 Flaschen Sodawasser zu Gemüte geführt habe. Bei solcher Lebensweise kann ein Mensch nicht älter als vierzig Jahre werden...

## 106. „Nr. 476."

Lange schon war es mein Wunsch, einer Frankfurter Bücherversteigerung großen Stils anzuwohnen.

Ich hatte von einer bedeutenden Altbücherei dort ein Bücherverzeichnis nebst Einladung zur Versteigerung einer reichen Bücherssammlung aus Privatbesitz erhalten und beschloß, dem Rufe zu folgen.

Es war in einem der allerletzten Friedensjahre vor dem Weltkriege.

Ich muß dabei bemerken: ich hatte schon jahrelang vergeblich in Altbuchhändlerverzeichnissen nach der Novelle Tiecks „Der junge Tischlermeister" gefahndet gehabt. Sie war nicht aufzutreiben. In dem mir zugegangenen Verzeichnis entdeckte ich zu meiner hellen Freude das langgesuchte Buch. Dies war schließlich der Hauptgrund, daß ich mich in der Morgenfrühe eines herrlichen Maitages nach der alten Krönungsstadt am Main aufmachte.

Als ich in den Versteigerungsraum eintrat, war die Sache schon tüchtig im Gange. Es waren vorwiegend Werke der deutschen Romantik, die da Liebhabern feilgeboten wurden.

Sogar eine recht trübselig und schmierig dreinschauende Gipsbüste des jugendschönen Clemens Brentano und eine Totenmaske desselben romantischen Dichters wurden zu ziemlich erheblichen

Preisen losgeschlagen. Die übrigen Sachen erlösten nur geringe Preise, so daß ich zu meiner Tieck-Novelle um billigen Einsatz zu kommen hoffte.

Es hatten sich übrigens nicht mehr als vierzehn Kauflustige, meist israelitische Altbuchhändler, zur Versteigerung eingefunden, die denn auch drauf und drein steigerten.

Natürlich ging alles genau der Reihenfolge der Zahlen im Verzeichnisse nach, und zur Mittagessenszeit hatte man etwa die Nummer 250 glücklich erreicht.

Das Buch meiner sehnsüchtigen Spannung trug die Nummer: 476! Es waren also noch immer über 200 Nummern bis dahin durchzuwürgen — eine rechte Geduldsprobe, im dumpfen Zimmer zu hocken, indes draußen der Mai sonnig leuchtete.

Über Tisch ward eine Arbeitspause verkündet und die Gesellschaft ging auseinander.

Bald aber saß man wieder tiefsinnig und erwartungsvoll beisammen.

Im Laufe des Nachmittags kam der Bücherausbieter immer näher und näher meiner Schicksalszahl: 476!

Da der Versteigerer stets mit 50 Pfennig, höchstens einer Mark, begann und dabei den zu versteigernden Gegenstand hoch in Händen erhob, hatte ich mich im stillen schon zu entsprechenden Angeboten vorbereitet.

Am mittleren Nachmittage wurde sogar gastfreundschaftlich ein Geschenkkaffee aufgetragen, dazu ein Montblanc von Zucker und ein Chimborasso von süßem Gebäck, von denen ich allerdings, als Kaffeefeind, nichts anrührte, während die Herren Altbuchhändler gehörig einhieben.

Jetzt war der Ausrufer schon in den 460er Nummern, und es begann draußen bereits alsgemach zu dämmern.

Da, jetzt kommt endlich, endlich die den ganzen Tag hindurch ersessene Zahl: Nr. 476!

Aber, wehe — im selben Augenblick, als ich mich zu meinem Angebote rüste, ruft er, und zwar zum erstenmal im ganzen Tage: „Nr. 476 — fehlt!“

Ich saß völlig enttäuscht, ja mehr als das, zerknirscht, vernichtet auf meinem Sessel. Hören und Sehen schwanden mir förmlich in einem Nebel dahin . . .

So war die ganze Fahrt nach Frankfurt umsonst, der ganze Tag zwecklos und atemlos verwartet, die langgehegte Hoffnung, endlich Tiecks „Jungen Tischlermeister“ als Siegesbeute heimzuführen, ins Nichts zerflossen!

Als ich mich wieder einigermaßen gefaßt hatte, flüsterte ich dem Versteigerer ins Ohr: „Wie kommt es nur, daß gerade die Nummer, um derentwillen ich hier weilte, abhanden gekommen ist?"

Worauf er: „Tcha, bei dieser großen Masse von Büchern kommt es zuweilen vor, daß sich ein Stück verschlüpft. Das ist keine Seltenheit."

Und dieses Schicksal mußte gerade das Buch erleiden, auf das ich so sehr gespannt hatte. Ausgesuchtes Pech!

Der Mann versprach mir aber, für ein anderes Stück der Novelle Sorge tragen zu wollen und er hat Wort gehalten. Allerdings war das nachträglich gelieferte lange kein so schönes Stück, wie das zu versteigernde Buch aus dem wertvollen Nachlaß eines berühmten Sammlers. Es war ein altes, beschmutztes Buch, das aus einer Kasseler Museumsbücherei der 1830er Jahre stammte, das ich zwar las, bald aber wieder abstieß. Zudem kostete es mich das sechs-, wenn nicht achtfache des Preises, den mich das Buch bei der Versteigerung gekostet hätte. —

Frankfurt am Main schwamm an jenem Maitage meiner Bücherversteigerungs-Enttäuschung im Glück und Rausch eines Sängerfestes.

Da niemals ein Mißgeschick allein kommt, so wollte das Unglück, daß am Abend der Kaiser Wilhelm II., als Verherrlicher des Sängerfestes, zu Frankfurt eintraf.

Dieser Besuch zog eine solche Menge von Gästen nach sich, daß keine Unterkunft in den Gasthäusern zu finden war und ich mich veranlaßt sah, bei Nachteinbruch nach meiner Lieblingsstadt Aschaffenburg zu fahren, wo ich meine Bücherenttäuschung ausschlief und andern Morgens das Grab des Clemens Brentano, dessen Büste gestern den günstigsten Erlös erzielte, wiederum einmal, romantisch gestimmt, aufsuchte!

## 107. Der Flickschneider und die Karyatiden.

Im Jahr 1886 hatte ich, einer lieblichen, neugriechischen Volkssage folgend, die Trauer der Karyatiden am Erechtheustempel zu Athen um ihre von Lord Elgin räuberischerweise nach London entführte Schwester und Mitkaryatide in einem Gedicht zu behandeln versucht.

Nun legte ich ein Jahr danach, um eine Art Gegenstück zu schaffen, der geraubten, im Britischen Museum zu London aufgestellten Bildgestalt ein Lied der Klage und des Heimwehs nach ihren dereinstigen tempelstützenden Schwestern und Genossinnen in den Mund. Ich verfaßte diese Verse auf der Rheininsel Langenau bei

Mainz, meinem in langen Jahren oft wiederholten Aufenthalt bei der mir engbefreundeten, inselbesitzenden Familie von Molsberg.

Es war ein heißer Septembertag von 1887, und die Fenster meines ländlichen, abgelegenen Gastgelasses standen weit offen. Nach meiner Sitte oder, wenn man will, Unsitte, mit mir laut zu reden, zumal mir laut vorzulesen, insbesondere jedoch neu entstandene Dichtungen mit erhobener Stimme für mich herzusagen, schmetterte ich mein neues Gedicht, das in beweglichen Klagetönen die Sehnsucht der Karyatide nach ihren Schwestern ausströmt, in die Lüfte.

Natürlich glaubte ich, unbemerkt und unbeobachtet zu sein. Unter mir im Erdgeschoß aber saß an seiner Arbeit ein schwäbischer Landflickschneider, der auf den Gütern am Rhein umherzog, um alles Zerrissene in den Häusern auszubessern. In der Schweiz sagt man in diesem Fall: er geht auf die Stör.

Dieser Mann lauschte meinen Klagelauten oben teilnahmsvoll, und als meine junge Freundin Sophie, die Tochter des Hauses, bei ihm in mittäglicher Stunde eintrat, um nach den Fortschritten seiner Flickarbeit zu sehen, winkte er ihr behutsam und flüsterte in seinem trautesten Schwäbisch: „Bscht, bscht, höret S'en — eben wieder — höret S'en?"

Auf das Erstaunen der jungen Dame, die nun gleichfalls meine laut klagende Stimme von oben vernahm und zu ahnen begann, um was es sich handle, fuhr der wißbegierige Flickschneider fort: „Da droben schreit einer schon den ganzen Morgen nach seinen Schwestern; was ist denn um Gotteswillen nur den Schwestern passiert, daß ihr Bruder so unglücklich darüber worden ist? Denn manchmal seufzt er und stöhnt er ganz laut!"

Die also Befragte suchte schnell den Ausgang zu gewinnen, um nicht in Gegenwart des arglosen Flickschneiders vor Lachen bersten zu müssen.

## 108. Der Rheinkahn.

Ein Nachen treibt, lautlos gleitend, auf den Wellen dahin durch die Schattenwelt meiner wehmütigen Dämmerungsträume . . .

Wir kehrten vom Landwehrfest im rheinhessischen Pfarrdorfe Ginsheim zurück. Das Schiff strich durch abendgoldene Landschaft, zwischen herbstgelben Bäumen auf dem seeartig breiten, spiegelglatten, sogenannten Kleinen Rheine nach der Insel Langenau (bei Mainz) heim. Wellen, Ufer, Pappelbäume, Weidenstrünke, der lange, menschenvollbesetzte Kahn, alles gelb in gelblichem Lichte . . .

Volkslieder schollen. Ruder klatschten im Wasser. Dann schwebten

sie, hochgehalten, über der Spiegelfläche des Gewässers und nur golden funkelnde Tropfen rieselten nieder.

Ein uralter Ferge, der noch von den Überschwemmungen des Wassernotjahres 1824 zu berichten wußte, führte das Ruder.

Am Steuer saß der blühend jugendschöne Sohn des Inselgutes, vor ihm seine kluge, junge Schwester, ihrer beider Mutter, die altbefreundete Freifrau, neben mir auf dem holzharten Sitzbrette, dann noch eine junge, schwäbische Gräfin, und ganz zuvorderst am Kahnbord ein waldhornblasender Landwirtschaftsgehilfe ...

Minutenlang und länger ließen wir das Schifflein, ruder- und steuerlos, treiben, wohin es wollte, lauschten hinaus in die goldene Stille des Abends, und horchten dem Schalle des Waldhorns, das in den fernen Rheinwäldern widerhallte ... Eichendorffisch-romantisch ...

Ach, nach einem Jahre schon deckte vier der Fahrtgenossen das kühle Grab. Der liebe, junge Gutssohn hatte selber im selben Strome freiwillig den Tod gesucht, seine Schwester war an der Schwindsucht gestorben; der alte Fährmann, die junge Gräfin starben dahin, und wenige Jahre danach waren alle Teilnehmer an der abendlichen Kahnfahrt ins Grab gesunken ...

Nur ich allein lebe noch und muß denen nachtrauern, mit denen ich so glücklich war in der abendgoldenen Gondel ...

Oft und oft in wehen Träumen hängen meine Gedanken jener Dämmerung nach, wie der Nachen, von Glück und Sang und Jugend erfüllt, durch gelbliche Herbstlandschaft geisterhaft auf dem Rheinarme dahinschwebt ...

## 109. Drollige Verwechslung.

Ich ging zu Mainz, wo ich mich früher mit Vorliebe stunden- oder auch tageweis aufhielt, in einen Friseurladen, um mir den Bart schaben zu lassen.

Der Inhaber des Geschäfts beglotzte mich so eigentümlich bekannt bei seiner Arbeit — plötzlich hub er an: „Das ist schön, daß Sie sich auch wieder einmal in Mainz sehen lassen; Sie sind hier noch nicht vergessen."

Ich horchte hoch auf und da ich mir nicht bewußt war, schon einmal mit ihm zusammengetroffen zu sein, verhielt ich mich zunächst stillschweigend und zuwartend.

Dann aber fuhr der Antlitzverschönerer badergesprächig fort: „Ja, Sie stehen uns Mainzern noch in bester Erinnerung von Ihrem letzten Auftreten in der Bierhalle her. Ach, das war köstlich!"

Nun ward es mir doch etwas zu bunt und ich hub meinerseits an:

„Lieber Herr, Sie müssen sich offenbar in der Persönlichkeit irren; ich bin wohl nicht der, für den Sie mich halten."

Da starrte der Gute mich von neuem, mich förmlich durchbohrend, an: „Ja, Sie sind doch der Gesangskomiker Haßkerl?"

„Nein, nein, der bin ich nicht!"

„Ja, dann sind Sie aber wenigstens ein Bruder von ihm?"

„Nein, nein, nicht einmal dies."

Ich mußte ihm die heilige Versicherung geben, daß ich aus einer ganz anderen Familie stamme, weder ein Gesangskomiker noch ein Haßkerl sei . . .

## 110. Verhängnisvolle Verwechslung.

Um einen einsamen Reiseabend auf einer meiner Jugendwanderungen mir unterhaltender zu gestalten, ging ich zu Nürnberg in die Luitpoldsäle, wo ein Varietétheater etliche recht saftvolle, nicht gerade für Backfische bestimmte Einakter spielte.

Ich saß allein biertrinkend an einem Tischchen, als eine Dame, mit dem Finger schalkhaft drohend und etwas verschmitzt lächelnd, mir im Vorüberstreifen zuflüsterte:

„Aber, aber, Herr Kaplan!" . . .

Die sittenstrenge Nürnbergerin hatte mich wohl mit einem ihr bekannten, mir ähnelnden katholischen Geistlichen verwechselt und den Besuch dieser Räumlichkeiten aus naheliegenden Gründen für einen Seelsorger als wenig passend erachtet.

In meiner Zartfühligkeit bedauerte ich lebhaft im stillen, daß die jungen Priester Nürnbergs, völlig unschuldig, nunmehr durch meine Schuld in einen unguten Ruf gelangen konnten! und beschleunigte meine Abreise . . .

## 111. Der Knappe von Rotenburg ob der Tauber.

Ach, wie so manches Mal, seit ich vor mehr als fünfzig Jahren zu Rotenburg die kurze, traurige Geschichte eines Knappen mitgeteilt bekam, mußte ich deiner, du armer, junger, unbesonnener Knabe mit Wehmut und Mitgefühl denken!

Ritt da, vielleicht im Troß eines vom Konstanzer Konzil heimkehrenden Ritters, ein Knappe durch eines der alten Stadttore zu Rotenburg am Tauberfluß ein.

Es war um das Jahr 1418, also noch tief im „finstern" Mittelalter.

An der Wölbung besagten Stadttors waren als sinnbildlicher Schmuck der Reichsstadt vier große steinerne, vielleicht auch nur gipserne Reichsadler in den vier Ecken angebracht.

Genug. Dem Knappen fiel unseligerweise, übermütig wie die Jugend ist, möglicherweise nur um seine Kraft auszutoben oder seine Stoß- und Treffsicherheit zu versuchen, bei, mit seiner langen Lanze nach einem der Wappentiere, einem der Reichsadler, zu stechen. Er wollte gewiß dem Adler kein Haar krümmen oder vielmehr keine Feder ausrupfen.

Aber das Mißgeschick fügte, daß der Lanzenstich schief stach, und einer der Adlerköpfe zerschellt zum Erdboden niederrollte.

Noch ahnte er im ersten Augenblicke wohl kaum, was er angestellt hatte, und daß diese Tat des Scherzes sein Verhängnis war.

Das Mittelalter verstand sich schlecht auf solche Späße, solche Jugendstreiche; es bewertete die Größe solcher Vergehen bitter ernst.

Umgehend ward er ergriffen, gefesselt und nach flinker Rechtsführung alter Zeit, die sich ja so erstaunlich gut aufs Foltern und Verbrennen verstand, zum Tode durch Enthauptung verurteilt: weil er die geheiligte Majestät des Reiches durch die Adlerköpfung unwiedergutmachbar geschändet hatte.

Da half kein Flehen, kein Bitten, kein Winseln. Noch selbigen Tages rollte der Kopf des Jünglings, wie jenes Haupt des Reichsadlers, ins Gras. Und das Heilige Römische Reich Deutscher Nation war blutig gerochen, gesühnt — versöhnt . . .

Armer, junger, unbesonnener Knabe, wie manches Mal habe ich wehmut- und mitleidvoll deiner in fünfzig Jahren gedacht; immer, wenn ich Rotenburgs gedenke, taucht unwillkürlich auch dein schöner, blutiger Schatten mit aus der Tiefe!

## 112. Der Kuckuck von Reutlingen.

An einem Frühlingsnachmittage des anhebenden zwanzigsten Jahrhunderts stieg ich zur liedberühmten Burg Achalm bei dem schwäbischen Städtlein Reutlingen empor.

Da, plötzlich, fährt oben in meiner allerunmittelbarsten Nähe mit mächtig rauschendem Flügelschlage, mit überwältigend schreckhafter Stimme „Kuckuck, Kuckuck!“ kreischend, ein dunkler Vogel, offenbar selber aufgeschreckt mich erschreckend, aus dem Gebüsche hervor und flattert über die Landschaft dahin.

Hatte dieser Vogel vielleicht soeben sein berüchtigtes Kuckucksei hehlenderweise ins Nest eines betrogenen Vogel-Kollegen gelegt oder hatte das Urbild aller Kuckucksuhren es nur darauf abgesehen, mir einen heillosen Schrecken einzujagen? Sein böser Anschlag wäre dann jedenfalls vollkommen geglückt; denn selten bin ich noch jemals so zusammengefahren.

Öfters habe ich von der Begegnung mit diesem Kuckuck Bekannten erzählt, aber keiner war, gleich mir, von dem märchenhaften Vogel einer ähnlichen Zusammenkunft gewürdigt worden und jeder behauptete: es sei dies ein seltener, eigenartiger Fall.

Von jenem Achalm-Abend an, seit ich diese Stimme jählings in mein Ohr schmettern hörte, begreife ich, daß man den Ruf dieses gefiederten Wohners unserer deutschen Wälder viele Stunden weithin über Täler und Bergschluchten schallen hört.

Ja, zu Reutlingen auf der Achalm hätte der Kuckuck mich um ein Haar geholt, was man sich selber niemals, wohl aber zuweilen einem oder dem andern seiner geliebten Mitmenschen anwünscht: Dich soll der Kuckuck holen! . . .

## 113. Ein mitteldeutsches Eisenbahngespräch.

Wir saßen uns gegenüber im Eisenbahnabteil. Sie schien mir eine „bessere Frau", wie man so schön sagt, aus dem Volke. Wir waren allein im Bahnwagen. So konnte leichter eine Unterhaltung erblühen.

Sie schien um die Welt gerne zu wissen, wer und was ich eigentlich sei. Schließlich konnte sie die Neugier nicht mehr zügeln und fragte mich mit unmittelbarer, natursprudelnder Weiberwißgier:

„Entschuldigen Sie, was sind Sie denn nur von Beruf? Die ganze Zeit her beschäftigt mich im stillen diese Frage."

Ich besann mich einen Augenblick. Sollte ich ihr meinen Hofratstitel verraten? Das schien mir herzlich unnötig. Sollte ich mich ihr als „Privatmann" vorstellen? Kurz, ich war einen fingerlang in etlicher Verlegenheit.

Da durchzuckte mich ein Gedanke und ich sagte kurz entschlossen: „Dichter."

„Dichter sind Sie?" und damit senkte sie, wie sich vor mir in Ehrerbietung neigend, etwas ihren Kopf und fuhr fort: „Ach, ich habe von jeher eine große Verehrung für Dichter gehabt. Goethe, Schiller und Melanchthon sind immer meine Lieblinge gewesen!" . . .

Bei dieser noch niemals erlebten, eigenartigen Dichternamenzusammenstellung mußte ich mich hüten, nicht in Lachen auszubrechen und mich gewaltsam zusammennehmen, den Ernst und die Würde zu wahren. —

## 114. Die Kellnerin von Lohr.

Zu Lohr, dem reizenden Städtchen am Main, verbrachte ich einen schönen, sonnigen Frühsommertag.

Ich schlenderte durch die sonntäglich volkswimmelnden Gassen, die von fröhlicher Musik lustig erscholllen.

In ehrenwert vaterländischer Gesinnung haben die Stadtväter einen „Hindenburgring" mit stellenweise stattlichen, parkähnlichen Anlagen um das ganze Städtchen gelegt.

Auch ein altersgrauer, in die Häuserzeile sich reckenhaft einfügender Stadtturm ist des Beachtens, sowie ein in der Nähe bei Karl Dotter ausgeschenkter Apfelwein des Trinkens wert . . .

In der trefflichen „Krone" trat ich zu festtäglichem Forellenmahle reiseglückstrunken ein und ließ mich gemächlich und einsam unter zahlreichen Fremden an einem der Gasthaustische nieder.

Die Kellnerin trug die Suppe beflissen auf. Ich, nach beliebter Gepflogenheit, zog mein Taschenreibeisen nebst Muskatnuß heraus und rieb besagte Nuß wohl an die fünfzigmal am Reibeisen auf und nieder.

Das erstaunt mir zuschauende Frauenzimmer, das so etwas noch nicht gesehen haben mochte, entsetzte sich und meinte:

„Das ist aber nicht gesund!"

„Im Gegenteil", erwiderte ich, „das ist sehr gesund. So halte ich es schon seit siebzig Jahren und wäre ohne scharf gewürztes Essen längst nicht mehr am Leben."

„Seit siebzig Jahren? Ja, um Gotteswillen, wie alt sind Sie denn?"

„Ich werde nächstes Jahr achtzig Jahre alt . . ."

Da brauste sie förmlich gegen mich auf:

„Das müssen Sie jemand anderem weismachen; das glaube ich Ihnen einfach nicht!"

Ich, denn doch einigermaßen geschmeichelt:

„Es ist aber doch so, ob Sie es nun glauben oder nicht . . ."

## 115. Ein Sommerabend im Weinsberger Kernerhaus (1889).

An einem Bergstocke, den ich mir kurz zuvor auf dem Brocken im Harz erstanden hatte, stieg ich, einem Pilger gleich, die sich aufwärts rankende Straße vom Weinsberger Bahnhofe zum Kernerhause hinauf.

An der Ecke des Gasthofes „Zur Traube" stand Theobald Kerner, ungeachtet der Juliabendhitze seine große, dicke Pelzmütze fest aufs Haupt gestülpt, und spähte mit handbeschatteten Augen nach dem Pilgersmann aus.

„So, du bischt's?", rief er, als ich näher getreten war, „ich hab' grad gemeint: es sei der Papst, der Rom verlassen hat!"

Er müsse noch schnell zu einer alten Kranken, sagte er, ich solle nur voraus ins Haus; seine Frau werde mich dort empfangen; er komme sogleich nach.

Ich eilte die paar Schritte hinan, klingelte und bekam den Bescheid: die Frau Hofrat sei bereits zur Ruhe gegangen.

Teilnehmend erkundigte ich mich: ob die gnädige Frau vielleicht unpäßlich sei, was aber verneint ward.

Man bedeutete mir, in das wohlvertraute Wohnzimmer einzutreten und etwas zu warten.

Nun war es im Monat Juli, und erst halb sieben Uhr abends; und ich machte mir so meine Gedanken über das erstaunlich frühe Zurruhesichbegeben der Hausherrin.

Indes ich so ein Weilchen der Dinge wartete, die da kommen sollten, vernahm ich in der Tat mir zu Häupten einen deutlichen Ton, der mich davon überzeugte, daß da jemand mit gleichen Füßen aus seinem Lager gesprungen sein müsse! Frau Else mochte mich wohl in diesem Augenblick als Störenfried ihrer Bettruhe zum Kuckuck verwünscht haben!

Wiederum nach etlicher Zeit lief sie mit gerungenen Händen zur Türe herein und rief ein übers andere Mal in ihrem schönsten Darmstädtisch:

„Jesses, ist das ein Mensch, treibt die Leut' noch abends aus dem Bett 'raus!"

„Ja", entgegnete ich lachend, „wer geht denn aber auch im Juli 1889 bei gesundem Leib um halb sieben Uhr abends schon zur Ruhe?!" . . .

Vermutlich war es die Langeweile der kleinen Stadt, die sie so früh ins Bett getrieben hatte.

## 116. Burg Eltz.

Man gewinnt nur Einlaß in dieses Wunder, wenn man sich vorher bei dem Schloßbesitzer, dem Grafen Eltz, wohnhaft zu Eltville im Rheingau, die Erlaubnis des Besuches erwirkt; sie wird jedem, der sich dort schriftlich vorstellt, ohne weiteres gefällig und kostenlos erteilt. Wer dies aber versäumt, muß ohne Gnad' und Erbarmen vor der Schloßpforte ergebnislos umkehren!

Von Moselkern im Moseltale steigt man ein Stündchen in Waldeskühle hinan auf trockenem, gutem Wege. Diese wonnesame Waldwildnisstille wird nur durch Wildbachgemurmel und Kuckucksrufe träumerisch unterbrochen.

Plötzlich steht man vor dem Felsen, der die abenteuerlich schöne Burg trägt, starrt hinan wie Parsival, der tumbe Tor, vor der

Gralsburg, die königlich von oben hereinragt; echter und naturgewachsener als das Königsschloß Neuschwanstein, das mehr als Theaterburg, durch Fürstenlaune willkürlich in die Landschaft gestellt, wirkt.

Burg Eltz ist die einzige, von den französischen Mordbrennern nicht zerstörte Burg des ganzen linken Rheinufers.

„Ein Eltz" habe seinerzeit in Ludwigs XIV. Heere gestanden und dieser Umstand allein habe die verderbengeweihte Burg, in die der „Sonnenkönig" eine Schutztruppe gelegt habe, gerettet, tuschelte die mich herumführende Schloßerklärerin mir geheimnisvoll ins Ohr.

In strahlendem Sonnenglaste lag die waldverträumte Burg da, die einen trefflichen Einblick in die Einrichtung eines mittelalterlichen Ritterschlosses gibt, als ich mich zum Abschiednehmen anschickte, um aus dem Seitentälchen der Eltz wieder ins große Moseltal zurückzukehren.

Möchte niemand versäumen, dieses unvergleichliche Kleinod altdeutscher, sagenhaft waldverborgener Romantik zu besuchen, und wenn er auch einen großen Umweg dahin nehmen müßte! Die Burg lohnt die Bemühung königlich . . .

## 117. Die beiden Trausnitz!

An heißem Julimorgen stieg ich von Landshut zur stadtüberragenden Burg Landshut oder zur Trausnitz hinan, um mir die Gefängniszelle zeigen zu lassen, in der einst Ludwig der Baier seinen Feind-Freund Friedrich den Schönen von Österreich drei Jahre lang gefangen hielt.

Man wies mir jedoch auf der Trausnitz die Prunkzimmer, worin der unglückliche König Ludwig II. in den allerersten Zeiten seiner Herrschaft, vorübergehend und einer unberechenbaren Laune folgend, seinen Sitz nahm. Durch diese scheinbare, schnell wieder verflogene Vorliebe dieses Fürsten für einen Aufenthalt in Landshut, fühlten die ehrsamen, dadurch geschmeichelten Bürger der Stadt sich veranlaßt, um ihrem Landesfürsten das Wohnen oben auf der Burg behaglich zu gestalten, einen wundervollen Schreibtisch und einen wahrhaft königlichen, thronartigen Lehnstuhl, dazu passend, schnitzen zu lassen. Doch kaum merkte der seltsame Kauz von König die Absicht der Landshuter, gebot er plötzlich, eine weitere Ausschmückung der Königsgemächer zu unterlassen, verschwand noch selbigen Tages und kehrte nie, nie wieder nach der Landshuter Trausnitz zurück!

Ich bat den mich geleitenden Umherführer, nunmehr mir auch das Gefängnis Friedrichs des Schönen zeigen zu wollen. Da machte er mir die unerwartete Eröffnung:

„Ja, da müssen Sie auf die andere Trausnitz bei Pfreind gehen; dort ist die Trausnitz, die Sie suchen, und die von 1322 bis 1325 Friedrichs des Schönen, des Österreichers, unfreiwilliger Aufenthaltsort war!"

Von dem Vorhandensein zweier Trausnitz hatte ich bislang keine Ahnung gehabt und wieder einmal ein Stückchen deutscher Erdkunde dazugelernt.

Wie oft hatte ich, schon als Jüngling, den ergreifenden, hochdichterischen Kerkerauftritt in Uhlands Schauspiel „Ludwig, der Baier" gerührt und bewegt verschlungen, und hatte ihn in Gedanken stets in die Burg Trausnitz bei Landshut verlegt gehabt...

Nun ließ es meiner geschichtlich geeichten Seele keine Ruhe mehr; ich wartete kaum das nächste anbrechende Frühjahr ab, so zog ich wiederum ins Baierland und dieses Mal sollte es der rechten Trausnitz gelten ...

Vom Städtlein Pfreind hauderte ich in gemietetem Einspänner — nach Genuß von gezuckertem Pfannkuchen im Gasthaus „Zum Schwan" — durch das stillfreundliche Tälchen des Flüßleins Pfreind zur langbegehrten, zweiten Burg Trausnitz.

Ich spüre noch die vielen Stufen, die man zum Gefängnis Friedrichs des Schönen in die oberste Spitze des steilen Burgturms hinaufsteigen muß, in der Erinnerung in den Beinen!

Wahrlich, einen feiner berechneten, ausgeklügelteren Kerker mit schönerer Aussicht nach drei Seiten, hat man wohl niemals einem Gefangenen zubereitet als diesen hier. Da konnte sich der Schöne Friedrich zu Tode sehnen nach der strahlendschönen Welt draußen, drei volle Jahre lang ...

Nun war meine Sehnsucht erfüllt und ich hatte mein Gelüst nach der zweiten Trausnitz gestillt. Da es aber ein heißer Junitag und das Verlangen nach einem kühlen Bade groß in mir war, stieg ich hinab zum Flüßchen Pfreind und kühlte meinen staubigen Leib bei einer Mühle, von kohlschwarzen Libellen umflattert.

So hatte bei mir das Gedächtnis der Schlacht von Mühldorf und des unseligen Bruderzwistes zwischen Ludwig dem Baier und Friedrich dem Schönen von Österreich bis in die Jahre 1910 und 1911 noch nachgewirkt und mir schließlich noch zu einem herrlichen Flußbade verholfen ...

## 118. Gruß dir, Hölderlin!

In einem Wäldchen bei Homburg vor der Höhe erging ich mich in sinkender Abenddämmerung.

Plötzlich tauchte vor mir, ganz unvermutet, ein mächtiger Stein-

block auf, und ein marmornes Gesicht glänzte mir im aufgehenden Mondschein geisterhaft entgegen.

„Hölderlin" las ich am Felsblocke.

Wie manchmal in meiner Jugend, lange noch, bevor die deutschen Schrifttumgelehrten an den Hochschulen ihn eigentlich entdeckt und seinen Ruhm verbreitet hatten, lag ich, seine Dichtungen verschlingend, schwärmerisch auf schwäbischen „Wiesen und Uferweiden" am Neckarflusse! Ich genoß diese Hölderlingesänge noch aus der ersten, von Uhland besorgten Ausgabe von 1826, die mich in jungen Jahren auf allen Wanderungen in Deutschland und außerhalb des Vaterlandes durch ganz Europa in der Tasche begleitete.

Und nun, in dieser Abendeinsamkeit mit einem Mal einer solchen Erscheinung gegenüber!

Das schöne Jünglingsantlitz war nicht über Manneshöhe vom Erdboden erhaben, und so wandelte mich eine romantische Sehnsucht an, und ich drückte meinen Mund auf die bleichen, marmorkalten Lippen des Unsterblichen, der von jeher meinem Herzen wie ein persönlicher Freund nahestand.

## 119. Bei Hölderlins.

Am vorletzten Tag unserer neunwöchigen Hochzeitsreise, die uns in fünfzig deutsche Städte geführt hatte, kamen wir spät abends nach Heilbronn.

Wir hatten an diesem Herbsttage meinen alten Freund Kerner in Weinsberg und von dort aus Mörikes dereinstiges Pfarrhaus in Cleversulzbach besucht.

Am nächsten Morgen beabsichtigten wir, als Krönung der Dichtergedenkstättenfahrt, noch dem Geburtshause Hölderlins in Lauffen am Neckar einen Besuch abzustatten. —

Im Dunkel überquerten wir den Bahnhofplatz zu Heilbronn, wollten in das gegenüberliegende Bahnhofhotel, verfehlten jedoch in der völligen Finsternis den Eingang und gerieten, verirrterweise, in das unmittelbar anstoßende Haus.

Durch das Glasfenster der Gangtür in der Erdgeschoßwohnung drang, trotz vorgerückter Stunde, noch ein Lichtschein, der erhellend auf ein Schildchen an der Wand fiel. Ich las, im zitternden Scheine, darauf den Namen: Hölderlin!

Hölderlin, zu dessen Geburtshaus wir morgen früh wallfahren wollten, der als ein geheiligter Name wie aus Himmelshöhen uns niederglänzte, war mir im bürgerlichen Leben noch niemals begegnet — diesen Namen so unvermutet hier zu finden, war mir höchste Überraschung.

Die Glastüre stand spaltoffen; drinnen bewegte sich, offenbar noch in der Küche herumwirtschaftend, eine Frau, die unser Geräusch von außen gleichzeitig vernommen haben mochte; denn nun trat sie, etwas erschrocken über uns späte Eindringlinge, mit einem Lämpchen in der Hand, unter die Tür und wollte soeben nach unserem Begehren fragen, als ich ihr mit der durch meine Verblüffung vielleicht zu hastig hervorgesprudelten Frage zuvorkam:

„Heißen Sie Hölderlin?"

Da, fast ein bißchen empfindlich und verschnupft darüber, daß ich ihr so etwas gar nicht zutraute, stieß sie ein halb unterdrücktes: „Ja, so heißet mir!" hervor.

Nie hatte ich jemanden dieses erlauchten Namens gesprochen, und so konnte ich nicht unterlassen, sie weiter auszuholen:

„Sind Sie am Ende mit dem Dichter Hölderlin verwandt und haben Sie noch irgendwelche Erinnerungen an ihn?"

Da ward sie etwas zutraulich-gesprächiger und erwiderte:

„Ja, mein Mann, der Lokomotivführer ist, im Augenblick aber erkrankt liegt, ist ein Vetter vom Dichter Hölderlin; er sieht ihm auch sehr ähnlich, und mir hawwet au noch ein Bild von unserm Vetter."

„Nun", sagte ich, Abschied nehmend, „da kommen wir morgen früh noch auf einen Sprung. Ihren Mann, der Hölderlin so ähnlich sieht, muß ich kennenlernen, und dann zeigen Sie mir auch noch das Bild und was Sie an Erinnerungen an Ihren Vetter sonst etwa haben sollten." —

Am andern Morgen, mit dem frühesten, begaben wir uns abermals zu Hölderlins hinüber. Die Frau Hölderlin führte uns ins Zimmer, wo der erkrankte Lokomotivführer Hölderlin lag. Über dem Bette hing ein Stahlstich des sehr bekannten Jugendbildes Friedrich Hölderlins.

Aber von einer Ähnlichkeit der beiden „Vettern" konnte ich nichts, rein nichts, entdecken. Der biedere Lokomotivführer mit seinem rotbackigen, aufgedunsenem, vollbärtigen Kyklopengesicht hatte mit dem Bilde seines bleichen, schmächtigen, vergeistigten Dichtervetters an der Wand nicht mehr Verwandtschaftsähnlichkeit, als ein Elefant mit einer Gazelle. — —

Da sich, außer dem Wandbilde des fünfzig Jahre zuvor schon verstorbenen „Vetters", keinerlei Erinnerungen mehr vorfanden, machten wir uns alsbald auf den Weg, nunmehr nach Lauffen zur Geburtsstätte des großen Hölderlin.

Aber einem Lokomotivführer Hölderlin zu begegnen, hätten wir uns doch nicht träumen lassen . . .

## 120. Die Biertaufe von Osterburken.

An heißem Julitage von 1892 fuhr ich mit verschiedenen Heilbronner Familien aus Kissingen zurück, wohin wir die Huldigungsfahrt zum abgesetzten, vom damaligen Kaiser so tiefgekränkten Altreichskanzler Bismarck unternommen hatten.

Am Spätnachmittage kamen wir durch Osterburken im Baulande, wo der Zug ein Viertelstündchen Aufenthalt hatte.

Die Hitze war niederdrückend und der Durst nach Bier im Eisenbahnwagen allgemein.

Eine Heilbronner Familie, bestehend aus Mann, Frau und einem kurz zuvor aus der Stadt Lagi an der afrikanischen Guineaküste heimgekehrten Sohn, einem Kaufmann, der soeben noch die eigenartige Kopfbedeckung eines dortigen Negerhäuptlings zur Besichtigung den Mitreisenden herumgereicht hatte, war meine eigentliche Reisegesellschaft.

Die Mutter des jungen Kaufmanns schien eine besonders durstige Seele; sie bat ihren weitgereisten Sprößling, schnell noch vor Abgang des Zuges ihr ein Glas Bier in der nahen Bahnhofwirtschaft zu holen.

Der Sohn brachte das Gewünschte und reichte es seiner Mutter über meinen Kopf hinweg, den ich, just in meinem Buche lesend, etwas nach vorn geneigt hatte.

In diesem Augenblicke stieß die Lokomotive, die Wasser gefaßt hatte, mit gewaltigem Ruck an den Rumpf des Zuges. Und wehe! das ganze, volle Schoppenglas Bier ergoß sich bis auf den letzten Tropfen über meinen Hinterkopf.

Die kühle Bierflut rieselte bei der ungeheuren Hitze zwischen Nacken und Hemdkragen in angenehm-unangenehmer Weise meinen ganzen Rücken hinab, soweit sie nur rieseln konnte. Ich spüre das Bierbad heute noch in fröstelnd prickelndem Nachgefühl.

Der Mann, die Frau, der Sohn waren ganz unglücklich darüber. Der junge Mensch, der gar nicht wußte, was er mir an Schadenersatz anbieten sollte, nötigte mir als Geschenk die afrikanische Häuptlingsmütze auf.

Ich machte gute Miene zum bösen Spiel — was konnte man Besseres tun? — und lachte zuletzt am meisten über die unerhörte Sachlage . . .

Die Abendsonne beleuchtete eine Gruppe bierversöhnter Heilbronnfahrer. Der Dame war jedoch aller Durst ob des angerichteten Unheils vergangen — die Erfrischung aber hatte i c h für m i c h hinweg . . .

## 121. Ein Königstreuer aus Ingolstadt.

Auf dem Bahnhofe zu Kandern sah ich einen jüngeren Mann, den ich, seiner Tracht nach, für einen Tiroler hielt.

Er trug den tiroler Hut mit Gamsbart und Spielhahnfeder, bloße Kniee, und seine Jacke hing sommerlässig über der linken Schulter.

Was mir aber besonders auffiel, war, daß er auf der Brust zwischen den üblichen grünen Hosenträgern eine Art von silbernem, spangenartigem Schmuck, ein seltsam verschnörkeltes Gehänge, trug.

Da wir zu Haltingen beim Wagenwechsel nach Basel zufällig in dasselbe Eisenbahnabteil stiegen und ich ihm gegenüber zu sitzen kam, konnte ich in Ruhe das eigenartige Schaustück betrachten, und ich gewahrte mit Staunen, daß der Mann das Bild des Bayernkönigs Ludwig II. offen auf seiner Brust zur Schau trug.

Auf mein Befragen, woher er stamme, gab er mir zurück: „Aus Ingolstadt." Er war nicht wenig erfreut, als ich ihm verriet, daß Ingolstadt mir ebenfalls nicht unbekannt sei.

Daß er offen und scheulos seine königstreue Gesinnung jedem Begegnenden dadurch kundgab, machte mir entschiedenen Eindruck.

Ich mußte der Legende denken, die sich das Volk, zumal das Gebirgsvolk in Oberbayern, nach dem Tode des romantischen Königs im Starnberger See zurechtzimmerte, und die bis zum heutigen Tage dort ihr Wildrecht haben soll: daß der volkbeliebte Herrscher — der sich aber in Wirklichkeit um alles eher als um das Volk gekümmert hat — keineswegs gestorben, sondern irgendwo verborgen, in einer Art von oberbayerischem Kyffhäuser sitze und zu seiner Zeit wiederkehren werde.

Einer von diesen rührenden Königsgläubigen schien mein Gegenüber zu sein, dem ich meine Achtung ob seiner unverhohlen zur Schau getragenen Gesinnung nicht versagen konnte.

## 122. Etwas vom Druckfehlerkobold.

Um eines Buchstabens willen habe ich einmal eine Eilfahrt von Karlsruhe nach Darmstadt ins Werk gesetzt. Und das kam so:

In meinen „Vaterlandsgesängen", die seinerzeit in Darmstadt gedruckt wurden, steht ein Gedicht, betitelt „Der Gastfreund", und darin kommt der alte Homerübersetzer und Dichter, der biedere Johann Heinrich Voß, vor.

Von ihm heißt es in einer Verszeile jenes Gedichtes:

„Voß streicht gerührt sein schlichtes Haar" ... —

Der Korrekturbogen ging mir zu, und ich las nicht ohne Entsetzen:

„Voß streicht gerührt sein schichtes Haar" ...

Umgehend ging die Richtigstellung dem achtlosen Setzer wieder zu, und umgehend kam die Berichtigung an mich zurück, aber in zweiter Verballhornung:

„Voß streicht gerührt sein schlechtes Haar" ...

Neues erhöhtes Entsetzen meinerseits. Abermalige Richtigstellung und zweitmalige Rücksendung der Schauerstelle an mich, aber, siehe da, der zappelige Setzer hatte zum drittenmal die Sache verhoppasselt und dieses Mal gar gedruckt:

„Voß streicht gerührt sein schechtes Haar" ...

Nun aber packte mich die Verzweiflung. Ich stürzte zum Bahnhof, warf mich in den nächsten Schnellzug nach dem druckfehlerwimmelnden Darmstadt, lief, was ich laufen konnte, zur Setzmaschine der Druckerei, schüttelte den Setzer an den Schultern und brüllte den Unglückseligen an wie ein Löwe:

„Mensch — «Voß streicht gerührt sein schlichtes Haar!»"

Endlich hatte er begriffen ... —

Man sieht, wie schwer es zuweilen ein Dichter hat!

## 123. Modernes Eheglück.

Auf eine Heidelberger Amtsstube kam kürzlich eine alte Frau.

Der Beamte, der sich nach dem Befinden einer Bekannten bei ihr erkundigen wollte, fragte sie:

„Nu, wie geht's denn der Marie in ihrer jungen Ehe?"

Die Alte, antwortschlagfertig, gab ihm strack und bündig zurück:

„Der? der geht's sehr gut; die ist sehr glücklich in ihrer Ehe worden. Ihr Mann hot en Motorrad, und sie hockt hinne druf..."

## 124. Mein „Amerikanismus".

Auf meinen zahlreichen Reisen in Frankreich, vorab in der französischen Provinz — ich habe mich im Laufe von 35 Jahren, von 1878—1913, in nicht weniger als 152 französischen Städten und Städtchen aufgehalten — bin ich eigentümlicherweise ständig für einen Amerikaner gehalten und häufig darauf angesprochen worden.

Ich weiß nicht, wie ich zu dieser unverhofften Ehre gekommen bin. Meine Glattrasiertheit und die Brille konnten dies doch kaum allein fertig bringen. Der dritte Franzose sagte mir: „Ah, Monsieur est Américain? mais vous parlez très bien français."

Auf der Eisenbahn sprach mich ein Ehepaar plötzlich an: „Wir haben auch einen Sohn in Amerika!" Ich wollte schon fast herausplatzen: „Ja, was geht denn das mich an?" als ich ebenso schnell bedachte: Aha, die halten mich wieder einmal für einen Amerikaner ...

Im Städtchen Dôle stand ich einige Augenblicke, spazierengehend, unter der offenen Tür einer Turnhalle still und schaute den Turnübungen der jungen Franzosen zu, als einer neugierig an mich herantrat mit der Frage:

„Macht man diese Übungen bei Ihnen in Amerika auch so?" —

Ich musterte mich unwillkürlich zuweilen selber von der Krawatte bis zu den Stiefelsohlen hinunter, was ich denn um Gotteswillen nur so ausgesprochen Amerikanisches an mir haben möchte — ich bin niemals dahintergekommen, es ist mir ein Rätsel geblieben ....

## 125. Alexander von Humboldts „Kartoffelkloß".

Alexander von Humboldt, der einst überschwenglich gefeierte, große Naturforscher, dessen 100. Geburtstag, am 14. September 1869, in allen Weltteilen festlich begangen wurde, hatte die merkwürdige Gepflogenheit, alles, was er niederschrieb, auf seinem rechten Knie zu Papier zu bringen und sich niemals eines Schreibtisches zu bedienen.

Diese wildwüchsige Gewohnheit stammt wohl aus seinen südamerikanischen Entdeckungs- und Forschungsreisen am Orinoko und er mochte sie schon damals in das kultivierte Europa herübergebracht haben.

Jedenfalls hatte er sich dadurch zugleich eine überaus undeutliche Handschrift angewöhnt, so daß sie die Menschen, die mit ihm Briefe wechselten, oft nahezu zur Verzweiflung brachte.

So berichtete mir der ebenfalls einst hochgefeierte Romanschriftsteller Georg Ebers bei einer Zusammenkunft in Wildbad, Mitte der 1880er Jahre: er habe mühsam oft an Alexander von Humboldts Briefen herumziffern und -raten müssen, da diese Weltberühmtheit nach Hieroglyphenweise keine Buchstaben geschrieben, sondern Bilder gemalt habe ... Einmal sei es ihm nach stunden-, ja tagelanger Anstrengung durchaus nicht gelungen, ein wahres Ungeheuer von Wort aus Humboldts Kielfeder zu enträtseln.

Da habe er Humboldt inständig gebeten, ihm dieses Wort, das er nicht um die Welt habe herauskriegen können, doch noch einmal in seiner gewohnten Güte schriftdeutsch und schöngeschrieben mitteilen zu wollen. —

Der große Gelehrte habe seinen Wunsch umgehend erfüllt und ihm das Wortungetüm in schöner, deutlicher Schrift übersendet.

Und wie hieß das hieroglyphische, unentzifferbare Wort? — — „Kartoffelkloß!" ...

## 126. Das kommt davon!

Vor dem gemütlichkeitversalzenden, geisterverhetzenden „Kulturkampf" pflegte, sonderlich in kleineren Städten und auf dem Lande, zwischen Geistlichen verschiedener Glaubensrichtungen einhellige Eintracht zu walten. Sie tranken abends ihren Schoppen zusammen oder verbrachten vergnügte Stunden beim Kegel- oder Kartenspiel miteinander.

So waren auch der mir persönlich noch wohlvertraute, seines schlagfertigen Witzes halber berühmte, protestantische Gottesgelehrte Professor Weizsäcker zu Tübingen und der katholische Bischof Hefele im benachbarten Rottenburg am Neckar ehrliche Freunde.

Der geistvolle Bischof hatte kurz zuvor auf dem Ökumenischen Konzil zu Rom voll Eifers gegen den Glaubenssatz von der Unfehlbarkeit des Papstes (= Infallibilität) angekämpft, sich aber schließlich, wohl um des Kirchenfriedens willen, dem Wunsche des seine eigene Unfehlbarkeit verkündenden Heiligen Vaters gefügt, seine Überzeugung dem großen Ganzen der Kirche geopfert und sich seinem geistlichen Oberherrn in geziemendem Gehorsam unterworfen.

Nach seiner Heimkehr vom Tiber zum Neckar wollte der Rottenburger Kirchenfürst seinen, ob auch andersgläubigen, Freund in Tübingen besuchen. Nun lagen an dem nicht lange vorher erst fertiggestellten Bahnhof Balken und Eisenschienen noch etwas ungeordnet auf ungeebnetem Boden umher.

Weizsäcker, um dessen Lippen stets ein schalkhaftes Lächeln spielte, holte seinen Gastfreund am Eisenbahnwagen ab, und beide mußten über die verstreut am Wege liegenden Baustücke mit einiger Mühe hinwegsteigen.

Da stolperte der hohe, katholische Würdenträger und wäre unfehlbar hingestürzt, hätte der protestantische Freund Seine Bischöfliche Gnaden nicht rechtzeitig am Gewand erfaßt, wobei er ihm, schlagfertig und einfallssicher wie immer, die Worte zuraunte: „Tcha, das kommt eben von der — Hinfallibilität!"

Dies scheint mir einer der besten Witze zu sein, die jemals gemacht worden sind.

## 127. Noch ein Weizsäckerstücklein.

In Tübingen erzählt man sich heute noch mancherlei Schwankartiges von dem unvergeßlichen, prachtwitzigen, alten Gottesgelehrten Weizsäcker, dem ich persönlich ein teures Andenken bewahre. —

Eines Tages meldete sich am Semesterbeginn ein junger Prinz oder Standesherr zum Belegen der Vorlesungen bei dem berühmten Professor.

Dieses Herrlein hatte die Unverfrorenheit, bei der Gelegenheit seinen gewaltiggroßen Hund an einer Leine mit sich ins Anmeldezimmer zu bringen.

Weizsäcker begrüßte den vornehmen Besuch unter der Tür und hieß ihn willkommen. Danach aber verneigte er sich ebenfalls gleichtief vor dem ungeschlachten Rüden und begrüßte das Tier mit den Worten:

„Darf ich auch Sie bitten, gefälligst hereinzuspazieren!" ...

Hoffentlich hat der ungezogene Prinz diese feine Lehre sich hinters fürstliche Ohr geschrieben.

## 128. Gepflogenheiten und Gewohnheiten Uhlands.

Der mir befreundet gewesene, berühmte, protestantische Gottesgelehrte, Professor Weizsäcker, erzählte mir auf einem Tübinger Spaziergang, als wir just am Uhlandhause vorübergingen: sein alter Freund Ludwig Uhland, der sonst so stille, schweigsame Mann, habe daheim in seinem Studierzimmer von morgens bis abends unausgesetzt gepfiffen.

Feierte er einmal in dieser musikalischen Tätigkeit, so sei Frau Emilie, die besorgte Hausfrau, schleunigst herbeigeeilt, um zu sehen, ob ihrem Eheherrn etwas fehle ...

Auch pflegte Uhland alles bei Tische zu salzen, ohne vorher es versucht zu haben — ein Brauch, den er auch mit gewissen andern Dichtern in Deutschland teilte.

## 129. Wilhelm Raabes Scheu.

Der große Erzähler Wilhelm Raabe schien von jeher jedem persönlichen Auftreten in der Öffentlichkeit abhold gewesen zu sein.

Er war der behaglichste Plauderer unter vier Augen oder am Abendschoppentisch, der Mann des gemütlichen, häuslichen Schlafrocks, wie er die 1840er, 1850er und noch 1860er Jahre beherrschte, die Zeiten des ausklingenden Biedermeiertums. Jedesmal, wenn ich ihn auf norddeutschen Städtewanderungen zu Braunschweig besuchte, heimelte sein Schlafrock mich an, worin er sich offenbar so wohl und glücklich fühlte.

Zum Frack hat er sich nie bequemen können, weshalb er Hofeinladungen zu den verschiedenen Regenten des Landes Braunschweig ausgeschlagen haben soll. Das ist echt deutsch-kleinbürgerlich, vielleicht zu wenig weltmännisch. Was liegt daran, wie solch ein Tuchlappen geschnitten ist?

Bei der Feier seines 70. Geburtstages, die man in der Stadt Braunschweig mit vielen Ehrungen beging, war er nicht imstande, auch nur das kleinste Wort des Dankes beim Festmahle zu sprechen, was man ihm sogar vielfach verübelt haben soll.

Man sagte nicht mit Unrecht, er hätte wenigstens ein paar Zeilen ablesen können; nur den Klang seiner Stimme wollten die begeisterten, teilweise von ferne herbeigeeilten Festteilnehmer vernehmen. Aber vergebens.

Er, der große Meister deutscher Erzählerkunst, hat es nicht einmal bei solcher Gelegenheit vermocht, auch nur das kleinste Wörtchen über seine Lippen zu bringen . . .

## 130. Wie es mir mit Ernst von Wildenbruch erging.

Im Sommer 1884 war ich beim „Parsifal" in Bayreuth — unter welch tragikomischen Umständen, habe ich in der Skizze „Was eine russische Zigarette anstellen kann" geschildert.

In einer Pause des „Bühnen-Weihfestspiels" trat ich mit meinem Freund und Begleiter Ludwig Fulda hinaus ins Freie. Da sah man allerlei Berühmtheiten draußen lustwandeln: den Herzog Georg von Meiningen, den „Theaterherzog", mit seiner linkshändig angetrauten Gemahlin, der Freifrau von Heldburg, einst Schauspielerin Ellen Franz; den Literaturkalender-Herausgeber Kürschner, eine große Persönlichkeit damals, und um nur einen noch zu nennen, den hochgefeierten Berliner „Hohenzollern-Dichter", den erfolgreichen Dramatiker Ernst von Wildenbruch!

Fulda wollte mich veranlassen, uns Wildenbruch vorzustellen — o, hätte ich es doch getan! — was ich aber in Anbetracht meines Zigarettenelends ablehnen zu müssen glaubte, und weil ich zudem kein Freund von derartigen, unvorbereiteten Straßenvorstellungen war und bin.

Und so gingen wir, ohne persönliche Begegnung, aneinander vorüber.

Tags danach schleppte ich mich, arsenikvergiftet, nach Weinsberg, so sterbenswehe mir zumute war, weil ich in allem Jammer mich nicht entschließen konnte, an Weinsberg und meinem alten Freunde Theobald Kerner, ohne etliche Stunden Rast, vorüberzurasen.

Dies war die Ursache, weshalb ich erst am zweiten Abend ins Karlsruher Vaterhaus heimkehrte.

Wer aber kann mein Erstaunen beschreiben, als ein dienstbarer Geist des Hauses mir beim Eintreffen eine Besuchskarte hinhielt, worauf stand, mit Bleistift geschrieben:

Bedauere herzlichst, Sie
verfehlt zu haben.
Ernst von Wildenbruch.
24. 7. 84.
Berlin W. Königin-Augusta-Straße 29.

Wildenbruch war von Bayreuth, mit Überspringung eines Zuges in Karlsruhe, nach Freiburg im Breisgau zu der ihm und mir befreundeten Schriftstellerin Wilhelmine von Hillern, geb. Birch, gereist, wo er sich, wie ich später erfuhr, einige Zeit aufhielt.

Ende jenes selben Jahres 1884 sah ich ihn zu Berlin auf der Bühne, wie er, nach etlichen Aktschlüssen in seinem Drama „Christoph Marlowe" herausgerufen, sich vor der überkritischen Hörerschaft verneigte.

Bei wiederholten Besuchen verfehlte auch ich ihn regelmäßig, daß wir selber, wie Sternbilder, ewig umeinander herumkreisen, doch niemals zusammentreffen sollten. Schade! . . .

## 131. Emil Mario Vakano.

Der seltsame Fahrende, der als Kunstreiter im Zirkus dereinst seine Sprünge gemacht hatte, um später Tamburin und Schellenreif mit der Feder des vielgelesenen Romanschriftstellers zu vertauschen.

Vakano war mit fünfzig Jahren noch so sehr hilfloses Kind, daß er nach dem Tode seiner über alles geliebten Mutter wie ein Waisenknabe gottverlassen und fassungslos in der Welt stand.

So war er in das ihm befreundete Haus des Karlsruher Kunstmalers Plock übergesiedelt, um im Schoß einer um ihn treulich besorgten Familie seine alternden Tage zu verbringen.

Vakano besuchte mich ab und zu. In der kurzen Zeit seines Karlsruher Lebens starb mein Vater. Da schrieb mir der tief mitempfindende Mann einen für ihn bezeichnenden Beileidsbrief, der nichts als die Worte enthielt: „Armer Freund! armer Freund!" Keine der zahllosen Zuschriften jener Tage hat mir solch nachhaltigen Eindruck gemacht.

Wenige Monate danach schon, im Juni 1892, lag er selbst, mit dem Tode ringend. In seiner letzten Stunde, da er, bewußtlos röchelnd, schwere Atemzüge tat, stand ich bekümmert an seinem

Sterbelager und legte den Lorbeerkranz darauf, womit dann die Stirne des Toten im Sarge bekränzt ward.

Der Karlsruher Schriftsteller- und Journalistenverein, der sich später im „Verein Karlsruher Presse" fortsetzte, dessen erster Vorsitzender ich damals war, veranlaßte die Errichtung eines würdigen Grabdenkmals: hohe Baumwipfel beschatten das Marmorhochbild und rauschen in die Ewigkeitsträume des warmherzigen Menschen, des ehemaligen Zirkuskünstlers, des einst gerngelesenen Romanschreibers . . .

Unlange vor seinem Hinscheiden richtete er ein ergreifend schönes Gedicht an mich:

An Heinrich Vierordt.

Du zogst durch Attikas Trümmerfelder,
Torsos und Häupter befühlte deine Hand,
Und neues Leben kam wieder in die steinernen Bilder,
Die ins Gras gestürzten; die Götter schauten
Prometheus, der sie wieder erweckte
Durch seine Lieder.
Die Burgruinen am grünen Rhein
Betratest du träumend, du Wundermann,
Und sangest leise von Minne und Ehre,
In unsterblichen Worten unsterbliche Tat.
Und aus den Grüften traten die Recken
Und schüttelten Tod und Moder von sich,
Und saugten das strahlende Licht des Tages
Erstaunt in die langerblindeten Augen,
Die du geöffnet mit deinem Sang.
Und du nahtest dich mir — dem toten Herzen,
Dem toten Geiste, dem toten Wand'rer,
Der beraubt und gemordet dalag am Rande
Der Wanderstraße, des Werktaglebens,
Eine Beute für Raben.
Und deine sanfte Hand berührte
Mir Herz und Stirn mit dem Salböl des Lebens
Und siehe, ich lebe!
Dank, Totenerwecker!
Dank, Arzt! und Dank, Sänger!

* * *

Emil Mario Vakano.

Karlsruhe, Jänner 1891.

## 132. Eine Wette.

Unter Bekannten von mir — es waren sogar einige Berühmtheiten, z. B. Paul Heyse, dabei — war in einem Münchener Kaffeehaus die Frage aufgeworfen worden: ob jeder Mensch in Deutsch-

land wenigstens einen Schimmer von Goethes und Schillers Bedeutung habe?

Die Meinungen waren geteilt. Man wettete schließlich und kam überein, den nächstbesten vorübergehenden „Mann aus dem Volke" zur Befragung vor das gegenüberragende Goethedenkmal zu führen.

Dies geschah.

Auf die Frage, wer Goethe sei und was er Denkmalverdienendes geleistet habe, antwortete der etwas Verdutzte:

„Weil er den Schiller gedichtet hat!"

## 133. Die Nachkommenschaft Darwins.

In einem Bildungsverein war ein Vortrag über Darwin gehalten worden.

Andern Morgens sagte bedauernd einer der Zuhörer vom gestrigen Abend zu einem Freund, der verhindert war, der Vorlesung anzuwohnen:

„Schade, daß du gestern nicht da warst; über Darwin wurde gesprochen."

„Darwin? wer ist denn das?"

„Ei, der, von dem alle Affen abstammen!" ...

## 134. Die Dante lesende Arbeiterin.

Zur unseligen Zeit der „Inflation" in Deutschland war ich genötigt, im Banknotendruck des „Karlsruher Tagblatts" einen geldeintragenden Verdienst zu suchen.

Ein Trost, ein Gewinn dieser sonst für mich so harten Zeit, in der ich, ein fast Siebzigjähriger, bei winterlichem Tagesanbruch heraus, durch die dunkeln, eisigen Straßen und in die kahlen, unwirtlichen Maschinenräume mußte, war mir, daß ich unter den vielen Arbeitern und Arbeiterinnen eine ganze Reihe lieber, umgänglicher Menschen antraf.

Zu etlichen bin ich heute noch in freundschaftlichen Beziehungen geblieben. Einer schrieb mir sogar, als er sein früheres Arbeitsfeld verlassen hatte, von auswärts rührend anhängliche Briefe. —

Unter den freundlichen Gestalten jener herben Tage steht eine ältere Arbeiterin mir in guter Erinnerung.

Eines Montags fragte ich sie: wie sie gestern ihren Sonntagnachmittag verbracht habe?

Da sagte sie: „An Sonntagnachmittagen gehe ich niemals aus; da lese ich stets im Dante. Wissen Sie, er ist vornen im Buche, mit einem Lorbeerkranz um die Stirn und einem Zweiglein in der Hand, abgebildet."

Als ob ich nicht recht gehört habe, fragte ich sie nochmals mit steigendem Staunen:

„In wessen Werken pflegen Sie zu lesen?"

„Ei, im Dante!" wiederholte sie und erläuterte mir, gleichsam sich halb entschuldigend:

„Wissen Sie, Herr Hofrat, ich verstehe ja lange nicht jedes Wort; aber dann gehe ich zu einer mir befreundeten Lehrerin in der Nachbarschaft; die war schon beim Papst in Rom und die weiß alles und die erklärt mir dann, was ich nicht weiß."

Und dabei faßte sie mich scharf ins Auge und fuhr, langsamen Nachdruckes, fort:

„Ha, Sie haben eigentlich so ein ähnliches Gesicht wie der Dante; Dichter sind Sie ja gleichfalls — bei Ihnen kommt der Lorbeerkranz um die Stirne später" . . .

## 135. Die Verehrung Grillparzers.

Im Jänner 1871 feierte ganz Wien, ganz Österreich, ganz Deutschland den achtzigsten Geburtstag des großen Dichters Franz Grillparzer.

Der Kaiser Franz Joseph — damals allerdings erst ein Vierzigjähriger und noch lange nicht der von Schicksalsschlägen unerhörtester Art hart mitgenommene Greis — ließ es sich nicht nehmen, die vier steilen Treppen zur Wohnung des Gefeierten hinanzusteigen und sogar einem Bürgerlichen die Hand zu schütteln, was diesem sonst so volkstümlichen Mann immer schwer gefallen sein soll.

Festakte wurden zu Grillparzers Ehren veranstaltet, Festessen in öffentlichen und privaten Kreisen zu seinem Ruhme geschmaust und der Schampagner — das Wort Sekt war noch keineswegs so eingebürgert wie später — floß in Strömen auf das Wohl des lorbeergekrönten Geburtstagskindes.

Aber, was meldeten die Zeitungen als besondere Merkwürdigkeit? An dem Tage, da ganz Wien, die „Phäakenstadt", auf dem Kopfe stand, um ihrem Dichter den Kranz würdig zu flechten, ward ein, sage ein Stück seiner „Gesammelten Werke" in den Wiener Buchhandlungen verkauft! . . .

So geht es mehr oder weniger ähnlich allen Dichtern bei ihren siebzigsten, achtzigsten oder neunzigsten Geburtstagen. Die Menschen schicken Blumen, Torten, Fruchtkörbe, doch an das Wichtigste, für den Dichter zur Verbreitung seines Ruhmes, sowie zur Füllung seines meist magern Beutels Erfreulichste, denken nur ganz, ganz wenige: — ans Kaufen seiner Bücher!



BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

## 136. Hansjakobs Ungenauigkeit im „Zitieren".

Mein guter, alter Freund Hansjakob, der viele menschliche Vorzüge hatte, der sonst ehrlich und geradeaus, kurz, ein prächtiger Mann war, besaß aber in einer gewissen Hinsicht ein merkwürdig weites Gewissen, nämlich im „Zitieren"; also im Anführen beispielsweise von Dichterworten, von Stellen aus Schriftstellern, nahm er es ganz erstaunlich ungenau.

Ich hatte ihm, im Frühsommer 1896 vom Markuskirchenturm in Venedig ein Gedicht gesendet, das unseren kurz zuvor gemeinsam unternommenen Ausflug auf die Heidburg (bei Hasläch im Schwarzwald) schilderte.

Die vorletzte Strophe des Gedichts, das ich später unter dem Titel „Schwarzwälder Wildkirschen" in mein „Badisches Heimatbüchlein" aufgenommen habe, lautete:

„Gott leuchte allem, was kernhaft und echt,
Mit goldigem Sonnenstrahle!
Auch dem rauhen, starkknochigen Bauerngeschlecht
Im Salmersbacher Tale!" . . .

Ende desselben Jahres erschien Hansjakobs hübsches, lesenswertes Buch „Im Paradies", worin er unseren Nachmittagsausflug schildert, und späterhin im Buch, unterm 5. Juni, mein Gedicht aus Venedig wortwörtlich zum ersten Male veröffentlichte — er gab in jenen Zeitläuften allweihnachtlich in Tagebuchform seine Erlebnisse und Eindrücke während des verflossenen Jahres heraus und knüpfte seine urwüchsig-selbstgewachsenen Betrachtungen und Zeitbeurteilungen, seine „Schlenkerer", wie er sie gerne nannte, daran.

Ich freute mich zwar seines freundlichen Gedenkens, war aber doch etwas unangenehm berührt, als ich zu meiner fast peinlichen Überraschung entdeckte, daß er in die zweitletzte Zeile der erwähnten Strophe statt meines Wortes „starkknochig" ein in jeder Beziehung unbegründetes, mein schlichtes Gedicht stark verballhornendes „wohlhäbig" kraft eigener, unberechtigter Machtvollkommenheit eingeschmuggelt hatte, so daß aus dem „starkknochigen" ein „wohlhäbiges Bauerngeschlecht" geworden war!

Ich weiß nicht, war das Wort „starkknochig" meinem Freunde zu heldisch oder weshalb er es in ein so jämmerliches, saft- und kraftlos undichterisches „wohlhäbig" verwandelt hatte, jedenfalls war dieses, auf den bäuerlichen Wohlstand abzielende Wort niemals meinem Hirn entsprungen und hätte mir und meiner Art in keiner Weise gelegen. Aber Hansjakob, als richtige Bauernnatur, legte dem Geld an sich überhaupt einen übermäßigen Wert bei. So schrieb er mir auf allen Briefanschriften in Zeiten, da ich selber

noch ein „wohlhäbiger" Mann war, zu meinem gelinden Verdrusse stets: „Dichter und Rentner" und ließ es sich durch keinen Einspruch abgewöhnen. Ihm „imponierten" die „Renten" vorwiegend an einem Menschen, drum ließ er es sich trotz wiederholter Verwahrungen nicht nehmen.

Ich habe ihn wegen der obigen kleinen Fälschung meiner Worte niemals zur Rede gestellt, ja, die Sache mit keinem Sterbenswörtchen auch nur erwähnt, um nicht die geringste Trübung in ein mir sonst so wertvolles, freundschaftliches Verhältnis zu bringen ...

Hansjakob hat es keineswegs nur mir so gemacht; er hat auch Ferdinand Freiligrath sogar noch weit übler mitgespielt; er verunstaltete in der letzten Strophe dessen wundervolles Gedicht „Nebo", indem er, kraft höchsteigener Dichterphantasie, aus Freiligraths unsterblichen, einzigschönen Worten:

„Auf einem Berge sterben,
Wohl muß das köstlich sein!
Wo sich die Wolken färben
Im Morgensonnenschein" —

ein völlig aus jedem Rhythmus geratenes, entartetes, elend abgeschwächtes:

«Auf einem Berge begraben,
Das muß wohl köstlich sein,
Wo die Wolken sich laben
Im Morgensonnenschein»

geradezu musterhaft verstümmeltes Machwerk zustande gebracht hat. Das schlimmste jedoch ist, daß dieses etwas gewissenlos umgestaltete Unding in seiner Trümmerform leider auch in andere Bücher Eingang gefunden hat!

Man darf sich niemals auf sein Gedächtnis verlassen, besonders auch bei Jahreszahlen nicht; man muß sich die Mühe nehmen, Dichterstellen stets im Urtext nachzuprüfen und zu vergleichen, ehe man lebenden oder gar toten Dichtern eine solche Unbill antut. Im „Zitieren" tut höchste Gewissenhaftigkeit not, sonst kann es zur Leichenschändung ausarten!

## 137. Zweierlei Meinungen.

Oskar von Redwitz, der Dichter der einst vielgelesenen, vielumschwärmten „Amaranth", konnte Scheffel nie verzeihen, daß er in der Zueignung zum „Trompeter von Säkkingen" auf seine Amaranthdichtung spöttisch anspielt, nämlich an der Stelle, wo er vom eigenen, neuen Schwarzwaldsang bedauert:

„leider
Fehlt ihm auch der amaranth'ne
Weihrauchduft der frommen Seele
Und die anspruchsvolle Bläße" . . .

Redwitz behauptete im Frühjahr 1886 zu Meran mir gegenüber: er sei der erste Dichter gewesen, der eine Folge von Liedern einer größeren, erzählenden Dichtung eingestreut habe, und Scheffel habe seine (Redwitzens) „Amaranth" im „Trompeter von Säkkingen" nachgeahmt; der Trompeterdichter habe daher keinerlei Grund gehabt, sich zu Danke dafür auch noch lustig über ihn zu machen . . .

## 138. Feodor Dietzens „Nächtliche Heerschau".

Bis zum Kriegsbeginn von 1870 lebte zu Karlsruhe der einst gefeierte, heute längst in den Hintergrund kunstgeschichtlicher Betrachtung gedrängte Schlachtenmaler Feodor Dietz.

Die Karlsruher Kunsthalle besitzt von ihm eine Anzahl Gemälde, die vorzeiten die Bewunderung der Beschauer waren.

Dietz hatte in den Tagen wiederaufflammender Napoleonbegeisterung — es waren die Zeiten des zweiten Kaiserreichs in Frankreich —, angeregt durch das Zedlitzsche Gedicht „Die nächtliche Heerschau", ein fesselndes, spukhaft wirkendes Ölbild jener kaiserlichen Geisterschau geschaffen.

Das Bild war auf einer Pariser Ausstellung ausgestellt und Napoleon III., der alles in der Kunst zu stützen suchte, was irgendwie zur Verherrlichung seines großen Oheims diente, hatte das Gemälde gekauft.

Zuweilen gedachte ich jenes in meiner Jugend vielgenannten Bildes, doch blieben meine Erkundigungen nach seinem Verbleib stets erfolglos . . .

Das zweite Kaiserreich war gestürzt; in Frankreich suchte man die napoleonischen Erinnerungen planmäßig zu unterdrücken. Da — 1895 — unternahm ich eine meiner Stadt- und Schlösserwanderungen in französischen Landen, und plötzlich stand ich zu Compiègne, dem Orte, der noch am unverwischtesten Spuren des dritten Napoleon aufweist, vor dem erinnerungsvollen, ungeahnt aufgefundenen Bilde, gerührt seines Meisters gedenkend, der meiner Mutter einst befreundet war.

Diese hat mir manchmal erzählt, wie Feodor Dietz sie zur Zeit, da sie noch ein junges Mädchen war, aus einer Gesellschaft heimgeleitete, wobei er ihr berichtete, wie er auf den Gedanken gekommen sei, gerade diese „Nächtliche Heerschau" zu verbildlichen . . .

## 139. Noch etwas von Feodor Dietz.

Bei Feodor Dietzens Namen fällt mir eine drollige Begebenheit ein, die ihm, ich glaube, im bayerischen Gebirgslande vorzeiten begegnet ist.

Der noch in Jahren lebendiger Schaffens- und Werdekraft stehende Künstler kam mit etlichen Kunstgenossen auf einer Fußreise zur Nachtrast in eine Sennhütte. Da ward weidlich gezecht, und etwas beschwipst zogen die jungen Leute sich aus.

Der gemeinsame Schlafraum war von einem Nebengelasse dergestalt getrennt, daß der obere Teil der Wand fehlte.

In der Angezechtheit streifte Dietz, halb schon auf das Lager gesunken, einen seiner kotbespritzten Rohrstiefel mit dem andern Fuße vom Bein und schleuderte den vom Schmutze der Bergstraßen Verschmierten im Übermute weit in die Lüfte ... Da, ging das mit richtigen Dingen zu? — kehrte der fliegende Stiefel nicht mehr zur Erde zurück. Kein Laut, kein Fall folgte. Es war wirklich geisterhaft.

Dies brachte den schlaf- und getränkeberauschten Feodor jählings zur Ernüchterung. Er sprang auf; es ließ ihm keine Ruhe, das Rätsel zu ergründen. In den Himmel konnte der Künstlerstiefelschaft doch wohl nicht geflogen sein?

Mit schwelendem Kienspan drangen die wißgierigen Entdecker zur Nachforschung in den geheimnisvollen Raum nebenan.

O weh! Da lag das schmutzstrotzende Fußbekleidungsstück an einem nicht für solche Gäste berechneten Ruheplätzlein: der Stiefel war über die Halbwand in eine offenstehende — Mehlkiste gefallen! Ein Mohr, im Schnee sich wälzend ...

## 140. Großherzogin Luise von Baden und Frau Major Scheffel.

Die achtzehnjährige Prinzessin Luise von Preußen hielt im Jahr 1856 als Großherzogin ihren Einzug in das badische Land.

Man brachte ihr zunächst nicht die größten Sympathien entgegen, weil sie eine arme Prinzessin war und man auf eine reiche Großherzogin gehofft hatte, die es verstand, etwas „springen zu lassen". Statt dessen mußte im Karlsruher Schlosse gespart und gespart werden.

In Bälde jedoch gewann sie sich durch kluge Liebenswürdigkeit, wenn auch kein natürlich herzliches Wesen in ihr pulste, durch ihr starkes Pflichtbewußtsein und ihre Neigung zur Hebung der wirtschaftlichen Not der Untertanen, die Herzen sehr, sehr vieler in Baden.

Wenige Jahre, nachdem sie ins Land gekommen war, wurde der Badische Frauenverein von ihr gegründet. Dabei ging Frau Josefine Scheffel, die Mutter Josef Viktors, der jungen Fürstin tatkräftig zur Hand. Sie wurde sogar die erste Vorsitzende der neuen Vereinsgründung.

Da fand einmal eine Ausschußsitzung bei der damals kaum sechzig Jahre zählenden Frau Major Scheffel statt.

Die jugendliche Großherzogin saß, soeben ihren Namen unterzeichnend, am Schreibtische der Frau Josefine, als im selben Augenblick durch einen unglücklichen Zufall sich ein Bildernagel an der Wand löste und ein großes, über dem Schreibtisch aufgehängtes Bild herabglitt und vor der Fürstin auf den Fußboden niederstürzte.

Voll Schreckens, voll Entsetzens umdrängten die Vorstandsdamen, an ihrer Spitze Frau Scheffel, die hohe Frau mit Fragen der Teilnahme, der Bestürzung: ob sie sich verletzt habe, ob sie sehr erschrocken sei?

Die Großherzogin, gefaßt und kühl, erhob sich mit den kaltblütigen Worten: „Ich erschrecke nie."

Der alte Major Scheffel eilte, voller Bewunderung des Hohenzollernmutes, die Treppe hinab, erzählte das Geschichtchen dem soeben bei ihm zu Besuch eintreffenden Major Karl Graf von Enzenberg und rief begeistert aus: „Ganz das Heldenblut ihres Vaters!" —

Graf Enzenberg aber hat später mir die Begebenheit so berichtet, wie ich sie hier wiedererzählt habe.

## 141. Scheffels Gartenveilchen.

Im Hausgarten hinter Scheffels Wohnhaus in der Stephanienstraße Nr. 16 zu Karlsruhe blühte zur Frühjahrszeit eine Unmenge Veilchen.

Beim Auf- und Abwandeln scherzte der große Dichter einmal lachend: „Da spricht man immer von den bescheidenen Veilchen; diese Bescheidenheit ist aber nicht weither; im Gegenteil: das Veilchen ist das unbescheidenste, unduldsamste aller Blümchen, das sich so schnell und erstaunlich ausbreitet, daß es alle anderen Gartenblumen wegdrängt."

## 142. Einiges Markgräflich Badische.

Wie ich im Beginn des „Buchs meines Lebens" erzähle, ist meine früheste Erinnerung: die Beisetzung des Markgrafen Wilhelm von Baden, die ich vom Fenster meines großväterlichen Hauses am

Rondellplatz mit ansah und die am 15. Oktober 1859 stattfand. Mit diesem Tage setzt mein Erinnerungsbewußtsein ein.

Dieser Markgraf Wilhelm, geb. 1792, war der jüngere Bruder des von 1830—1852 regierenden Großherzogs Leopold von Baden, und einer der drei Söhne der 1820 verstorbenen Reichsgräfin von Hochberg, der zweiten, linkshändig angetrauten Gemahlin Karl Friedrichs.

Er war als zwanzigjähriger Jüngling, 1812, noch als Graf Hochberg — erst von 1817 an Prinz und Markgraf von Baden — Befehlshaber der badischen Truppen in dem verunglückten Feldzuge Napoleons in Rußland und machte den schrecklichen Rückzug über die Beresina mit.

Später pflegte er an jedem 30. November — dies war bekanntlich der Haupttag jenes schauervollen Rückzugs über den kriegsberüchtigten, russischen Fluß — die badischen Offiziere, die jenem Unglück heil entronnen waren, zu feierlichem Gedenkmahle bei sich zu versammeln, bis die Anzahl allmählich durch Tod zusammengeschmolzen war.

Seiner Witwe, der Markgräfin Wilhelm, entsinne ich mich noch lebhaft, wie sie mit ihrer riesengroßen Tochter Elisabeth, der sogenannten „Palaisstang'" — nach Karlsruher Sprechweise — durch die Straßen Karlsruhes schritt*).

Ich stand einmal als siebenjähriger Junge mit meiner Großmutter mütterlicherseits, der alten Hofrätin Schmidt, an der Ecke der Herrenstraße am katholischen Kirchenplatz, und da wandelten die beiden Damen gegenüber — da, wo sich heute die Herdersche Buchhandlung befindet —, nach dem Karlstore zu.

Die alte Markgräfin, eine württembergische Prinzessin von Geburt, muß eine recht neugierige Dame gewesen sein, denn alle paar Augenblicke stand sie still und schaute den Vorübergehenden nach.

Ich höre noch deutlich meine Großmutter sagen:

„Nein, ist das einmal unfürstlich von der Markgräfin, sich so oft herumzudrehen und den Leuten nachzusehen!"

Die „Palaisstang'", sonst Prinzessin Elisabeth, war ihrer ungewöhnlichen Riesendamengestalt halber von der ganzen Bevölkerung auf der Straße gekannt und gegrüßt. Ich bin ihr bis in meine Jünglingsjahre hinein oft begegnet, wenn sie mit ihrer zwerghaft kleinen Kammerfrau, einem Fräulein Jakobi zur Seite, durch die Stadt schritt; sie, als Riesendame, mit Riesenschritten ausgreifend, die winzige Begleiterin wie ein Schoßhündchen neben ihrer Herrin

*) Sie wohnte in ihrem elterlichen markgräflichen Palais am Rondellplatz — daher „Palaisstang'".

einhertrippelnd; ein Anblick, der viele Karlsruher zum Lachen zwang.

Meiner Mutter ist einmal ein lachhaftes Erlebnis mit der „Palaisstang'" im böhmischen Marienbad begegnet, das ich im „Buch meines Lebens" erzähle und auf das ich darum hier nur kurz hinweisen will . . .

## 143. Der Fluch des Hauses.

Im Winter 1885/86 hatte sehr heftig eine Gelenkskrankheit den damaligen Erbgroßherzog von Baden ergriffen, so daß sein Leben eine Zeitlang, wie man zu sagen pflegt, an einem Faden zu hängen schien.

Kurz zuvor hatte der hohe Kranke sich erst vermählt, und der Volksmund gab der für feucht und ungesund geltenden, dem Karlsruher Fasanengarten unmittelbar benachbarten Wohnung die Schuld an der starken Gelenkserkrankung.

Der damals Weltruf genießende, in hohem Vertrauen des Großherzogs Friedrich I. stehende Arzt, der berühmte Professor Kußmaul, ward an das Krankenlager berufen.

Unmittelbar danach kam Kußmaul, ganz aufgelöst und tief erschüttert, zu uns. Die Familie Kußmaul und die Familie meiner Mutter verband eine Freundschaft, die schon zwei Menschenalter überdauert hatte. Kußmauls Vater war „Physikus" (Bezirksarzt), wie man dies einst nannte, im Landstädtchen Graben (unweit Bruchsal) und mein Urgroßvater Arnold Pfarrer in dem Graben benachbarten Dorfe Liedolsheim.

Genug. Kußmaul berichtete: er habe soeben im Schloß einen fürchterlichen Auftritt erlebt, an den er zeitlebens denken werde! Der Großherzog — zu jener Zeit im 60. Lebensjahre stehend — habe ihn auf Ehr' und Gewissen befragt: wie es mit dem Befinden seines schwer erkrankten Sohnes tatsächlich stehe, und habe um Auskunft ohne jegliche Rücksicht und Schonung gebeten . . . Der Berichterstatter habe dem bekümmerten, besorgten Fürsten und Vater daraufhin gestanden: „Wenn Eure Königliche Hoheit durchaus die volle Wahrheit wissen wollen, so will ich offen sagen, daß ich das Befinden des Erbgroßherzogs für äußerst bedenklich halte . . ."

Da habe der Großherzog alle Fassung verloren, habe seinen Kopf zwischen beide Hände genommen, sei wie ein Verzweifelter im Zimmer umhergerannt und habe ein übers andere Mal gerufen: „Das ist der Fluch meines Hauses! Das ist der Fluch meines Hauses!" Allmählich erst habe er sich wieder etwas beruhigt und den wahrheitgestehenden Arzt, ihm dankbar die Hand schüttelnd, vor die Türe hinaus geleitet . . .

Was mag nur das für ein schwerer Fluch gewesen sein, der unheimlich und düster auf dem Hause der Zähringer gelastet hat?

## 144. Schwäbische Dichter und Kunstgrößen.

Zum nahen Stuttgart hielt ich in den 1880er Jahren gute Nachbarschaft.

Der ehrwürdige Gustav Pfizer, dem in jungen Tagen Heinrich Heine so übel im „Atta Troll" mitgespielt hat, jetzt ein etwas weinerlich gestimmter Greis, der aber das Herz auf dem rechten Fleck und noch dem neuen Deutschen Reich und seinem großen Begründer ein kräftiges Alterslied angestimmt hatte, beehrte mich mit seinem Wohlwollen.

Ebenso der Palmblätterdichter Karl Gerok, ein herrliches Greisenbild in samtenem, talarähnlichem Hausrocke mit schwarzem Samtbarett auf glänzendem Silberhaar; und nicht weniger der letzte der großen Schwaben älterer Reihe: J. G. Fischer, der mir am Spätabend seines Lebens mehrfache Beweise freundschaftlicher Zuneigung gab.

Aber auch den mir vom Weinsberger Kernerfeste her wohlbekannten Ludwig Pfau besuchte ich in seiner ziemlich öden Junggesellenwohnung, den Dichter und Kunstgeschichtler, dessen schöne Lieder viel gelesener und genossener sein sollten, ihn, den starrsinnigen, unversöhnlichen Achtundvierziger, der sich nicht nach Freiligraths Art und Vorbild mit dem neuen, preußischen Deutschland ausgesöhnt hatte und immer seinen grimmigen Groll über den verpfuschten Völkerfrühling von 1848 mit sich herumtrug.

Ferner waren da der lebenserfahrene, allseitig sich gebende Schmidt-Weißenfels, der Lebensbeschreiber Freiligraths; der eifrige, fast menschlich-überschwengliche Rückertforscher Konrad Beyer; der vielgelesene Meister der Völkerkunde Friedrich von Hellwald; der Ästhetiker Karl von Lemcke, Fr. Th. Vischers Nachfolger — ihnen allen habe ich mancherlei Förderung in meinen schriftstellerischen Bestrebungen zu danken.

In Lemckes Arbeitszimmer stand ein wunderbarer Urabguß der Venus von Milo; es schien, als wolle das Riesenbild mit seinem Scheitel die Decke des Gemaches emporheben. Kaiser Napoleon III. hatte seinerzeit auf Bitte des Kaisers Alexander II. von Rußland die Urabnahme, die gesetzlich in Frankreich verboten war, ausnahmsweise gestattet, und es waren zwei Abgüsse genommen worden; der Zar erhielt den einen, wogegen der andere durch irgendwelche Schicksalsverkettungen schließlich in die Hand Lemckes geraten war . . .

## 145. Warum ich Gottfried Keller nicht persönlich kennen lernte —

Wie es in älteren Zeiten junge, angehende Dichter gerne taten, also machte ich es auch: ich schickte meine beiden Erstlingsballadenbücher an eine Anzahl von weithin bekannten, berühmten und allgemein anerkannten, schrifttümlichen Größen.

So sandte ich meine Sachen denn auch an Gottfried Keller nach Zürich. Da ich über die bürgerliche Stellung des großen Züricher Staatsschreibers nicht ganz im klaren war und in der Tat glauben mochte, Keller führe den Professortitel, schrieb ich ihm auf die Anschrift: „Herrn Professor Gottfried Keller in Zürich." Kurze Zeit danach erhielt ich folgende freundliche Zeilen von seiner Hand, wobei er jedoch köstlicherweise seiner Unterschrift ein dick unterstrichenes „nicht Professor" beifügte.

Sein Schreiben lautete:

„Herrn Dr. Heinrich Vierordt, Dichter

Karlsruhe.

Zürich, 6. November 1884.

Geehrter Herr!

Sie entschuldigen gewiß gütigst, wenn ich wegen Unwohlseins erst heute dazu komme, Ihnen für Ihr ebenso wohlwollendes, wie schönes Geschenk meinen verbindlichsten Dank auszusprechen, und für die fernere Lebensbahn Ihrer Muse die hellsten Sterne anzuwünschen.

In voller Hochachtung

Ihr ergebenster

Gottfried Keller,

nicht Professor."

* * *

Dies geschah, wie vermerkt, im Jahr 1884 ... Wenige Jahre später kam ich nach Zürich, wagte jedoch nicht, den verehrten Meister aufzusuchen — etwas, das ich später trotz alledem und alledem oft und bitter bereute — weil ich erzählt bekam, Keller habe einen jungen Mann, der ihn allerdings auf der Straße nahe seinem Haus ansprach, mit den abschreckenden Worten angeherrscht und abfahren lassen:

„Meinen Sie, ich ließe mich auf der Gasse von jedem anbru....?!" —

Diese fürchterlichen Worte machten einen solch niederschmetternden Eindruck auf mich, der ich mir Derartiges nicht bieten lassen mochte, daß ich törichterweise den Besuch unterließ.

Meine alte Freundin Ida Freiligrath, Ferdinand Freiligraths Witwe, sagte mir später wiederholt:

„Heinrich, warum haben Sie Gottfried Keller in Zürich nie besucht? Wir waren so befreundet mit ihm; mit einem Gruße von uns wären Sie gewiß aufs beste bei ihm aufgenommen gewesen."

Den wahren Sachverhalt: die grobkörnige Redeweise Kellers wagte ich, in alten, etwas zimperlicheren Zeiten, der herrlichen Frau Ida gar nicht mitzuteilen . . .

## 146. Ein Distichon der Tochter Freiligraths.

In England heißen die Stuben des Dachgeschosses merkwürdigerweise: Attics.

Als ich im glühenden Sommer 1893 bei Käthe Freiligrath-Kroeker zu Foresthill in London eine Woche zu Gast weilte, hatte die geistsprühende Hausfrau, Ferdinand Freiligraths älteste Tochter, an die Pforte meines Gastgemaches im Dachgeschosse die schönen, von ihr verfaßten Verse geheftet:

„Edler Gastfreund, du wähnest, du weiltest zur Zeit wohl in England?
Nicht doch, sieh', es betritt „Attika" jetzo dein Fuß!"

## 147. Dichterische Stoffwahl.

Ein Autounfall, ein Motorradlersturz, eine Überschwemmung, eine Feuersnot, ein Eisenbahnzusammenstoß — das alles sind gewiß traurige, entsetzliche Dinge; aber tragisch brauchen sie an sich noch lange nicht zu sein; es können allerdings tragische Begleitumstände dabei vorfallen.

Eine kühne Rettertat kann z. B. das Ganze dichterisch verklären, aber Vorwürfe für die Behandlung durch einen Dichter sind sie keinesfalls schon allein an sich.

Eine Schlacht an sich ist durchaus nichts „Poetisches", aber „Episoden" aus einer Schlacht können ans Herz greifen und der Darstellung durch den erhabensten Dichter wert sein . . . Wer dächte heute noch der Schlacht von Gravelotte, wenn nicht Ferdinand Freiligraths herrliches Gedicht „Die Trompete von Gravelotte" (oder „von Vionville", wie sie später hieß) sie mit unsterblichem Dichterglanz umronnen hätte? Dieses Beispiel ließe sich verhundertfältigen.

Im Volksbewußtsein meint man oft, jedes schreckhafte Ereignis könne sofort dichterisch verwertet werden.

Ich hatte in jungen Jahren eine Sammlung Balladen veröffentlicht und war kurz danach im Renchtalbad Antogast zur Kur. Da sprach mich eines Morgens eine junge Dame am Mineralwasserbrunnen an:

„Herr Doktor, ich weiß Ihnen einen neuen, prachtvollen, herzbewegenden Gedichtstoff! Haben Sie schon gelesen? Es ist gestern ein furchtbares Eisenbahnunglück da und da geschehen. Da können Sie eine neue schöne Ballade draus gestalten!"

Ich dankte natürlich der Sprecherin für gute Absicht und freundliche Meinung; doch ich konnte mein Innerstes ihr nicht enthüllen; hätt' ich ihr auseinandersetzen wollen, daß ein Eisenbahnunglück zwar etwas Entsetzliches, aber an sich gar nichts der dichterischen Behandlung Mögliches sei, sie hätte dies doch nicht verstanden.

Nur Zwischenfälle, Nebenvorgänge, Begleitumstände, wenn ich so sagen darf, können sich je nachdem, aber durchaus nicht immer, zur Darstellung durch einen mit dem richtigen Auge begabten, mit der richtigen Gestaltungskraft ausgerüsteten Meister eignen . . .

## 148. Eduard Devrients Album.

Am 4. Oktober 1877 starb Eduard Devrient, der von 1853 bis 1870 die Geschicke des Karlsruher Hoftheaters gelenkt hatte, und dessen Zeit als die „klassische Zeit" dieser Anstalt gilt.

Die Zeitgenossen, die zuweilen sehr unzufrieden mit ihm waren, weil er sie bis zum Überdruß „mit Shakespeare fütterte", ahnten dies natürlich nicht, einige ganz erleuchtete Geister ausgenommen; aber die Nachwelt hat es immer mehr anerkannt.

Frau Therese Devrient, seine Witwe, die eine bedeutende Frau gewesen sein muß, stand zu Karlsruhe nicht gerade im Ruf, eine Meisterin in der Kunst des Haushalts zu sein; jedenfalls scheint es ihr, und das war fast ein halbes Jahrhundert vor Weltkrieg und Inflation, nicht glänzend ergangen zu sein.

Ihre Freundinnen und Gönnerinnen begannen sogar, für sie zu sammeln; dies mochte ihr, die bessere Tage gesehen hatte, etwas peinlich sein, und sie veranlaßte die Sammlerinnen, lieber eine Verlosung zu ihren Gunsten zu veranstalten. Den einzigen Gewinn, einen wertvollen Gegenstand, wollte sie selber aus dem Nachlaß ihres seligen Gatten dazu stiften, wohl damit die Sache nicht allzu sehr nach Almosen schmecke.

Der kostbare Gewinn, den sie dafür bestimmte, war ein Album, das die sämtlichen, irgendwie bekannten und bedeutenden Bühnenkünstler Deutschlands Eduard Devrient zu einer Jubelfeier verehrt hatten. Jeder hatte sein Lichtbild eingesendet, dem Gefeierten eine Freude zu bereiten.

Nicht ausschließlich Schauspieler und Sänger waren es, auch Bühnendichter und Operntonsetzer hatten ihre Bilder beigesteuert.

Die Bildchen stammten aus Zeiten, da die Lichtbilderkunst noch lange nicht ihre spätere Vollkommenheit erklettert hatte.

Unter den zahlreichen, fast zahllosen Bildchen, die das Album umfaßte, sämtlich in Besuchskartengröße — „Visitenkartenformat", wie man „deutsch" früher allgemein sagte —, fiel besonders ein eigenartiges Lichtbild Richard Wagners auf. Dieser stand bekanntlich nicht immer sehr grün mit Eduard Devrient und fühlte sich zuweilen von ihm, dem Bühnenlenker, stark zurückgesetzt.

Das Bildchen stellt den Meister dar, wie er mit der Rechten sich auf einen Schreibtisch stützt, über dem ein Jugendbild Beethovens hängt; auf dem Tische liegen Bücher in wirrem Durcheinander; unter dem Tische sieht man Partituren von „Tannhäuser" und „Lohengrin". Wagner selber trägt weite, weiße Sommerhosen, eine weiße Weste und einen dunkeln Gehrock. Auf dem Stuhle liegen sein Kalabreserhut und ein hingeworfener Mantel. Neben ihm steht ein Schränkchen, von dem eine Büste Glucks herabschaut . . .

Die Verlosung fand statt und meine Mutter war die glückliche Gewinnerin. So kam das wertvolle Album in unsere Hände.

So oft ich aber dieses Buch auf dem Tisch im Besuchszimmer meiner Mutter liegen sah, ging mir ein Stich durchs Herz und ich stellte mir lebhaft den Schmerz der Witwe, sowie der ganzen Familie Devrient, vor, dieses teure Erinnerungsstück an den ehrwürdigen Entschlafenen für immer missen und in der Hand Fremder wissen zu müssen.

Ich schlug meiner sonst so gutherzigen Mutter sogar einmal vor, das Album der Frau Devrient freiwillig zurückgeben zu wollen, allein sie hatte solches Vergnügen an ihrem Besitz und mochte, da sie noch viele der Künstler und Künstlerinnen persönlich gekannt hatte, nichts von Rückgabe wissen, so daß ich schwieg und ihre Freude fürderhin nicht stören wollte.

Drei Jahre nach der Verlosung starb meine Mutter. Ich hatte inzwischen als Hochschüler zu Berlin bei Anton von Werner den Sohn Eduard Devrients, den Theaterdirektor Otto Devrient, der damals gerade im Berliner Viktoriatheater den zweiten Teil des „Faust" einstudierte, kennengelernt.

Und nun ließ es mir keine Ruhe mehr; ich packte das Album ein und schickte es ihm nach Jena, um es wieder in die Hand der Familie Devrient zurückzulegen, aus der es nie hätte kommen sollen. Nur das Bildchen Richard Wagners, das den Meister etwa ums Jahr 1865 darstellt, behielt ich zum Andenken an das denkwürdige Album für mich zurück.



BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Otto Devrient schrieb mir einen Brief voll glühenden Dankes und schickte mir, um mir einigermaßen eine Gegengabe zu bieten, verschiedene seiner dramatischen Dichtungen zur Erinnerung.

Zu seinem Sohne Hans Devrient, der als Gymnasialoberlehrer lange Jahre zu Weimar wirkte, stand ich bis zu seinem Hinscheiden in freundschaftlichen Beziehungen, und bei ihm habe ich das merkwürdige Buch später wiederum zu Gesichte bekommen.

## 149. Die Meisterschaft im Inschriftensetzen.

Eine richtige, gewaltige, jahrhundertüberdauernde Inschrift zu setzen, ist eine hohe Kunst.

Die Italiener sind Meister „lapidarer" Denkmalinschriften; so beeindruckte mich jedesmal in Ferrara die großartig-einfache Aufschrift am Glockenturme:

„Divo Hercule imperante."
(Als der göttliche Herkules herrschte.)

Dies kennzeichnet die Größe der Renaissance mehr als ganze Bände Geschichtsklitterung. —

An Garibaldis Denkmal in Genua und anderwärts ist gar keine Inschrift am Sockel, was stets den gewaltigsten Eindruck macht, denn da ist die Voraussetzung, daß jedes Kind im Lande solchen Mann, solches Gesicht kenne. Das wäre natürlich auch für einen Bismarck allenthalben das Richtige.

Kürze ist auch hier die Seele der Sache. —

Ein Musterbeispiel, wie eine Inschrift nicht lauten soll, weil sie wegen ihrer Geschwätzigkeit und Stillosigkeit lächerlich wirkt, ist die zu Mohrungen in Ostpreußen am Geburtshause Herders; ich schrieb sie mir, vor dem Hause stehend, im Jahre 1909 ab. Sie lautet in ihrer Umständlichkeit und Philisterhaftigkeit:

„Joh. Gottfr. v. Herder
wurde in diesem Haus geb. am 25. Apr. 1744
und starb als Präsident des Oberkonsistorii zu
Weimar am 18. Dez. 1803.

Ihm — dem gediegenen Schriftsteller,
Dichter, Philosophen und Orientalisten — zum
Andenken und der Jugend in Mohrungen zur Nacheiferung von

Regierungsrat Lange in Breslau."

Eine solche Inschrift hätte längst entfernt gehört, wenn der Herr Regierungsrat es auch noch so herzlich gut gemeint hat!

* * *

Von einem ähnlichen Unmeister im Inschriftensetzen, der das Wesentliche vom Unwesentlichen nicht zu unterscheiden vermochte, stammt die Tafel am Wohnhause Hindenburgs zu Karlsruhe in Baden.

Sie verkündet den Vorübergehenden, die einen Augenblick zu ihr emporschauen:

„In diesem Hause wohnte und wirkte
S. Exz. Generalfeldmarschall
Paul von Hindenburg
als Kommandeur der 28. Division
1900—1903."

Eine beispiellose Geschmacklosigkeit und ein Mangel jeglichen „monumentalen" Stilgefühls ließen hier „S. Exz.", also: Seine Exzellenz dem Stein einmeißeln! Der schlichte, aber gewaltige Namen ohne jede Titelbezeichnung wäre wirkungsvoller gewesen.

## 150. „Bruno Walden."

In den 1880er Jahren erschien, jeweils nach der Veröffentlichung eines neuen Gedichtbandes von mir, in einer Wiener Zeitung eine Besprechung, die von ungewöhnlich warmem, tiefem Verständnis für meine Wesensart zeugte und die mit dem Namen „Bruno Walden" gezeichnet war.

Ich schrieb allemal „Herrn Bruno Walden" einige Dankesworte und versprach ihm auch, wenn ich je einmal nach Wien kommen sollte, ihn aufzusuchen, um ihn persönlich kennen zu lernen.

Endlich, im Sommer 1891, führte mich ein freundliches Schicksal in die Donaustadt. Gleich am Morgen nach meiner Ankunft eilte ich, freudig gespannt, nach der Himmelpfortgasse und stieg die vier Treppen zu Waldens Wohnung hinauf.

Auf mein Klingeln tat sich die Flurtür auf und eine ältliche Hausschaffnerin empfing mich.

„Ist Herr Bruno Walden zu Haus und zu sprechen?"

Da glitt ein Lächeln leiser Verlegenheit über das verschrumpfte Gesicht der Alten; ich reichte ihr meine Karte und sie versprach, mich zu melden.

Ich ward in eine altwienerisch-gemütliche Stube geführt, ganz noch im Stil der Metternichschen Biedermeierzeit, und aus der gegenüberliegenden Zimmertüre trat eine schon ziemlich betagte — Dame(!) mir entgegen, eröffnete mir lächelnd: sie sei Bruno Walden, heiße jedoch in Wirklichkeit Florentine Galliny und bat mich, Platz zu nehmen. Ich war wie aus den Wolken gefallen.

Fräulein Galliny entpuppte sich als eine geistsprühende, höchst unterhaltende, fesselnd erzählende, in allen Fragen des deutschen Schrifttums überaus bewanderte Dame, von der ich das beste, dankbarste Andenken mitnahm. Sie hätte zu andern Zeiten, und als Französin geboren, entschieden das Zeug gehabt, einen Salon zu eröffnen, mit ihrem schlagfertigen Witz und „Esprit" eine Gesellschaft erlesener Geister zu lenken, mit einer Madame Récamier, einer Herzogin von Düras, einer Prinzessin de la Trémoille in erfolgreichen Wettbewerb zu treten.

Leider ist sie nicht lange danach gestorben, und ich hatte einen warmen „Freund und Versteher" meiner Dichtungen verloren . . .

## 151. „Don Carlos" in Österreich.

In einem österreichischen Eisenbahnabteil dritter Klasse saß ein Mädchen neben mir, das ein braungelbliches Reclam-Bändchen verschlang: es war „Maria Stuart", was sie sich so eifrig zu Gemüte führte.

Mir gegenüber hatte sich's einer bequem gemacht, der in derselben Ausgabe den „Don Carlos" genoß!

Man sehe hieraus, nebenbei bemerkt, wie Reclams Universalbibliothek Bildung und edle Unterhaltung ins Volk trägt.

Mit einem andern Reisegefährten, einem „Mann aus dem Volke", geriet der Schillerleser von ungefähr in ein Gespräch; er befragte ihn, ob er dieses Drama von Schiller, nämlich den „Don Carlos", auch schon einmal gelesen habe?

Auf die verneinende Antwort belehrte er ihn über Schiller und empfahl ihm eindringlich den „Don Carlos" zur Lesung, wobei er über dieses Werk etwa so sprach, wie wir über ein ganz modernes, soeben aus der Druckerpresse gekommenes Werk reden würden:

„Das müssen's lesen! Der Schiller hoat wirklich zu schöne Vers' g'schrieb'n. Den Inhalt allerdings find' ich freilich manchmal a bisserl stark!"

Er beklagte ferner Schillers allzufrühen Tod; der große Dichter sei, wie er seinen Nachbar irrtümlich unterrichtete: nicht über 35 Jahre alt geworden!!

Nun fühlte ich mich denn doch veranlaßt, einzugreifen; ich suchte ihn mit Jahreszahlen — geboren 1759, gestorben 1805 — seines Irrtums zu überführen. Ich bezweifle jedoch sehr, ob mir dies gelungen sei. Er lauschte zwar aufmerksam meinen Worten, aber höchst ungläubigen, kopfschüttelnden Lächelns . . .

## 152. Schiller, der ewige Jüngling, oder: Zahlen beweisen nichts.

Viele Leute, auch zuweilen sogenannte Gebildete, lassen sich die Legende von Schillers Jünglingstod — als wäre er ungefähr im Lebensalter Theodor Körners oder Wilhelm Hauffs dahingegangen — nicht um die Welt ausreden.

Der aus seiner schwäbischen Heimat heldenhaft nach Mannheim fliehende Dichter der „Räuber" lebt ihnen als geliebter Besitz, den sie um keinen Preis verlieren wollen, in ihren Herzen fort.

Aber die Geschichte deutschen Schrifttums ist unerbittlich und muß mit dieser Sage rücksichtslos aufräumen. —

Ein sehr hoher, württembergischer Offizier, dazu noch ein enger Landsmann des unsterblichen Dichters, jammerte mir auch einmal vor: „Ach, daß der Schiller so jung, so blutjung sterben mußte! O, was hätte der noch alles geschrieben, wenn er die Jahre Goethes erreicht hätte!"

Ich wagte die schüchterne Erwiderung: „Nun, so blutjung ist Schiller denn doch nicht gestorben!"

Er, schon etwas gereizt, daß ich ihm einen schönen, eingewurzelten Glaubensbesitz entreißen wollte, gab, fast beleidigt und aufgebracht, zurück:

„Doch, doch, er ist ganz, ganz jung gestorben!"

Umsonst suchte ich ihm — wie früher jenem „Don Carlos"-schwärmenden Österreicher — an der Hand von Jahreszahlen: geboren 1759, gestorben 1805, zu beweisen, daß der vermeintliche Blutjüngling immerhin ein Alter von $45^1/_2$ Jahren erreicht habe.

Aber siehe da, mein General gab als Soldat seine Stellung nicht leichtlich preis; er erwies sich hartnäckig und zähe und rief ein übers andre Mal:

„Nein, nein, Schiller ist ganz jung, ganz jung gestorben!"

Da war nichts zu belehren; da hieß es buchstäblich: Zahlen beweisen nichts . . .

## 153. Der glänzende Schillerkenner, oder: „Schiller, was ist das?"

Im Dorf auf der Höhe steht ein hübsches Kriegerdenkmal.

In den Sandstein des Males sind die weltbekannten Schillerworte aus dem „Tell" eingemeißelt, die jedoch meistens, schriftlich wie mündlich, nicht ganz richtig wiedergegeben zu werden pflegen, die Verszeilen:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr" usw.

Unter den Versen prangt der Name „Schiller", einfach, groß und würdig in den Stein gehauen.

Neben mir, die Verse voll wachsenden Erstaunens, halblaut für sich lesend, steht ein benachbarter, etwa sechzigjähriger Großgrundbesitzer. Als er endlich bis zum Namen „Schiller" sich lesend durchgerungen hatte, sieht er mich, wie in peinlicher Verlegenheit, an, fast sprachlos fragend und zuletzt in die hilflosen Worte verzweifelt ausbrechend:

„Schiller, was ist das?"

Nun aber war die Verlegenheit auf meiner Seite. Ich stotterte langsam hervor:

„Jenun, wissen Sie nicht, Herr Baron? Schiller, . . . äh Schiller . . . Es sind dies Verse von dem bekannten, deutschen Dichter Schiller . . . Haben Sie nie von ihm gehört? . . . Er ist doch sonst sehr bekannt . . . Verse sind's aus seinem Schauspiel «Wilhelm Tell» . . ."

„Muß ich mir gleich zum Andenken notieren" — und damit zog er ein großes, wohl reichlich mit ähnlichen Erinnerungszeilen beladenes Tagebuch aus der Tasche und schrieb die Worte Schillers mit bierehrlichem Eifer ins Notizbuch! —

Was mag dieses Taschenbuch wohl alles sonst noch enthalten haben? . . .

## 154. Die Proletarier von Weimar.

Ein edler, deutscher Fürst, bei dem ich zu Gaste weilte, erzählte mir jüngst in seinem großartigen, in ehemals kurfürstlich hessischen Landen gelegenen Schloß eine drollige Begebenheit aus seinem Reiseleben.

Es war in der sogenannten Nachkriegszeit, in der jammervollen Zeit, da der „Geist von Weimar", wie er so schön hieß, in den deutschen Gehirnen sein Unwesen trieb.

Dieser „Geist" hat aber beileibe nichts mit dem Geiste Goethes und Schillers zu schaffen; es ist vielmehr der für Deutschland so verderbliche, volkszersetzende „Geist" der „Weimarer Verfassung" gewesen.

Also, mein fürstlicher Gastgeber berichtete: es habe ihn zu jener angegebenen Zeit wieder einmal in Weimar die Sehnsucht in die Fürstengruft, an die Grabstätten der großen, deutschen Dichtergestalten, getrieben.

Da habe er, erstaunt über die Menge der beigesetzten Särge, so-

wie über die Engigkeit des verfügbaren Raumes, den umherführenden Gruftwächter befragt:

„Was macht man wohl, wenn der letzte, vormalige Großherzog sterben sollte, um hier Platz für ihn zu schaffen?"

Der noch aus großherzoglichen Zeiten stammende Türschließer erwiderte kurzerhand:

„Dann müssen die Proletarier hinaus!"

„Proletarier? Was für Proletarier sollten dies wohl sein?" fragte verwundert mein fürstlicher Gewährsmann.

„Nun, — Goethe und Schiller!" ...

## 155. St. Florian.

Im überheißen Sommer von 1911 besuchte ich auf einer Wanderung in Österreich eine Reihe von Klöstern, so auch das stattliche St. Florian.

Und wahrlich, ich hätte den Reisetag nicht lohnender verbringen können!

Ohne daß ich irgendwie ausübender Musiker wäre, so zog mich doch vor allem die Zuneigung zu dem gewaltigen Tonschöpfer Anton Bruckner gerade zu diesem Kloster.

Der fromme, kindlich unschuldige Meister war dort schon als Sängerknabe bei den Augustinern tätig.

In einem kleinen, bescheidenen Raume stehen sein einfacher Flügel, sein ebenso schlichtes Schreibtischchen mit Stuhl, und an der Wand seine von Wien hierher überführten Bücher.

Seinem Wunsche gemäß liegt er unter der großen Orgel — der zweitgrößten in Österreich — in der Klosterkirchengruft beigesetzt. Er schlummert wie ein König in vergoldetem Riesenprunksarge, der eigentlich dem übereinfachen Sinne dieses Großen schnurgerad entgegengesetzt ist, in wahrhaft königlicher Einsamkeit, ergreifend, großartig, ähnlich dem Großsarge des polnischen Weltdichters Adam Mickiewicz in der Königsgruft zu Krakau.

Ja, der ehemalige Hirtenknabe Anton ist hier wie ein Weltbeherrscher zur ewigen Ruhe gebettet! — —

Der biedere, feine Chorherr Langthaler, an den mir Freund Hansjakob einen Gruß mitgegeben hatte und der mich deshalb wie einen alten Freund selber empfing, sagte, als ich Platz genommen hatte: „Auf Ihrem Stuhl ist Anton Bruckner oft bei mir gesessen!"

Dieser schon ziemlich bejahrte Chorherr trank just ein Glas Milch bei meinem Eintritt und führte sich einige prachtvolle, goldige Honigwaben zu Gemüte. Gastfreundlich bot er mir aus dem

riesigen, irdenen Milchkrug einen köstlich einladenden Labetrank an, sowie von den goldenen Honigwaben, die ich, mir unbegreiflicherweise, dankend ablehnen zu müssen glaubte, trotzdem ich ein leidenschaftlicher Verehrer von Milch und Honigwaben bin, den geschleuderten Honig dagegen überhaupt nicht mag.

Dann kam ein klösterlich-bäuerliches Küchenspülmädchengeschöpf zum Abräumen der Speiseherrlichkeiten und küßte dabei dem hochwürdigsten Augustinerpater, voll frommer Inbrunst knixend, die Hände . . .

## 156. Das angenehmere Badewasser.

Im Lande Kärnten liegt ein sonnbeschienener, kleiner See, der Faaker See.

Der Mittagskogl, die Karawanken spiegeln sich majestätisch drin, und abends sprüht hinterm Dobratsch der goldene Sonnenuntergang.

Im See taucht ein liebliches Eiland mit einem Inselgasthaus auf, das ein ideales Heim für Sommerfrischler bietet.

Dort schmaust man unter hohen Gartenbäumen nahrhaft fleischige Renken und gebackene Barsche, wenn's einem beliebt, sogar in Badekleidern, also ganz paradiesisch. —

Im Herren- und Damenbade war gar ein ungezwungenes Herüber und Hinüber, wovon man dazumal in Deutschland noch keine Ahnung hatte.

Ein blutjunges, vielleicht sechzehnjähriges Mädchen, das mit einem Korkgürtel schwamm und uns Herren in unserm Schwimmbecken voll göttlicher Unschuld fortwährend Besuch abstattete, wurde von ihrer darob sittlich etwas entrüsteten Mutter wieder und wieder ins Damenbad zurückgerufen; da bat sie flehentlich und reizvoll-mädchenhaft aus der wonnigen Badeflut:

„O loaß mi doch, Mammi, weißt, im Herrnboad ist das Woasser viel ang'nehmer!" . . .

## 157. Bildchen aus Alt-Innsbruck.

Vor Innsbruck hörte man die Hörner der felddienstübenden Kaiserjäger über den rauschenden Inn herüberblasen . . .

Saftgrüne Matten, schneeblitzende Felshänge, strudelnde Wildbäche, aktenstecherspitze Kirchtürme, kirschkuchenplatte Frauenstrohhüte, bloße, braune Männerknie und grüne Wadenstrümpfe und über allem der denkbar blauste Himmel, der jede Felszacke messerscharf abzackte — das war Tirol am 28. Mai 1896 . . .

Gleich über der Innbrücke steht hart am jugendlichen Gletscherstrome, dem felsgelben Inn, das schlichte, edle Denkmal Walthers

von der Vogelweide. Angesichts der nahen Schneeberge und des brausenden Flusses ist kein großartiger gelungenes Dichtermal denkbar. Hier hält er die Sprachwacht gegen Welschland. Er selbst ragt festgründig auf dem Fels, woraus der reine Quell springt — auch dies ist wundervolle Sinnbildlichkeit.

Mächtige Platanen überschatten den altdeutschen Minnesänger. Durch das Laub blitzt der Schnee des Gebirgs um seine Stirne, die von einer Binde, wie von einer Königsbinde, wundersam umschlungen ist . . .

## 158. Zillertaler Rauchtopas.

Als ich einmal durch die Stadt mit dem „Goldenen Dacherl", durch das ehrwürdige, bergschöne, Andreas Hofer-geheiligte Innsbruck schlenderte, fiel mir unter dem Ladenfenster einer Steinhandlung ein hervorragend schönes Stück Rauchtopas auf.

Ich, als alter Steinnarr, wünschte lebhaft, ihn zu besitzen. Meine Reisekasse war schon etwas zusammengeschmolzen, so daß ich mich scheute, hineinzugehen, und nach dem Preise zu fragen. Liebäugelnd mit dem herrlichen Steine, lenkte ich meine Schritte mehrmals an seiner Ausliegestelle vorüber. Ich kriegte nicht um die Welt den Rank dazu, und so reiste ich schließlich in rauchtopasloser Betrübnis ab. —

Ein volles Jahr verging kein Tag, an dem mich nicht die Reue darüber plagte, an dem mich nicht die Sehnsucht nach dem Innsbrucker Topas beseelt hätte; ich nahm mir fest vor, beim nächsten Besuche der Stadt am Inn den Stein mir einzutun, kost' er, was er wolle . . .

Ein Jahr nach diesem Innsbrucker Besuch führte der Weg mich wiederum zur unvergleichlichen Stadt am Inn.

Einigermaßen bebend vor Neugier und entgegenzitternd vor Erwartungsfreude, kam ich in die Nähe meines nie vergessenen Steinladens; ich konnte ja kaum hoffen, den geliebten Stein, dessen ich zahllose Male gedacht, noch vorzufinden.

Aber siehe da: er lag heuer noch genau an derselben Stelle des Schaufensters wie vergangenes Jahr — da stürzte ich, ohne langes Besinnen, hinein, fragte nach dem Preis — er betrug vierunddreißig Kronen damaliger Friedenswährung — und zahlte, was man auch begehrt hätte, blank und ohne Feilschen auf den Tisch.

Der Verkäufer behauptete: am selben Morgen einen ähnlichen, ebenso großen, als Museumsstück an irgendeine amerikanische Hochschule verkauft zu haben — vielleicht in der Absicht, den meinigen womöglich noch unschätzbarer zu werten . . .

Ich will verraten, daß ich manches Mal Sonnen- und Mondenlicht durch seine Pracht schimmern ließ, mir eine Quelle stillen Entzückens, und daß die Stufe Rauchtopas als Schmuck- und Schaustück, unter ähnlichen Zieren, oft mich an Tirol gemahnend, meinen Schreibtisch verschönt. — Zu Weissagungen daraus, wie dies manche aus Wasser und Kristall tun, habe ich mich allerdings niemals verleiten lassen . . .

## 159. Der Abendbummel zweier Ungeheuer.

Ich weiß nicht, in welcher Verfassung der schöne Schloßgarten von Schönbrunn bei Wien sich heute befindet, aber das weiß ich, daß er Anfang der 1890er Jahre ein herrlicher Garten war.

Schönbrunn ist bekanntlich das Schloß, das Napoleon I. als Eroberer Wiens wiederholt bewohnte, wo er um ein Haar dem Dolche des Studenten Staps zum Opfer gefallen wäre, das später nach dem Tode des Weltbezwingers seinen unglücklichen Sohn, den bei seiner Geburt vielgefeierten „König von Rom" beherbergte und wo dieser auch am 22. Juli 1832 sein junges, 21jähriges Leben aushauchte.

Also, zu Schönbrunn im großangelegten Schloßgarten war dazumal ein Tierpark; er war nicht sehr umfassend, aber er enthielt eine bemerkenswerte Auslese von wilden Tieren.

Zwei riesige Zwinger, nicht eigentliche Käfige, sondern zwei gartenähnlich gestreckte, der Bewegung freien Raum gestattende Grundstücke, beide durch ein langes, eisernes Gitter getrennt, lagen dicht nebeneinander.

Das eine war das Gebiet eines gewaltigen Elefanten, das andere das Reich eines mächtigen Nashorns.

Die beiden Ungetüme der Wildnis hatten sich, als Schicksalsgenossen, offenbar herzlich miteinander angefreundet.

Im Abendsonnenstrahl wandelten beide Kolosse, in selten geschauter Eintracht, längs des Gitters, nebeneinander, wie zwei gegenseitig ihre Gelehrsamkeit bedächtig ausschüttende Philosophieprofessoren.

Es war schier rührend, wie sie, am Ende des Gitters angelangt, gleichgestimmt selbander umkehrten und unzählige Male den Weg hinauf und hinunter, zweifellos miteinander plaudernd, zurücklegten.

Der Elefant schüttelte, je nach Mitteilung seines benashornten Freundes, bedenklich zweifelnd oder auch wieder zustimmend, Haupt und Rüssel.

Das Nashorn hinwiederum steckte beim Gegenprusten und Fauchen

seines berüsselten Wandergenossen die langgezogene Rachenschnute halb in den Sand.

Jedenfalls schütteten sie sich gegenseitig ihre Herzen aus, erzählten sich vermutlich vom Leben in Urwald und Wüste, von ihrer Gefangennahme, den Erlebnissen im Zwinger und was halt wilde Bestien für Erinnerungen zu haben pflegen.

Die längste Zeit sah ich sie den gemeinsamen Abendbummel machen und beobachtete die tiefsinnigen Unterhaltungen, wobei sie zuweilen, wie alte Herren gerne tun, stehen blieben, sich etwas verschnauften und einander groß anglotzten, um dann selbstgefällig ihr schwergefügtes Gehumpel fortzusetzen . . .

## 160. Pußtawasser.

Auf meiner ersten Fahrt durchs Ungarland bin ich nicht so richtig in die Pußta tief hineingekommen, weil ich mehr in den Städten hängengeblieben bin.

Aber auf meiner zweiten großen Reise durchs Magyarenreich holte mich mein guter, alter Budapester Freund, der Professor Aurel Bászel, im windschnellen Zwiegespann am einsamen Steppenbahnhof in Raschkadia ab, um auf mehrstündiger Fahrt durch die Pußta den hübschen Badeort Saskabánja zu erreichen, eine etlichermaßen kühle Oase mitten in der sommerglühenden Pußta.

Die Sonne stach, der Mittag flimmerte, die Pußta lag ausgebreitet wie ein Meer, aus dem ganze Riesenfelder von Sonnenblumen träumerisch aufblühten, vor uns.

Von der langen, heißen Eisenbahnfahrt hatte sich ein übergroßer Durst bei mir eingestellt. Ich lechzte nach einer Erfrischung, aber weit und breit war keine Stadt, kein Dorf, kein einsames, labespendendes Gasthaus.

Da zeichnete sich in der Entfernung ein gespenstischer Ziehbrunnen vom Himmel ab. Mit riesigem Brunnenschwengel, so wie man ihn auf romantischen Pußtabildern der Lenauzeit öfters abgebildet findet.

Ich sagte mir: jetzt mußt du einmal von dem sagenhaft kalten Wasser der Pußtatiefe kosten, jetzt oder vielleicht nie sonst wieder wird dir diese Gelegenheit geboten!

Wir ließen den Wagen halten. Der Kutscher, in solchen Handgriffen wohl erfahren, ließ den Schöpfeimer in den dunkeln Schlund hinabgleiten und zog ihn an rasselnder Kette langsam wieder empor. Dann reichte er mir von dem unterirdischen Naß in einem Becher dar.

Wahrlich, einen eisigeren Trank köstlichen Wassers kann ich mich nicht entsinnen, jemals getrunken zu haben! Die Oberwelt

war von der Sonnenglut derart versengt, so daß man unwillkürlich meinte, die Hitze der weiten Ungarebene müsse die Erde viele Meter tief ausgedörrt haben.

Aber hier, in dem Höllenbrande der Pußta, einen solchen Labetrank kredenzt zu erhalten, beglückte mich tief und ich mußte, voll Entzückens, an des großen Alexander Petöfi schöne Reimzeilen denken:

„Seht ihr als Gottes Mütze
Die weite Erde an:
So ist mein liebes Ungarn
Der Blumenstrauß daran!"

## 161. Was man auf ungarischen Eisenbahnen erleben kann —

Auf ungarischen Eisenbahnen kann man noch allerhand kleine Wunder erleben:

Sitzt mir da gemächlich eine junge, durchaus anständig gekleidete Dame gegenüber, die, hast du mich gesehen, ihren Rock übers Knie schlägt. —

Ich denke bei mir: Nanu, was will denn die beginnen?

Und siehe da: sie putzt die Nase lustig in ihren Unterrock. —

Dann läßt sie züchtig Rock und Unterrock wieder fallen . . .

Ja, ja, Karl Emil Franzos hat nicht so unrecht: — „Halbasien!"

## 162. Was ein ungarischer Gasthofpförtner über Karlsruhe denkt —

Zu Großwardein, mir der liebsten magyarischen Stadt, die wie ein schneeweißes Schmuckkästlein, gleichsam aus Zucker geformt, unterm tiefblauen Himmel der Pußta, flimmernd im Sonnenglaste, dalag, stieg ich im Gasthaus ab.

Es war just zur Zeit, da kurz zuvor in meiner Heimat Karlsruhe der garstige Hau-Prozeß unter Anteilnahme von sozusagen ganz Europa sich abgespielt hatte.

Im Pförtnergelasse zeichnete ich mich ins Fremdenbuch ein. Der Pförtner — einst Portier, auf ungarisch: Portasch — ein „Grand seigneur" natürlich, blickte dabei mir neugiervoll über die Schulter und las, halb freudigen, halb erschreckten Erstaunens, den Ort meiner Herkunft.

„Warum haben Sie denn so schlecht geurteilt?" rief er etwas gereizt. Erst wußte ich gar nicht, worauf er zielte.

Da nannte er den unseligen Namen: „Hau", der einem damals förmlich nachlief. Ich gab ihm tüchtig heraus und suchte vergeblich ihn eines Bessern zu belehren.

Der Mann blieb bei seiner vorgefaßten Meinung und sprach mit herablassender Gönnerhaftigkeit zur Schar der ihn umstehenden Kellner:

„Karlsruhe, das ist eine Stadt der Professoren; da wohnt in jedem Haus ein Professor." (!)

Ich gestattete mir bei dem hohen Herrn die bescheidene Anfrage, ob er denn schon dort gewesen sei?

„Ja, ich habe mich drei Tage dort aufgehalten."

Nun wußte ich doch, in welch gelehrtem Rufe meine Vaterstadt in den Kreisen magyarischer Gasthofportasche zu stehen die Ehre hat ...

## 163. Kapellmeister Zyköra.

Als ich in Ungarisch-Weißkirchen einst von meinen magyarischen Freunden Abschied nahm, um nach Szegedin weiterzureisen, rief mir noch mein lieber, alter Professor Aurel Bászel am Bahnhof zu:

„Wenn Sie nach Szegedin kommen, dann besuchen Sie meinen lieben Freund, den Kapellmeister Zyköra!"

Auf meinen bescheidenen Einwurf, wo ich in Szegedin den genannten Herrn wohl vorfinden könne?

„Da geh'n Sie nur in den «Propheten», das ist eine Bierhalle dort, da sitzt der Zyköra vom Morgenrot bis zum Abendrot und kneipt!"

Diesen gemütlichen Bierhocker mußte ich mir entschieden ansehen. Und nach gutverschlafener Nacht machte ich mich zu Szegedin schon morgens um 9 Uhr nach dem „Propheten" auf. Ich fand eine riesige, menschenleere Bierhalle mit unzähligen Tischen vor, und, wahrhaftiger Gott, in einer Ecke saßen richtig an einem Tische drei Personen und zechten schon in aller Herrgottsfrühe.

Ich nähere mich ihnen, stelle mich vor und frage, ob ich wohl das Vergnügen habe, mit Herrn Kapellmeister Zyköra zu sprechen.

„Jawohl, der bin ich, und dies ist meine Frau, und dies der Herr Leutnant Diebl."

Ich bestellte nun meine Grüße von Professor Bászel und ward mit Zuvorkommenheit, sogar mit stürmischer Freude bewillkommnet.

Ich bin kein Kneipgenie, und morgens um 9 Uhr ein Glas Bier zu trinken, wäre mir eine Unmöglichkeit. So saß ich denn recht trocken bei der bierfeuchten Morgenzecherrunde.

Herr Zyköra, der trotz seiner Trinkfestigkeit sich durchaus nicht den üblichen Bierbauch angelegt hatte und dem seine Kapellmeisteruniform ganz schmuck stand, machte mir alsbald die Eröffnung: er könne leider nicht viel an jenem Tage zu meiner Unterhaltung

beitragen, da er nachmittags zu einer mehrtägigen „Konzerttournee" mit seiner Militärkapelle in die Pußtastädtchen gehen müsse, jedoch lade er mich dazu ein.

Und ich Tor, der einige Tage früher daheim sein wollte, schlug unbegreiflicherweise diese Einladung ab, die mir eine Fülle steppenursprünglicher Bilder und Erinnerungen fürs ganze Leben geboten hätte. Auch wieder solch ein unfaßbares Jugendversäumnis!

Da sagte er zum Duzfreund und Leutnant — ein solches Verhältnis war nur in Österreich-Ungarn möglich —:

„Diebl, sorg' du heut in meiner Abwesenheit für die Unterhaltung des Herrn Doktors." —

Der Kapellmeister fuhr in die Pußta. Leutnannt Diebl ließ mich freundlicherweise den ganzen Tag nicht mehr los. Da er sich als höchst angenehmer Gesellschafter entpuppte, konnte man sich's schon gefallen lassen . . . Wir schwammen in der Theiß zusammen, speisten im Offizierskasino, wo ich einer Menge von ungarischen Offizieren vorgestellt wurde, die hocherfreut über die Bekanntschaft eines ehemaligen reichsdeutschen Reserveleutnants waren.

Diebl, mein treuer Szegediner Gefährte, ließ mich keine Minute mehr allein, brachte mich abends zur Bahn nach Budapest und verehrte mir zum Abschied sogar noch ein hübsches Bleistiftspitzmesser, das ich noch zum Andenken an jenen Reisetag in Ehren halte . . .

## 164. Die Romantik von Munkács.

Wer kennt nicht Wilhelm Müllers, des „Griechenmüllers", herrliches Gedicht, das da mit den Versen anhebt:

„Alexander Ypsilanti saß auf Munkács' hohem Turm,
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm"?

In älteren Zeiten stand dies Gedicht in allen Schulbüchern und den deutschen Jungen war Alexander Ypsilantis Namen völlig vertraut, wie der irgendeines andern Helden.

Die Ypsilanti-Romantik steckte mir gleichfalls seit Schulzeiten im Blute — es ist etwas Merkwürdiges mit solcher Romantik — und begleitete mich durch das ganze Leben mit leise schwingenden Untertönen, und da ich schon als starker Fünfziger auf einer Ostfahrt aus Galizien über die Karpaten ins nördliche Ungarn herabstieg und Munkács (sprich: Munkátsch) an meinem Wege lag, brachte ich es nicht über mich, ich mußte Halt machen, ich mußte die Stätte schauen, wo jener berühmte Griechenheld Alexander Ypsilanti dereinst auf Metternichs Befehl von 1821—1823 im Kerker schmachtete.

An einem glühheißen Sommerspätnachmittage hielt mein Zug in Munkács und ich stieg voll romantischer Sehnsucht und starker Erwartung aus.

Die kleinen, ungarischen Städtchen ähneln einander sehr, und ohne Stadtplan, den es gewöhnlich nicht gibt, sich zurechtzufinden, ist für einen Fremden keine Kleinigkeit. So stand ich und wußte nicht, wohin ich mich vom Bahnhofe wenden sollte.

Da kam ein junger, schlanker, hochgewachsener Israelite, der meine Verlegenheit gewahrt haben mochte, auf mich zu, in langem, dunklem Kaftan, mit sorgfältig gedrechselten Baises, d. h. haarfettstarrenden, lang herabhängenden Stirnlocken und in turmhohem Zylinderschlot, und bot sich freundlich an, mir irgendwohin den Weg weisen zu wollen. Als ich ihm den Namen meines Gasthofes, des einzigen in dem gottverlassenen Neste, der im Reiseführer verzeichnet war, genannt hatte, versicherte er mir, sowieso den gleichen Weg zu haben, und ich hielt sein Anerbieten in göttlicher Harmlosigkeit für eine selbstlose, rein menschlich selbstverständliche Gefälligkeit.

Eine Sonnenseite der jüdischen Bevölkerung jener Ostländer ist ihre Kenntnis der deutschen Sprache.

An der Gasthofpforte wollte ich ihm schon dankend die Hand für das mir gebrachte Opfer eines kleinen Umwegs reichen, als er mir seine überaus gelenkige und geschmeidig abwärtsgebogene Rechte hinstreckte und mir in drollig-jiddischer Mundart schnarrend entgegenrief: „Kost't zwanzig Kra—izer!" Schnell zog ich, eines Bessern belehrt, meine Hand zurück und legte den erheischten Lohn in ungarischer Münze lächelnd auf seine etwas schmierige Handfläche . . .

Abgesehen von rühmlichen Gasthäusern in größeren Städten und den unvergleichlichen Kaffeehäusern Ungarns, wo man, ohne etwas zu genießen, ausruhend die Zeitung lesen kann und vom Kellner zur Erfrischung obendrein zwei kalt angelaufene Gläser köstlichen Trinkwassers ohne Entgelt vorgesetzt bekommt, herrscht in Gasthöfen kleiner Orte noch vielfach „Halbasien"; zum mindesten ist das Handtuch spottherausfordernd durchlöchert oder der Zimmerschlüssel fehlt oder die Schrankschlösser sind ausgeleiert oder die Tapete hängt in Fetzen über das Bett herunter.

Die Krone solcher Herbergsgelegenheit war aber doch meine Gaststätte zu Munkács! Durch ein zerfallenes Tor betrat man einen großen, rechteckigen Hof, der von schlanksäuligen Arkaden umgeben war, unter denen die Gaststuben lagen. Der Hof war derart mit wahren Bergen von unerhörtem Unrat und Unflat angefüllt, über die am hellichten Tage die Ratten in Schwärmen hin und her

huschten, so daß mir förmlich der Mut sank, hier zu nächtigen. Aber ich mußte bleiben — es ging kein Zug mehr weiter.

Ich ließ mir todesverachtungsvoll ein Zimmer geben; nur eine Treppenstufe schied mich von dem Hofe, diesem Ort aller Schauder, von dessen Schrecken ich heute noch zuweilen träume. Um jedoch diesem Gasthaus, eigentlich richtiger, diesem halben Trümmerhaufen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich rühmen: die Bettwäsche war von blendend tadelloser Reinheit. Außer der blanken Wäsche war das kalte, schmackhafte Bier des Hauses rückhaltlos zu loben!

Aber, aber, in der Türe meines ungastlichen Gemaches klafften handgroße Löcher, so daß ich vor Schlafengehen mit größter Selbstüberwindung die ekelhaft schmierigen, uralten Bodenteppiche und Bettvorlagen zusammenrollte und sie durch die mächtigen Spalten stopfte — sie mochten, von außen gesehen, wie Kanonenrohre hervorgeguckt haben — aus Sorge, die fürchterlichen, zahllosen Ratten könnten ins Zimmer eindringen und zur Nachtzeit über Bett und Gesicht mir spazieren . . .

Kaum eingestallt, eilte ich, um noch vor Sonnenuntergang durch Maisfelder außerhalb des Städtchens nach der ehemaligen Kaserne zu gelangen, wo der Veranlasser meines schreckhaften Munkácser Aufenthaltes, eben jener dichterbesungene Alexander Ypsilanti, vor bald neunzig Jahren in der Haft saß. Der nicht gerade sehr zwinger- oder kerkerhafte Bau wurde jedoch gerade umgebaut oder erneuert und war abgesperrt. Kein Mensch war weit und breit zu sehen, der mir Red' und Antwort hätte stehen können, so daß ich nicht bis zur Zelle des edeln Hellenen gelangen konnte und mich mit dem Anblick der äußeren Umrisse zufrieden geben mußte.

Aber froh war ich doch, als die Nacht ohne Rattenbesuch vorüber war und die frühmorgendliche Erlösungsstunde schlug, die mich mit der Eisenbahn glücklich ein Stück weiter ins Ungarland beförderte. Und ich tat in meinem Herzen den schrecklichen Schwur: die Wallfahrt nach Munkács solle gewiß die letzte, der Romantik zu Ehren unternommene Fahrt meines Lebens gewesen sein!

## 165. Eine Schenke im Kaiserpalast.

Die ganze Stadt Spalato — wie der stolze, römische, noch an Palatium, Kaiserpalast, Kaiserpfalz gemahnende Name durch viele Jahrhunderte hieß und erst unlängst in das jugoslawische „Split" umgewandelt wurde — die ganze Stadt Spalato ist in die Umfassungsmauer des uralten Palastes des christenverfolgenden Kaisers Diokletian eingebaut.

Merkwürdigeres, baulich Überwältigenderes gibt es gewiß nicht leicht wieder. Die Mauern des alten Kaiserpalastes lagen meinem Gasthauszimmerfenster so nahe benachbart, daß ich, über ein schmales Gäßchen hinüber, sie fast mit ausgestreckter Spazierstockspitze betasten konnte.

Ein abenteuerliches Gewirr und Gewinkel von angenehm kühlen Gassen und Gäßchen, zumal an heißen Sommertagen, unterbrochen von Säulen, Tempeltrümmern, Resten von Bädern, Gewölben, Portiken, füllt die Altstadt von Spalato . . .

In einer dieser dunkeln, engen, volksbelebten Gassen klafft düster eine große Weinhöhle, d. h. ein finsterer, aber wohltuend kühler Raum, wo die Eingeborenen ihren Weindurst zu löschen pflegen.

Je düsterer, unscheinbarer, kläglicher im Süden die Kellereien der Schankwirtschaften von außen sind, um so süffiger, edler, unverfälschter sind die Weine, die drinnen verzapft werden. Dies ist eine altbekannte, goldene Regel.

Die Besitzerin dieser Weinhöhle ist die biedere Schankwirtin Giovanna Aglič (sprich: Aglitsch), — ein seltsamer, aus italienischen und jugoslawischen Bestandteilen gemischter Namen. Italienisch konnte man sich gut mit ihr verständigen, wie mit allen Dalmatinern überhaupt.

Drei Riesenfässer, eines mit leichtem — er ist noch immer schwer genug — eines mit mittelschwerem und eines mit tintenschwarzem, ganz schwerem Weine gefüllt, stehen im Hintergrunde des zum Zechen einladenden Raumes.

In dichten Reihen, auf langen Bänken, sitzen in ihren kleidsamen, theaterhaften Landestrachten, fezbekrönt, die Volksgenossen mit ihren treuherzigen Gesichtern und lassen sich die unverfälschten, spottbilligen Getränke ihres sonnigen Vaterlandes königlich munden.

Der allerbeste der Dalmatiner Weine dünkt mich der Opolo zu sein, der, wenn überhaupt möglich, nur etwa vom Platina droben in Bosnien an Süffigkeit und Güte noch überboten wird.

Hinter diesen beiden Königen unter den Weinen scheinen mir die besten edelsten Sorten der französischen und italischen Weine bescheiden zurücktreten zu müssen . . .

## 166. Athen in Bern.

Im oftbesuchten Bern ward mir ein Begegnis von selten erlebter Schönheit im Norden:

Da tummelte sich auf einer Wiese dicht an der wildschäumenden

Aare, von Sonnenschein beglänzt, eine Schar diskuswerfender Schweizer Jünglinge.

Die geschmeidigen Gestalten, völlig entblößten Oberkörpers, mit sehnigen Armen die schweren Metallscheiben erstaunlich weit schleudernd, gaben ein Bild, wie man es im alten Athen am Ilissos nicht leuchtender hätte schauen können . . .

## 167. Der geschnitzte Christbaum.

Mitten in den traurigen Wintertagen der deutschen Inflationsungeheuerlichkeit und des deutschen Banknotendruckschwindels erfreuten mich, wie himmlische Boten gesendet, einladende Rufe zu Freunden in die Schweiz, nach Basel und nach Locarno am Langensee.

Dort, zu Locarno, wohnte seit der Wende dieses Jahrhunderts eine Freundin von mir aus jungen Jahren, die weithin bekannte und geschätzte Porträtmalerin Klara Wagner-Grosch, damals leider schon als Witwe des ebenso hochgehaltenen Schweizer Kunstmalers Jakob Wagner.

. . .

Eines Tages — es dämmerte schon am frühen, locarnesischen Jännernachmittage — rief Frau Klara mit dem ihr eigenen, schönen Hochschwung erhobener Stimme:

„Diesen Abend besuchen wir den mir befreundeten Bildhauer und Bildschnitzer Schwerzmann; der muß Ihnen etwas von ihm selbst Geschaffenes zeigen, was Sie vermutlich so oder in ähnlicher Form noch nirgends geschaut haben. Es ist zu merkwürdig und eigenartig."

Die Freundin verstand es, mit derlei Redewendungen meine Neugier oder, edler, Wißgier auf die Folter zu spannen.

Der befreundete Bildschnitzkünstler wohnte in dem Stadtteil Minusio, etwas außerhalb des Weichbilds von Locarno.

Dort angelangt, forderte Frau Klara den noch in kräftigen Jahren stehenden Meister auf, mir sein neuestes Werk weisen zu wollen, da ich für alles Ursprüngliche und Eigengeartete eine besondere Vorliebe hege.

Da brachte er eine kleine, gelbliche Holzkiste herbei, klappte den Deckel auf, entnahm der Tiefe, Stück um Stück, holzgeschnitzte Gebilde, die er, Glied um Glied, kunstgerecht ineinanderfügte und aufbaute, und siehe da: nach wenig Minuten war der geheimnisvollen Kiste der schönste, holzgeschnitzte Weihnachtsbaum, ein wahrhaftiger, hölzerner Christbaum entstiegen!

Lichter wurden an den geschnitzten Ästen gezündet, und wir feierten, obwohl der Christabend schon zeitlich einen Monat dahinterlag, im Geiste den schönsten Weihnachtsabend zusammen.

Freilich, die grüne Tannenfarbe fehlte. Der Baum erglänzte in gelblich-rötlichem Schimmer, und, für gewöhnlich tauschte ich ihn doch nicht gegen einen harzduftenden, waldgewachsenen Nadelbaum; aber etwas Überraschenderes, Eigenartigeres und Urchigeres ließ sich nicht denken und machte dem Hervorbringer solchen Werkes alle Ehre.

Dann rüstete und werkte die geschickte Schöpferhand des Künstlers den Christbaum wieder ab. Stück für Stück wurde wiederum in der kleinen Kiste sorgfältig eingesargt; die einzelnen Holzstücke gingen klein zusammen und nach wenigen Augenblicken war die leuchtende Herrlichkeit verschwunden und begraben.

Auch noch andere Werke, die der bedeutende Künstler in seiner Werkstatt uns zeigte, gaben ein Bild seines außerordentlichen, urwüchsigen Schaffens und Könnens.

Unter dem flimmernden, glitzrigen Gefunkel des südlichen Sternhimmels ging es in strahlend eisiger Winternacht wieder heimwärts . . .

## 168. Verschieden geartete Kinder.

Zwei schwitzende Schifferbuben ruderten mich von Rapperswyl nach der Insel Ufnau hinüber, wo ich den Friedhof besuchen wollte, der einst Huttens jetzt verschollene Grabstätte beschloß.

Ich fragte die Jungen, was sie am liebsten in der Schule lernten? Beide riefen rauhkehlig wie aus einem Munde: „Reachnen!" Altklug fügte der eine hinzu: „Reachnen isch nötiger als singen; singen nützt gar nüt!"

So derbwirklich dachte die Schweizer Jugend an der Schwelle des 20. Jahrhunderts . . .

* * *

Da empfand jenes deutsche Kind kindlicher, das, bei der Heimkehr aus der Schweiz befragt, was es denn Schönes und Großes an Bergen und Seen dort gesehen und was ihm am besten gefallen habe, beseligt erwiderte: „E Vögele!" . . .

## 169. Originale aus Aarau.

In Aarau stieg ich von Zschokkes altem Berggarten, der „Blumenhalde", zu einer Aussichtshöhe hinan.

Ich lüftete, mir den Schweiß zu wischen, etwas den Hut, was aussehen mochte, als grüße ich die herrliche Landschaft mit der Aare drunten — denn im selben Augenblicke trat ein alter Mann auf

mich zu: „Ja, nicht wahr, vor der Natur kann man schon den Hut abziehen", um in Stegreifreimen fortzufahren:

„Natur, das ist die wahre Kunst,
Alles andere ist nur Dunst;
Die Menschen können nichts Höheres schaffen,
Sie müssen der Natur alles abgaffen!" —

Er stellte sich mir als den 76jährigen Johannes Friedrich Klingelfuß vor, und als ich ihm gestand, daß er mit seinen Reimen an den richtigen Mann geraten sei, indem ich selber nicht wenige Versbücher schon verfaßt habe, da lud er mich in seinen benachbarten Garten ein, pflückte mir seine schönste Rose vom Strauch und erzählte viel köstliche Schnurren.

So sei einmal, plauderte er behaglich, ein etwas zweifelhaftes Dämchen nach Aarau gekommen und habe sich am Bahnhof an einen Dienstmann mit der Bitte gewendet, er möchte sie doch einem „alleinstehenden Herren" zuführen! Der Angeredete, ein um seines Witzes willen stadtbekanntes „Original", habe das Nixchen vor das Standbild Zschokkes geführt: „Hier ist ein alleinstehender Herr!!" —

Im alten biedern Klingelfuß, der unablässig mit Stegreifversfüßen klingelte, und mit dem mich ein drolliges Geschick zusammengeführt hatte, schien ich selber eines der größten Aarauer „Originale" gefunden zu haben . . .

## 170. „Herr Viola! Herr Viola!"

Es war noch stockdunkel im Posthof am Septembermorgen; nur an fernen Bergwänden leuchtete es blitzartig auf wie erste Dämmerung, als wir mit dem Postwagen Chur zur Splügenfahrt verlassen wollten.

Fast alle Mitreisenden hatten ihre Sitzplätze bereits eingenommen, nur ganz wenige standen noch erwartungsvoll um den Wagen da. Der „kontrolierende" Postbeamte, der vor Postwagenabgang die Namen der Reisegefährten verlas, rief einige Male vergeblich:

„Herr Viola! Herr Viola!", wodurch ich mich aber natürlich nicht im geringsten getroffen fühlte.

Da kam er schließlich auf mich zu und fragte: „Herr Viola! Sie haben doch Banketta? Bitte, zeigen Sie Ihr Billett!"

Ich wies es ihm; es stimmte alles, und so schwang ich mich hinten auf den obern, aussichtsvollen Banketta (Bänkchen)-Sitz am Postwagen hinauf.

Der Postbeamte mußte tags zuvor meine Besuchskarte beim Abschreiben in sein „Kontrolbuch" stark veritalienert und meinen ur-

deutschen Namen „Vierordt", der Italienern und Halbitalienern immer so viel Schwierigkeit und Kopfzerbrechen machte, in ein seinen Ohren melodischer klingendes „Viola" verwandelt haben. —

Dieser Reisefahrtag „Herrn Violas" über die starren, winddurchbrausten Steinwüsten des Splügens hinunter in die Gefilde der herbstwarmen, traubenschwellenden Lombardei war einer der herrlichsten, erinnerungverklärtesten Tage meines ganzen, langen Reiselebens.

Selig mag sich der preisen, der noch mit den altmodischen Postgäulen, und nicht mit den modernen Autobussen, über die Alpenpässe fahren durfte!

## 171. Das Dornröschenschlößchen bei Vaduz.

Das glückliche, weltabseits gelegene, ganz österreichisch angestrichene Fürstentum Liechtenstein, dessen Beherrscher stets in Wien lebte und nur selten sein Riesenreich eines persönlichen Betretens würdigte, wurde bekanntlich bei der Gründung des neuen deutschen Kaiserreiches völlig vergessen.

Seitdem sind seine glücklichen Bewohner militärfrei gewesen, und da der reiche Fürst für alle Ausgaben seines Landes selber aufkam, zugleich auch ein abgabefrei-seliges Ländchen! —

Der Schloßwächter im alten, trotzigen Bergschlosse Vaduz sagte mir: wenn je der Fürst einmal herkomme, so wohne er in einem wahrhaft wunderbaren Dornröschenschlosse, mitten in prächtiger Buchenwaldwildnis zauberisch gelegen; und „nur zwei Büchsenschuß weit" sei es bis dorthin.

Abenteuerlustig, wie ich bin, stieg ich über saftige Wiesen hinan, bahnte mir den Weg quer durch das dichte Gesträuch der großartigen Buchenwildnis, und fand in Waldesmitten ein von Rosensträuchern umwuchertes, einzigschönes, verwildertes Schlößchen, ein Mittelstück zwischen florentinischem Burghaus und galerienluftigem Schweizerhaus, mit gotischen Türen und reizenden Lauben daran. Es schien ganz verlassen, da sein Schloßherr kaum jemals naht.

Halb offen stand eine Tür und zwei riesige, ungeschlachte Siebenmeilenrohrstiefel lagerten, wie der Völkerwanderung entstammend, davor, so daß ich mich plötzlich in eine ganz unsagbare Märchenstimmung versetzt fühlte.

Ich pochte zaghaft an die Pforte — und eine dumpfe Menschenfresserstimme rief unheimlich im Gebäude drinnen: „Wer klopft da?"

Da war ich nun völlig ins Märchen verzückt und an das Knusperhäuschen der Frau Holle entrückt.

Dann schlürfte es herbei: ein alter, fürstlicher Leibjäger, die richtige Sagengestalt, erschien unter der rosenumsponnenen Haustüre, augenscheinlich der verzauberte Besitzer jener riesenhaften Siebenmeilenstiefel.

Wir plauderten nunmehr über alles mögliche fürstlich Liechtensteinische und schieden als völlig märchenentzauberte, gute Freunde...

## 172. Spenser Wilkinson.

Ein Jahr vor dem wahnsinnigen Weltkriege fuhr ich im Gesellschaftsauto von Aosta in Piemont auf den Großen Sankt Bernhard hinauf.

Neben mir im vollbesetzten Wagen saß ein Engländer, schon in vorgerückten Jahren. Dieser Mann sprach ein so vorzügliches Deutsch, wie ich es nie von einem Ausländer gehört habe. Ja, er meisterte derart unsere Muttersprache, daß er, offenbar im höchsten Grade wortschöpferisch veranlagt, geradezu neue Wortbildungen schuf, die Hand und Fuß hatten und in steigendem Maße meine Bewunderung weckten.

Da wir, wie es schien, gegenseitig aneinander Gefallen fanden, beschlossen wir, das Mittagsmahl auf dem Großen St. Bernhard gemeinsam einzunehmen, und am Nachmittag, um vom Postwagen nach Martigny hinunter unabhängig zu sein, ebenso gemeinsam einen Einspänner zu mieten.

In Aosta hatten wir morgens Wärme, fast Hitze, gehabt; auf dem St. Bernhard pfiff Eiswind über die Schneefelder.

Wir unterhielten uns über deutsche Literatur und tauschten schließlich unsere Besuchskarten aus; er hieß Spenser Wilkinson und war Professor an der Hochschule zu Oxford. Er lehre, wie er mir sagte, Deutsch und Griechisch, und sei beider Sprachen gleich mächtig. Ich gestand ihm, daß ich niemals einen Nichtdeutschen getroffen, der das Deutsche in solch erstaunenswertem Maße beherrscht habe. Was ihn sichtlich erfreute.

Er fahre jedes Jahr nach Deutschland, berichtete er, um Land und Leute zu studieren und glaube selber, daß es nicht viele Briten gebe, die, so wie er, Deutschland kennten und liebten.

Aus den Eiswüsten des Großen St. Bernhard brachte uns ein leichtes Gefährt hinab in die Gluthölle des hochsommerlichen Rhonetals, wo wir uns nach herzlichem Abschiede trennten.

— Kurz darnach bekam mein Neffe, Otto Schellenberg, eine Stellung als Lektor des Deutschen an der Oxforder Hochschule. Er suchte mit einem Gruß von mir meinen Reisegefährten auf und

schrieb mir: Spenser Wilkinson erinnere sich meiner mit der gleichen Freude, wie ich mich seiner entsänne . . .

Nun brach der Krieg aus. In der ersten Zeit brachten die deutschen Zeitungen mehrfach Berichte aus England über deutsche Zustände und Verhältnisse. Und siehe, da hieß es: Spenser Wilkinson sagt dies und sagt jenes von Deutschland und den Deutschen. Und das, was Spenser Wilkinson sagte, war stets das Einzige, was vollrichtig der Wahrheit über Deutschland entsprach, denn er kannte genau sein geliebtes Deutschland, wie wohl kein zweiter Mensch in England. Thomas Carlyle hätte seine Freude daran gehabt . . .

## 173. Das Abenteuer auf der Staffelalp.

Schon lange war es mein Wunsch, Zermatt und das abenteuerlich geformte Matterhorn zu sehen. Dieser Bergriese, der wie das Horn eines ungeheuern Nashorns gen Himmel stößt, machte mir einen überwältigenden, fast niederschmetternden Eindruck. Sein Anblick hat etwas Atembeklemmendes, Erdrückendes.

Um ihm näher zu kommen, mietete ich mir ein Pferd im Gasthaus. Der Wirt gab mir einen, wie er meinte, sicheren, erprobten, wenn auch noch knabenhaften Führer mit.

Auf unglaublich steilem, schmutzigem Weg — es war Ende Juni und noch lasteten ungeheuerliche Schneemassen allenthalben — ritt ich zum Schwarzseehotel hinan. Ganze Sumpfbrocken hängten sich unterwegs an meine Hosen. Das Schwarzseehotel, mein Ziel, war noch nicht geöffnet. Dort befindet man sich wie auf einem Aussichtsturm inmitten der großartigen Eiswelt. In nächster Nähe schaut man die Dent blanche, das Kleine Matterhorn, den Schneekoloß des Monte Rosa, sowie unzählige Zacken, Zinken, Gletscher, Moränen und was alles zu schneekönigsichen Hochgebirgsausrüstungsstücken sonst noch gehört. In göttlicher Klarheit, wie mit Händen greifbar, glüht und glitzert alles rundum . . .

Mein jugendlicher Führer führte mich jedoch auf unerhörte Steige. Wir sahen stets in der Ferne das Schwarzseehotel, kamen ihm aber doch um keinen Schritt näher; denn — o wehe! — er hatte mich in seiner Wegunkenntnis auf die Staffelalp irre geführt — ein richtiger Irre-Führer!

Da plötzlich, in einem vom Matterhorn schauerlich überragten, von Eis und Schnee wie überzuckerten Felsenzirkus, mitten in einem Wirrsal von Gebirgsklüften, Sümpfen, Gletscherbächen und Schneeschwunden, begann mein Pferd zu sinken! und sank und sank, bis der Schnee zu den Hüften des Reiters reichte und nur noch

der halbe Kopf des Gaules mit gespitzten, rückgelegten Ohren aus dem weißen Meere der Schneewelt hervorguckte. —

Ich dachte nicht anders, als: jetzt tauchst du in die Felsspalte hinab und stirbst einen Erstickungstod drunten im Abgrund! . . . Das Tier war aber nur in der Schneemulde langsam in die Knie gebrochen und hatte die Wegsteuer verloren.

Der Pferdejunge schrie laut auf vor Entsetzen, als er Roß und Reiter vor seinen Augen in die Schneetiefe hinunter sinken sah. Das brave Pferd aber arbeitete sich mit überpferdlicher Mühe krampfhaft wieder empor und ich verlor alsgemach meinen Todesschrecken.

Der gewissenlose Bube bat mich fußfällig und die Hände verzweifelt ringend: ich möchte dem Wirte ja nichts davon sagen, daß er „sich vergangen, ja, daß er selber heute zum ersten Male als «Führer» diesen Weg nach dem Schwarzseehotel gemacht habe"!

Ich putzte den Kerl gehörig herunter, nicht nur, weil er den Reisenden in Lebensgefahr gebracht, sondern auch das treffliche, schöne Pferd zum mindesten in die Möglichkeit des Fußbruches versetzt habe. Dafür habe er redlich eine Tracht Prügel verdient!

Als ich erschöpft eine kurze Zeit vom geretteten Gaul abgestiegen war, tätschelte der Junge mich weinend an der Schulter und bat, jämmerlich flehend: „Verzeihen, o verzeihen Sie mir doch, min Här; iech bin jo nur ein aarmer Buabe!"

Ich war schwach und gutmütig genug, um das Kerlchen nicht um sein bißchen armseliges Brot zu bringen, ihm zu versprechen, über alles Stillschweigen bewahren zu wollen. Und dieses Versprechen habe ich ihm auch gehalten — vielleicht zum Schaden meiner Reisenachfolger.

## 174. Korsische Drittelskultur.

Den Korsen merkt man auf Schritt und Tritt die Halbwildheit an, besonders an der Unkultur der Unduldsamkeit, mit der man vielfach behandelt, zumal auf den Straßen unverschämt belacht wird.

So machen es leicht alle Hinterwäldlervölker, die niemals aus ihren Mauern und Wänden herauskommen, deshalb ihre Gepflogenheiten, Trachten und Sitten für die einzigrichtigen, allgemeingültigen halten.

Bald fallen ihnen die aufgekrempelten Hosen des Fremden, bald der ungewohnt-fremdartige Mantelschnitt eines Reisenden unangenehm auf.

Ähnlich soll es vielfach in Spanien sein, dessen Inneres ich leider

nicht kenne, an dessen Grenze zu San Sebastian ich nur einmal genippt habe.

Der einst vergötterte, dann völlig, und sehr zu Unrecht, in die Versenkung der Vergessenheit gefallene Maler Ferdinand Keller, jedenfalls einer der größten Zeichner und Koloristen des 19. Jahrhunderts, erzählte mir vor langen Jahren, er sei mit Frau und Schwägerin durch Spanien gereist. Da seien die Damen, ihrer deutschen Mode halber, derart vom Pöbel verspottet und verlästert worden, daß sie nicht mehr den Gasthof zu verlassen gewagt und fluchtartig die spanische Grenze zu erreichen gesucht haben.

Auch von einer andern Alt-Karlsruherin weiß ich, daß sie nebst der sie begleitenden Dame, um ihrer ungewohnten Hutform willen, vom Madrider Gassengesindel sogar angespieen wurden!

An solchen kleinen Kennzeichen erkennt man so recht, wie tief der Korse, gleichwie der Spanier, unter der mehrtausendjährigen Kultur der Italiener stehen.

## 175. Korsische Geschichtskunde.

In einer winkeligen Gasse von Ajaccio befragte ich einen Soldaten nach Napoleons Geburtshaus.

Er sah mich starr an, als habe ich den Weg zum Südpol von ihm begehrt.

Ich wiederholte ihm aufs deutlichste den Namen: „Napoleon Bonaparte."

Er schüttelte den Kopf; der Name war, wie er mir gestand, aus meinem Munde zum erstenmal an sein Ohr gedrungen! . . .

Tief ergriffen aber hat mich im Dome die einfach großartige Grabschrift der Kaisermutter Lätitia: Mater regum . . . Und nicht weniger das Reiterstandbild Napoleons, in antikem Gewande, umgeben von seinen vier Brüdern, die, zu Fuße, gleichsam eilenden Schrittes dem Meere zustreben, um jenseits der Salzflut ihre Königskronen zu erraffen . . .

## 176. Chapeau, chapeau, chapeau!

Zu Ajaccio auf Korsika saß ich im Theater St. Gabriel, wo „La porteuse de pain" gegeben ward und hatte, vergeßlicherweise, meinen Hut aufbehalten.

Mein Platz war in der allerersten Sperrsitzreihe, so daß ich die gesamten Zuschauer im Rücken hatte.

Plötzlich erhob sich eine Stimme: „Chapeau!" Die Stimmen mehrten sich und schwollen sturmgleich an, bis die ganze, raum-

füllende Menschenmasse, zorniger werdend: „Chapeau, chapeau, chapeau!“ schrie.

Ich unschuldvolles Lämmlein hatte keine Ahnung, daß der Sturm des Unwillens mir gelte, bis mich ein Nachbar sachte berührte und mich auf mein Versehen aufmerksam machte.

Blitzschnell riß ich den Unglückshut vom Kopfe herunter und der Orkan war beschwichtigt.

## 177. Am Davoustdenkmal in Auxerre.

Unter den 152 französischen Städten, worin ich mich auf meinen neun großen Reisen durch Frankreich länger oder kürzer aufgehalten habe, steht mir auch die gemütliche Provinzstadt Auxerre in netter Erinnerung.

Dort ist einem einst vielgenannten und in Deutschland vielgehaßten Sohne der Stadt ein Erzbild errichtet: dem napoleonischen Marschall Davoust, dem Schinder, Blutsauger und Übeltäter der Hansastadt Hamburg. Dort, an der Elbe, hat er sich für alle Zeiten ein Denkmal unauslöschlichen Hasses gesetzt, dauernder vielleicht als das Erzbild zu Auxerre.

Davoust war der Napoleon vielleicht am blindesten ergebene Satrap, der auf Befehl seines Herrn, ohne mit der Wimper zu zucken, die Welt in die Luft gesprengt hätte, der Mann, auf den der Kaiser sich unbedingt verlassen konnte, und der infolgedessen gerade gegen die unglückliche, norddeutsche Hafenstadt von Napoleon auf diesen vorgeschobenen, gefährdeten Posten an die richtige Stelle gestellt worden war; denn da bedurfte es eines eiskalten, herzlosen Werkzeugs . . .

Sonst wird Davoust als ein gerechter, uneigennütziger, sich selbst in keinerlei Weise bereichernder Offizier des kaiserlichen Heeres geschildert, was damals eine große Seltenheit war.

Am Sockel jenes Denkmals prangen die Namen der Schlachten, in denen der Marschall gefochten, ja, vielleicht den Ausschlag des Sieges gegeben hatte. Da liest man von der Schlacht bei den Pyramiden, von Aboukir, von Heliopolis, von Austerlitz — aber merkwürdigerweise zugleich von der, wenigstens deutschen Geschichtskennern, herzlich unbekannten „Schlacht von Offembourg“ (Offenburg!)! Jedenfalls scheint, und es ist dies echt französisch, ein unbedeutendes, nichtssagendes Scharmützel bei der Kinzigstadt zur großen Waffenhandlung aufgebauscht worden zu sein.

## 178. Halévy's „Jüdin“ zu Nîmes.

Im südfranzösischen, provenzalischen Nîmes wollte ich mir den

Genuß einer Operndarstellung leisten und begab mich zur festgesetzten Stunde nach dem Theater.

Es ist ein schönes, großes, im Tempelstil erbautes Haus, heißt sogar Grand théatre de Nîmes.

Das Orchester spielte flott. Aber welche Hörerschaft! Wer von den Provenzalen wollte, behielt ruhig den Hut auf und jeder spuckte nach Herzenslust auf den Boden!

Der „Kardinal" im Stück hatte eine schöne Baßstimme; auch die Heldin ward ihrer Rolle vollauf gerecht. Der arme „Eleazar" jedoch sang in den höheren Lagen einmal stark daneben — sofort begannen die grausamen, wenig zartfühlenden Zuhörer derart zu toben und zu johlen und, in der Fistel zwitschernd, den bedauernswürdigen Sangeskünstler zu verhöhnen, daß er, wie ein Schlachtopfer auf den Brettern stehend, einen von Herzen dauern konnte!

Die Kostüme waren schön und zeitgetreu. Kläglich aber war der Einzug des deutschen Kaisers Sigismund in Konstanz dargestellt, von ein paar elenden Männchen gespielt, die lächerlich oft wieder auftraten, um sich von neuem zu zeigen und den Eindruck riesiger Zugeslänge hervorzubringen.

Das Roß des Kardinals, ein Schimmel, der beim Anlaß des kaiserlichen Einzuges auf die Bühne kommt, war offenbar zu jung oder des Lichtes ungewohnt, kurz, er scheute derart, daß er um ein Haar zwei Kulissen, die sich elend auf den Schauplatz der Handlung herabneigten, umgerissen hätte und in ganz Konstanz ein heftiges, im Texte durchaus nicht vorgeschriebenes Erdbeben verursachte.

Es dauerte geraume Zeit, bis der Gaul sich wieder beruhigt hatte und die halbschiefen, baufälligen Kulissen wieder in ihre richtige Lage gebracht werden konnten, wodurch die ganze Veranstaltung in ein lustiges Stocken geriet . . .

## 179. Der Gassenzahnarzt von Nîmes.

Eben wollte ich in den Grand Temple Protestant gehen, um einem französisch-reformierten Gottesdienste beizuwohnen.

Unmittelbar vor der Kirche scholl schmetternde Blechmusik; ein Volkshaufen umwogte bunt einen Wagen.

In frisch angemalter, gelb und blau gelackter, abenteuerlich aufgeputzter, omnibusähnlicher Kutsche mit vergoldeten Laternen war ein Quacksalber, ein Wanderzahnarzt, angefahren. Auf dem Wagendache hockten drei Musikanten mit Trompeten und Posaunen, und schmetterten unaufhörlich drein, um die Schmerzenslaute der Opfer des Marktschreiers zu übertönen!

Wer wünschte, konnte sich hier in höchst gemütlicher Öffentlichkeit seiner Zähne berauben lassen.

Über dem Kutschenbocke war ein ungeheurer, roter Sonnenschirm ausgespannt, worunter die zahnärztlichen Eingriffe statthatten.

Köstlich und nachachtenswert war, daß dieser, sein Geschäft wissenschaftlich betreibende Straßenzahnbrecher zuerst am Kiefer eines ekelhaften, schmutzigen, noch von eingetrockneten Fleischfetzen behangenen Totenschädels vor Augen führte, was er dann am lebendigen Gegenstande vorzunehmen beabsichtigte.

Mit beneidenswerter Lunge pries der Wundermann seine Waren an; hatte er einen Augenblick mit Redegeprotz und Armgefuchtel innegehalten, fiel die Musik jedesmal mit rauschendem Tusch ein, um die Hörer immerfort in Spannung zu wiegen und zu betäuben. Sein Geschäft ging glänzend.

Die Sonne schien in die weit aufgesperrten Mäuler der Zahnleidenden, und der Zahnheilmann schwang siegerhaft die ausgerauften Zähne, wie ein Indianer sein erbeutetes Skalp, hoch in Lüften.

Das Ganze glich auf und nieder dem Schauplatz der Darstellung einer lustigen Singbühne . . .

## 180. Im Grand temple Protestant zu Nîmes.

Im stattlichen Bethause der Reformierten zu Nîmes stand an Stelle des Altars, höchst nüchtern, ein großer — Schreibtisch mit Kirchenbuch, Schreibzeug und vielen Psalm- und Gesangbüchern, die verteilt und wieder eingesammelt wurden.

Die ganze Örtlichkeit machte mehr den Eindruck einer Notarskanzlei denn der eines feierlichen Gotteshauses.

Über dem Schreibtische hing die mächtig große Kanzel, worauf ein bequemer Lehnstuhl stand.

Um halb elf Uhr sei „Sermon" (Predigt), sagte mir der Kirchendiener. Und schon füllte sich das Haus ansehnlich.

Nach kurzem Orgelvorspiel bestieg ein wohlbeleibter, greiser Pfarrherr mit langem weißem „Kotelett"-Bart die Kanzel, ließ sich behaglich in den Großvaterstuhl nieder, räusperte sich, putzte mit Selbstgefühl die Nase und spuckte viermal auf den Boden der Kanzel — ein Brauch, der in Deutschland noch fehlt.

Als die geistliche Musik aufhörte, erhob er sich schwerfällig pustend, sprach ein kurzes Gebet und drückte hinter sich auf den Knopf einer elektrischen Klingel, deren Silberton man alsbad auf der Emporbühne vernahm, worauf die Orgel wieder zu spielen anhub und der Geistliche von seiner Mühewaltung erschöpft in den Kanzelsorgen-

stuhl zurücksank, um sich von neuem mit Räuspern und Ausspucken zu beschäftigen.

Dies wiederholte sich, bis er endlich nach langem Bäffchenzurechtrücken und Talarärmelzupfen die Predigt begann, worin er viel von den alten Römern, ihren Werken und deren Hinfälligkeit, sowie zuletzt von — Christoph Kolumbus sprach!

Bald im Basse grollend, bald in der Fistel sich übernehmend, mit den Armen wahre Heilgymnastik treibend, bald unter der Kanzelbrüstung halb verschwindend, bald den Hals schier zur Kanzeldecke hinanreckend, bot er einen absonderlichen Anblick an geheiligter Stätte. Man hätte zuvor dem alten, schwerfälligen Herrn die leidenschaftliche Beweglichkeit gar nicht zugetraut.

Dazu drehte sich zwei Reihen vor mir in der Kirchenbank ein kleiner, affenhafter Junge fortwährnd um die eigene Achse und schnitt dabei die unerhört drolligsten Fratzen, um die fromme Hörerschaft zum Lachen zu reizen; außerdem klangen von Zeit zu Zeit die Musiktusche eines zahnausreißenden Wunderdoktors von außen in die Kirchenandacht, so daß sich dieser Gotteshausbesuch beinahe zum Faschingsscherz gestaltete, wobei das auch während der Predigt fleißig geübte Ausspucken des Pfarrers das Unausstehlichste war...

## 181. Meine letzte Tasse Kaffee.

Ich war von jeher kein sonderlicher Freund von Kaffee noch von Tee. Vielleicht ist's ein Erbstück von meiner Mutter, die keinen Tropfen Kaffee während des ganzen Lebens über die Lippen brachte, demnach gewiß keine der übelberufenen „Kaffeeschwestern" war.

Nur manchmal, wenn ich in Gesellschaft nicht gut ausweichen konnte, habe ich mich zu einem Täßchen Mokka förmlich überwunden.

Eigentümlicherweise liebte ich stets den Duft des Kaffees und vor allem mochte ich's, wenn in der Küche des Elternhauses Kaffee geröstet wurde; nur als Brühe seine Würze zu genehmigen, haßte ich nahezu.

Schon in jungen Jahren beobachtete ich, daß der Kaffeegenuß mir den Schlaf beeinträchtigte, das Herz mir schneller schlagen und die Schläfe mit förmlichem Gehämmer aufschwellen machte. —

Im Sommer 1890 durchzog ich zum ersten Male die Provence. Und im südfranzösischen Nimes ereilte mich das ausschlaggebende Verderben.

In einem vorzüglichen Gasthofe, der altrömischen Arena gegenüber, hatte ich mich beim Abendessen mit einem Franzosen ausgezeichnet unterhalten. Nach Tische beredete er mich, in einem be-

nachbarten Kaffeehaus eine Tasse des stets etwas gefürchteten Getränkes zu genießen.

Ich ließ mich von dem höllischen Versucher verführen. Der mir vorgesetzte, von mir vertilgte Kaffeestoff war von solcher Stärke und Güte, daß ich vermeinte, der Kopf zerspränge mir in Stücke. Wie Batzenstricke quollen die dicken, blauen Adern mir aus der Stirne, die Schläfen hämmerten vulkanisch und das Herz schlug wie rasend.

Nach eiliger Verabschiedung von dem Veranlasser des Unheils ging ich noch lang im Mondschein, wie hilfesuchend, um das tiefen Schatten werfende römische Rundgebäude herum.

In mein Gasthauszimmer gekehrt, verbrachte ich die ganze Nacht — denn von Bettgehen und Schlummern konnte keine Rede sein — auf dem Altan meines Gelasses. Es war eine furchtbare Nacht und ich ersehnte heiß den Morgen herbei. Die Mauern des Römertheaters grinsten mich über die Straße herüber wie ein hohnlächelnder, riesiger Totenschädel im Mondlicht an.

Als der Tag endlich heraufdämmerte, schleppte ich mich zum Bahnhof und fuhr mit dem schon „ums Morgenrot" abfahrenden Zuge nach der altrömischen Wasserleitung, dem weltbekannten Pont du Gard hinaus. Auf der Fahrt aber tat ich ein Gelübde: nie, nie wieder einen Schluck Kaffees in den Mund zu bringen und ich habe seit dem 3. Juni 1890 den Schwur gehalten!

## 182. Der Bäcker von Autun.

Alle Morgen, wenn ich durch Autun, eine gemütliche, französische Kleinstadt wanderte — sie war einst Bischofssitz des berühmten und berüchtigten, mit allen Hunden gehetzten Diplomaten Talleyrand —, kam ich an einer Backstube vorüber.

Diese Backstube lag aber nicht hart an der Straße, sondern etwas zurück; man mußte zu ihr über einen kleinen Hof in das Hinterhaus gehen.

Da gewahrte ich durch die offenstehende Tür einen Bäcker, nur mit Hose und Pantoffeln bekleidet, der eifrig an seiner Backmulde stand, den Teig leidenschaftlich mit den Armen durcheinander knetete, ihn unablässig an seine nackte, schweißtriefende Brust heraufwarf, von wo er wieder klatschend in die Mulde niedertroff.

Erst sah ich es von weitem, die Straße herschlendernd. Da es mir Vergnügen bereitete, dem seltsamen Teigspiele näher zuzusehen, ging ich zu ihm hinüber und stellte mich zum Zuschauen unmittelbar vor ihm auf. Meine Schaugier schuf ihm sichtlich die größte Freude. Jeden Morgen besuchte ich ihn und schaute seinem Eifer, seiner

Teigkneteleidenschaft, zu. Es war trotz alledem so appetitlich anzusehen, daß mich selbst einige niedergleitende, salzige Schweißtropfen nicht abgehalten hätten, seine Ware mit Genuß alsbald zu vertilgen.

Wer verbürgt größere Reinlichkeit anderswo? was man nicht weiß, macht einem nicht heiß . . . und wär's nur der Schweiß!

## 183. Kaiserin Eugenie.

Der letzte Tag meines Pariser Mai-Aufenthalts — 1893 — hatte mir einen besondern Nachtisch aufgespart; er zeigte mir ein lebendiges Stück Vergangenheit, das merkwürdigste Überbleibsel einer glänzenden, glanzlos untergegangenen Zeit: die Kaiserin Eugenie.

In völlig menschenleerem Gäßchen, am hintern Eingange des Hotel „Kontinental" — wohl um ja kein Aufsehen zu erregen — kam ein schwarzer, geschlossener Landauer angefahren; zwei Rappen zogen ihn gemächlichen Trabes; ein kohlschwarz gekleideter Kutscher saß auf dem Bock; alles schwarz in schwarz; ein Zug der Trauer. —

Ein Pförtner riß den Schlag auf: heraus stieg eine Dame in schwarzer Witwentracht mit gealterten, aber immer noch auffallend schönen, stolzen Zügen; zwei schneeweiße, gerollte Locken schmückten ihre Schläfe; vom Haupte bis weithin zur Erde floß ein schwarzer Schleier.

Langsamen, müden, hoheitsvollen Schrittes stieg sie die breite, mächtige Steintreppe des Hotels hinan, mir ihr scharfes, fesselndes Gesichtsschnittbild weisend. Eine Begleiterin und zwei Herren folgten ihr.

Das Haus, in dem sie für einige Tage abgestiegen war, liegt hart am Tuileriengarten. Wenn die ehemalige Kaiserin aus dem Fenster schaute, fielen ihre Blicke auf die öde Stelle, wo dereinst ihr Palast, der Zeuge ihres Glückes, ihrer Schönheitssiege, ihres Verhängnisses gestanden. Gewöhnliche Sterbliche hätten das schwerlich übers Herz gebracht, gerade hier Wohnung zu nehmen.

Wie mußte ich ihrer einstigen Ausfahrten vor einem Menschenalter gedenken, die, jeweils ein Ereignis, den Gesprächsstoff der Hauptstadt bildeten; jubelnde Volksmassen umringten den Prunkwagen der blendenden Spanierin; schimmernde Hundertgarden in Silberharnischen ritten vorauf und goldstrotzende Türhüter stürzten dienstbeflissen bei der Heimkehr ihr entgegen — nun aber stand niemand am Kutschenschlag als ein einsamer, weltdurchfahrender, deutscher Dichter, der vor der Größe des weltgeschichtlichen Schicksals, vor der Hoheit des Unglücks ehrfurchtsvoll den Hut zog, und dem ein freundliches Lächeln dankte . . .

## 184. Ein französischer Bourgeois.

In Deutschland stellt man sich zuweilen das ganze Volk Frankreichs als rachsüchtig, revancheschnaubend und kriegsdurstig vor. Nichts unrichtiger als dies.

Unter manchem, ruhig und vernünftig denkenden und sprechenden Franzosen entsinne ich mich gern eines älteren Mannes, den ich im Ortsmuseum des Provinzstädtchens Sens traf — meine vielen Wanderungen in Frankreich zielten mit Vorliebe nach den zahllosen, kleinen Landstädtchen, wo man die Franzosen in ihrer ehrenwerten, sparsamen, fast spießbürgerlichen Gediegenheit erst recht eigentlich kennen und schätzen lernt.

Im Winkel eines Nebenraumes jenes Museums standen rahmenlos die lebensgroßen Ölbilder des verflossenen Kaiserpaares Napoleon und Eugenie, so recht „ausranschiert", wiewohl es, laut Aufschrift, einstige Geschenke des Herrschers aus seiner Glanzzeit waren.

Der einheimische Herr und ich kamen auf die Vergänglichkeit aller Erdengrößen, die jene Bilder eindringlich predigten, zu sprechen. Ich meinte, dieser Kaiser habe vielleicht ein besseres Ende verdient, denn er habe, rein menschlich betrachtet, viele gute, ja, edle Eigenschaften besessen.

Darauf sprach das Mitglied eines als racheschnaubend verrufenen Volkes wie ein alter Weiser: „Wir Franzosen haben damals unser Schicksal verdient, wir hatten uns über alle Völker zu erhaben („trop sublime") geglaubt!" . . .

## 185. Franzosen daheim.

In der Familie eines französischen, protestantischen Geistlichen zu Nevers an der Loire fand ich, trotzdem der Hausvater kein Wort deutsch verstand, eine solche Verehrung für Goethes „Werther", daß man ihm zu Ehren sogar die junge Tochter des Hauses Lolotte (Lotte) getauft hatte.

Überhaupt lebt Goethes Werk, das den Franzosen wie auf den Leib geschrieben zu sein scheint, in Frankreich ein geradezu volkstümliches Leben.

Aber auch ohne die Verehrung des großen deutschen Dichters war ich in diesem Haus auf das Freundlichste aufgenommen. Bei Gesprächen über deutsches und französisches Schrifttum meinte die Gattin des Geistlichen: „Victor Hugo c'est notre Goethe!"

Bei Tische fiel mir die große Mäßigkeit aller auf; sie gossen ein Drittel des Glases voll Rotwein und füllten zwei Drittel mit Wasser auf. Deutschen wäre dies zu schlapperig erschienen.

Zwei nette, junge Söhne lebten im Hause. In der Schule, sagten sie, könnten sie sich entscheiden, wer Englisch oder Deutsch treiben wolle. Der ältere, Alfred Alcair, ein lieber Jüngling, hatte sich für die ihm besonders sympathische deutsche Sprache entschieden. Er bat mich, mir ein deutsches Gedicht, das er in der Schule gelernt hatte, vortragen zu dürfen, und daß ich ihm etwaige Fehler verbessern möchte.

Und siehe, er trug mir, natürlich mit stark angefranzöster Aussprache „Die nächtliche Heerschau" von Zedlitz vor, das bekannte Gedicht, das Napoleons I. mitternächtliche Parade ergreifend schildert; er sprach es nahezu fehlerlos. Nur einen Schnitzer, den ich ihm sofort verbesserte, und wofür er sehr dankbar war, leistete er sich; er sagte mit grotesk-feierlichem Ernste:

„Mit seinen entfleischernen Armen
Rührt er die Schlegel zugleich" usw.

Ich setzte ihm auseinander, daß das von ihm gebrauchte „entfleischernen" kein deutsches Wort sei, und wie er sagen müsse.

Er wünschte sich sehr, später in Heidelberg studieren zu dürfen; ja, er schwärmte schon für die Zeit, wo er dort auch „Birr, viel Birr" trinken wolle! — —

Alfred besuchte mich etliche Jahre nachher wiederholt in Karlsruhe, doch zum Studium in der alten Musenstadt am Neckar kam es leider nicht mehr: der Weltkrieg brach aus und hat die freundschaftlichen Beziehungen, wie so vieles schön Angebahnte, verschüttet. Vielleicht liegt sein junger Leib irgendwo in einem Massengrabe seines Vaterlandes . . .

## 186. Der „Werther" in Frankreich.

Auf einem Gang durch das reizende Montpellier, die Stadt der Feliberhochschule, gewahrte ich am Fenster eines Buchladens eine französische Übersetzung von Goethes „Werther" in einer „Bibliothèque Omnibus illustrée", also einer illustrierten Volksausgabe, zu 10 Centimes ausgestellt. Dies reizte mich zum Kaufe.

Ich öffne die Ladentür und bin plötzlich — o Wunder! — in einen — Rasiersalon schmuckester Art verzaubert! Schon will ich, einen Irrtum vermutend, den Fuß zurückziehen, als ich eine mit großen Bücherschäften besetzte Wand mir gegenüber entdecke, ja, die Bücher sogar sorglich in weiße Gazeschleier gehüllt, zum Schutze gegen beschmutzende Fliegen, wie etwa kluge Weinbergbesitzer ihre Trauben in weißen Tüllsäckchen bergen . . .

Da ich just lebhaftes Bedürfnis nach Wangenglättung verspürte,

erlebte ich das seltene Glück, im selben Raume mir den Bart schaben zu lassen und zugleich meine Büchereinkäufe vornehmen zu können.

Die Abbildungen zum „Werther" waren indes derart ungeheuerlich, daß sich in Deutschland die Sittenpolizei vermutlich ins Mittel gelegt hätte. Nie käme der deutsche Zeichner auf den abgeschmackten Gedanken, den „Werther" in solch saftiger, unflätiger Weise mit Bildern zu „schmücken": auf einem der beigegebenen Bildchen stand Lotte, in völliger Entblößtheit, in jeder Hand ein brennendes Licht haltend, vor einem Spiegelschrank und staunte gefallsüchtig, in hingegebener Bewunderung, ihre eigenen Reize an; auf einem andern räkelte die gute Lotte sich in ebenso göttlicher Splitternacktheit, in einem Buche lesend, auf nächtlichem Schlummerlager.

Der „Werther" ist ein Volksbuch in Frankreich, indes er im deutschen „Volk" nur noch von Gebildeten gelesen wird. Aber gegen eine solche Bebilderung des Romans liefe der deutsche Geschmack Sturm . . .

## 187. Bei der Schönen Magelone.

Von Montpellier aus besucht man zu Wagen in wenigen Stunden einen einsamen, stimmungsvollen, dichterisch bedeutsamen Ort: die auf kreisrunder, weit ins Meer vorspringender Halbinsel, in wilder Dünenverlassenheit gelegene, ehrwürdige Kirche von Magelone!

Von der einst dicht bevölkerten Stadt, die der Zerstörer Richelieu vom Erdboden verschwinden ließ, ist nur dieses schwermütige, halb in Trümmern liegende, halb wieder hergestellte Bauwerk übrig, das, von einem Urwalde wilder Rosen, Tamarinden, Lorbeerstauden, Schilfgeröhr und Johannisbrotbäumen umwuchert, meilenweit sichtbar sich erhebt.

Die rührende, weltberühmte Liebesgeschichte von der Schönen Magelone, die in unserem großen, deutschen Romantiker Ludwig Tieck ihren Wiederbeleber gefunden hat, ist hier daheim.

Noch steht im winddurchwehten Gotteshause der zerschlagene, halb zerbröckelte, angebliche Steinsarkophag der gefeierten Liebesromanheldin . . .

Wer Lust hat, klettere mit mir auf das plattenbelegte Dach der Kirche hinauf; dort hängt eine wohl schon lange Zeit ungeläutete Glocke. Der Drahtstrang lockte mich, den Glöckner der Schönen Magelone zu spielen. Ich zog — und die selten gehörten Töne klangen weithin übers Meer und die trübseligen Salzsümpfe ringsum, darin die abendroten Wolken sich spiegelten, und zwar schollen sie mit solcher Heftigkeit und Stärke, daß ich selber darüber er-

schrak! Ich mußte die Glocke, absichtslos, stärker angeschlagen haben, als ich ahnte, als mir lieb war.

Ein unsagbar eigenes Gefühl von Heimweh und Weltverlassenheit überkam mich, als ich auf die tote Umgebung hinabblickte, wo die menschenwimmelnde Stadt dereinst ihr Wesen trieb . . .

## 188. Der Bettler von Dijon.

Ein blinder Bettler, schon ein älterer, knebelbärtiger Mann — vielleicht kniff er auch nur die Augen zu und stellte sich blind — an der Post zu Dijon in Burgund, dem ich einen Sou (4 Pfennig unseres Geldes) in den vorgestreckten Hut geworfen hatte, rief mir, solang er meine sich entfernenden Schritte auf dem Straßenpflaster klirren hörte, die überschwenglichen Worte mit überlauter Stimme nach:

„O merci, merci, mon ami, mon brave, mon bienfaiteur!“ (O danke, danke, mein Freund, mein Braver, mein Wohltäter!)

Ein deutscher Bettler hätte höchstens ein „Vergelt's Gott“ halblaut gemurmelt. Aber der feuervolle Franzose mußte sein Beschenktwerden und den Ruhm des Spenders womöglich der halben Stadt Dijon verkündigen; ein stiller Herzensdank hätte seinem Ausposaunungsungestüm nicht genügt . . .

## 189. Die Franzosen — Kinofreunde.

Die Theaterhaftigkeit der Südländer, der Hang und Drang zu allem Schauspielerischen, erklärt wohl die ungewöhnlich große Kinofreude der Franzosen.

Nirgends ist die, sagen wir, Kinowissenschaft derart ausgebildet wie in Frankreich. Lange Jahre, bevor auch nur ein einziges Kino seine ehrwürdigen Pforten in Deutschland aufsperrte, wohnte ich auf französischem Boden Abend für Abend bei meinen einsamen Städtewanderungen Kinovorstellungen mit an.

So stand ich im Juni 1907, als man bei uns noch kaum ahnte, was ein Kino bedeute, zu Chalon-sur-Saone auf dichtgedrängtem Marktplatz — die Zuschauer saßen sogar auf den Hausdächern — wo, sage: von nachts 10—12 Uhr! der ganze Roman „Notredame de Paris“ von Viktor Hugo auf riesiger, weitgespannter Leinwand unter Gottes freiem Himmel lichtspielerisch der ganzen, atemlos gespannten Stadt vorgeführt ward.

Es war ein ebenso seltener, als unerwarteter Genuß, und ich erinnere mich kaum jemals eines gleichstarken und überwältigenden Kinoeindruckes in späterer Zeit.

## 190. Auf den „Elysäischen Feldern".

In einer Stadt des östlichen Frankreichs, die einen so weinberühmten Namen führt, daß es einem dort ganz rotweinwarm ums Herz wird, war ich im Gasthaus „Zu den Elysäischen Feldern" abgestiegen.

Tagsüber lag elysische Stille schweigend über dem Hause, nachts aber ging es weniger elysisch zu.

Um Mitternacht schreckte ich vom Lager empor, denn draußen vor der Türe begann ein Höllenlärm loszubrechen: da fuhr treppauf, treppab und längs der Hausflurwände hin und her in toller Hatz eine nächtliche Rattenjagd, die etwas Unheimliches hatte.

Fast war's wie

„bei der Parade
Im elysäischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der tote Cäsar hält." —

In der zweiten Nacht stellte ich meine Schuhe zum Putzen auf einen hochbeinigen Stuhl in den Hausgang, da ich einmal gelesen habe, daß Ratten nicht klettern können, weshalb man im Morgenlande hohe Treppensteine als Hausstaffeln benützt, damit die ekeln, gefräßigen Nagetiere nicht in die Häuser kommen können. —

Eine dritte Nacht im Elysium schenkte ich mir und war heilfroh, dem Rattenloch entronnen zu sein — denn das Elysium hatte ich mir ganz anders gedacht . . .

## 191. Fischer von La Rochelle und Wertheim am Main.

Nachts lag La Rochelle, die alte, von Richelieu dereinst eroberte Hugenottenstadt, im Mondschein mit mächtigen Türmen vor mir.

Frühmorgens, an strahlendem Maimorgen, ging ich am Meer zur Ebbezeit. Einer alten Mauer mit gelben Ginsterbüschen entlang.

Über eine kleine Brücke gelangte ich zum Fischmarkt. Auf der Brücke mühte sich ein Fischer mit einem großen, silberschuppigen Fisch ab, der in widersträubender Zähleibigkeit durchaus nicht totzukriegen war. Da überkam den Fischebändiger plötzlich eine solch unbändige Wut, weil er das Ungeheuer der Tiefe nicht zu überwältigen vermochte, daß er mit großartiger Handbewegungsgebärde das Tier packte und in seine heimatliche Flut mit der wahrhaft klassischen Verwünschung zurückschleuderte:

„Va-t-en vivre!" (Pack dich und lebe!)

* * *

Im selben Augenblick mußte ich eines anderen Fischers gedenken, dem man zu meiner Wertheimer Schulzeit nacherzählte: er sei mit einem soeben eingefangenen Aal in Händen über die alte holzgedeckte Tauberbrücke gegangen. Da habe der Aal ihn in die Hand gebissen. Der Fischer, rachsüchtig wie er war, schleuderte, ähnlich dem Fischer von La Rochelle, das bissige Geschöpf hinunter in seine heimatliche Tauber, ihm den fürchterlichen Fluch nachdonnernd:

„Da, versauf, Luder!"

## 192. Wohlleben in Frankreich.

Das Sprichwort: „Man lebt wie der Herrgott in Frankreich", ist keine leere Redensart, denn so reich, in Hülle und Fülle, wie das Volk in Frankreich lebt, wird kaum ein zweites Volk es sich gestatten können.

Fuhr ich doch einmal von Dax nach Bordeaux mit der Familie eines französischen Unteroffiziers. Sie bestand aus Vater, Mutter und zwei kleinen Töchterchen.

Die unteroffizierlichen Herrschaften teilten zwar mit mir das bescheidene Abteil dritter Klasse, speisten aber kaltes Geflügel, das sie in erstaunlich reichhaltigen Mengen aus einem riesigen Papierbogen wickelten und ließen sich einen Liter Rotwein dazu herrlich schmecken.

Zum Schlusse zog der Herr Papa, der ein richtiges, schnarrendes Gaskogner Französisch redete, zu meinem nicht geringen Erstaunen eine Flasche Schampagner aus der Reisetasche und ließ den Kork mit Selbstverständlichkeit an die Decke des Wagenabteils knallen!

Nachher wischte er sich — und man sah ihm die innere Selbstzufriedenheit an — großartig den sektfeuchten Schnurrbart mit dem blitzblanken Mundtuch ab.

So etwas sieht man nicht so leicht in einem anderen Lande wieder . . .

Der Segen des Königs Henri IV., der bekanntlich gewünscht hatte, daß jeder Bauer seines Reiches Sonntags sein Huhn im Topf habe, ruht, scheint es, noch immer auf seinem glücklichen, mit einem gesegneten Erdboden begnadeten Volke . . .

## 193. Der Regenschirm von Angoulême.

Wie gemütlich war es in dem malerischen, hochgelegenen, südfranzösischen Bergstädtchen, dessen Namen in so tragischer Weise an die unglückliche, nie mehr lächelnde Tochter des enthaupteten Königspaares gemahnt! —

Stand da vor dem Stadttor ein kleiner, hölzerner Zirkus im Mondschein. Auf der obersten Galerie, mitten unter einem Schwarme rothosiger Soldaten, ließ ich mich nieder, kleinstädtischen Zirkusgenüssen mich hingebend.

Ein Clown, der sich in urdrolliger Weise das Grab im Sand der Arena schaufelte und sich dann selbst darin begrub, erregte stürmisches Gelächter und endloses Händeklatschen.

Bisweilen schaute ich unter mir durch die luftiggefügten, hölzernen Bankreihen in die Tiefe hinunter und glaubte, seltsam huschende Schatten wie von Menschengestalten drunten im Halbdunkel zu gewahren; es war ein rätseldeutiges Hin und Her da drunten.

O weh, da fiel durch eine gedankenlos ungeschickte Bewegung mein Regenschirm hinab und verschwand in der Versenkung — auf ewig, wie mir scheinen wollte.

Mein Mißtrauen ward noch verstärkt, als ich wiederum das eigentümliche Hin- und Herhuschen im Abgrund bemerkte, und ich rief in Gedanken meinem Schirm einen stillwehmütigen Abschiedsgruß nach.

Durch meine Unruhe ward einer meiner Nachbarn, ein französischer Linienfoldat, auf mich aufmerksam und fragte: was mir fehle, da ich etwas zu suchen scheine.

Ich erzählte ihm das Schicksal meines Schirmes und er meinte, mein Mißtrauen verschärfend: den Schirm müsse ich wohl verloren geben!

Meine Stimmung für die Lustbarkeiten der Clowns und die luftspringerischen Künste der Kunstreiterinnen war mir so ziemlich geschwunden und ich dachte nur immer des entschwundenen Schirmes.

Endlich war die Vorstellung am sehnlich erwarteten Ende.

Um nichts unversucht zu lassen, ging ich am Ausgang zur Kasse und fragte den diensttuenden Angestellten, fast selber über meine „Naivetät" lächelnd, ob vielleicht ein Regenschirm gefunden worden sei, es sei mir wenigstens einer hinuntergefallen.

Ich hatte meinen Satz noch nicht beendet, als der Mann in einen dunkeln Winkel griff und mir, dem hoch Erfreuten, den verlorengegangenen Gegenstand entgegenschwang, indem er hinzufügte:

„Unsere Jungen, die beauftragt sind, unter den Bänken rutschend auf dem Erdboden umherzukriechen, um nach herabgefallenen Gegenständen zu fahnden, haben den Schirm aufgefunden und sofort abgegeben."

Also das waren die rätselhaften Schatten im Düster!

So hatte ich ein hübsches Beispiel französischer Ehrlichkeit und Sorgsamkeit erlebt, wie so manchmal in der Provinz dieses schönen Reiselandes . . .

Nichts Traumhafteres als ein Gang im Mondschein durch die Gassen dieses anmutigen Bergstädtchens Angoulême und dabei der unglücklichen Herzogin zu gedenken, die nie mehr im Leben lächeln konnte, weil sie beide Eltern auf dem Schafotte verloren hatte, und die von dieser Stadt den Namen führte . . .

## 194. Firin oder: Napoleons Erwachen.

In Dijon, einer meiner französischen Lieblingsprovinzstädte, gewahrte ich unterm Schaufenster einer Papierhandlung ein Postkartenbild, das mich ungemein fesselte:

Umgeben von mächtigen Trauerweiden eines Parkes stand ein Sarg mit zurückgeschlagenem Deckel, worin sich soeben, wie von langem Schlummer erwachend, Napoleon erhob! Darunter aber standen die Worte: „Firin. Park Noisot. Das Erwachen Napoleons."

Ich erkundigte mich, was und wo Firin sei und dieser wundersam ergreifende Sargschläfer, und es ward mir der Bescheid: alle Vormittag um elf Uhr fahre von dem „Platz der Republik" ein Omnibus in das etwa anderthalb Stunden entfernte Firin.

Pünktlich stellte ich mich ein und fand einen uralten Rumpel- und Humpelkasten, der gewiß noch aus Louis Philipps Biedermeierzeiten stammte, ein Fuhrwerk, wie man sie nur noch in dem um hundert Jahre zurückgebliebenen Frankreich zu sehen bekommt.

Durch verödete Dorfschaften, zwischen menschenleeren Feldern, worauf man kaum einmal einen Ackerbesteller entdeckte, auf einsamen Landstraßen, die den stets in den Zeitungen behaupteten Rückgang der französischen Bevölkerung erschreckend verbildlichten, erreichte das vorsintflutliche Gefährt den Ort Firin.

Noch ein halbes Stündchen zu Fuß hinan in die Berghügel der Côte d'or und ich stand am Eingang des geheimnisvollen Parkes Noisot.

Einige Schritte weiter — und richtig: da, unter einem Kreis alter Trauerweiden, in wahrer Sankt Helenastimmung, türmte sich hoch der Sarg, in dem sich soeben der wieder ins Leben gerufene Cäsar gewaltig emporrichtete!

Jeden, der Sinn und Gefühl für geschichtliche Vorgänge hat, wird hier eine tiefe Ergriffenheit überkommen, in dieser Abgelegenheit, Einsamkeit und ungebrochenen Waldesstille, eine eigentümliche geschichtliche Schwermut . . .

Kapitän Noisot, ein alter Kriegsgefährte des großen Korsen, einer

der Vierhundert, der seinen Helden nach Elba begleitet hatte, war der Stifter des merkwürdigen Denkmals, des Parkes und des danebenliegenden Hauses, das er getreu nach dem Urbild des Sterbehauses auf Sankt Helena hat erbauen lassen.

Noch fast vierzig Jahre nach dem Tode seines vergötterten Kriegsherrn, bis 1860, hat er hier in diesem Haus in tiefer Einsamkeit, alten Jugend-, Kriegs- und Heldenträumen nachhängend, gelebt.

Im Hause selber befindet sich ein kleines Napoleonsmuseum, mit vielen alten Erinnerungsstücken unter Glas an der Wand. Hier hängt noch die zerschlissene Hauptmannsuniform, die Kapitän Noisot auf der Insel Elba trug, ein Kleidungsstück, worauf dereinst Napoleons Auge geruht haben mochte; hier hängen noch Bilder des Kaisers, auch mancherlei Schriftstücke und Urkunden aus alten Heldenzeiten. —

Mächtig im Innersten bewegt, schritt ich den Waldweg wieder hinab nach dem Ortchen Fixin, wo ein gutes Dorfwirtshaus — dies fehlt in keinem noch so winzigen, unbedeutenden Flecken Frankreichs — den Wanderer aufnahm, bis am Nachmittag das nach Dijon wieder heimkehrende, fast spaß- und spukhaft altmodisch anmutende Gefährt den vom Ausfluge reich Belohnten nach der ehemaligen Residenz der Burgunder Herzöge zurückbeförderte.

## 195. Der Walkürenmops von Biarritz.

Ich hatte von einer berühmten Felsengrotte, der Chambre d'amour, als einer Merkwürdigkeit von Biarritz, gelesen. Diese Liebesgrotte wollte ich denn auch aufsuchen. Mehrere Spaziergänger hatte ich schon vergebens danach gefragt.

Da kam auf der Landstraße, hoch überm Meer, eine hünenhafte, schwer in die Breite gegangene, von einem Mops begleitete Dame mir entgegengeschritten.

Ich fragte auch sie nach der Richtung zu der scheinbar verzauberten Liebesgrotte. Sie lächelte und sagte: sie höre schon seit Tagen von dieser berühmten Höhle reden, ohne sie finden zu können; sie halte die Geschichte bald für einen Schwindel, um Fremde zu fangen. Sie fragte mich, aus welchem Land ich stamme! Aber schon während ihrer Frage schien eine plötzliche Erleuchtung über sie zu kommen und sie platzte in heller Begeisterung heraus: „O, jetzt weiß ich es! Sie sind ein Deutscher, ein Landsmann Richard Wagners. O ce grand Wagner, ce pauvre Wagner!"

Arm nannte sie ihn, weil er, wie andere Menschen, hatte sterben müssen und nicht bei lebendigem Leib ewig weiter fortbestehen konnte. Sie pries sich glücklich, in Venedig geboren zu sein, in der

Stadt, wo der größte Mensch des Jahrhunderts — Richard Wagner — gestorben sei.

Dann erzählte sie mir, daß sie Wagnersängerin sei, rühmte die Deutschen als „profonds, très profonds" und schmähte die unpoetischen, unmusikalischen, oberflachen Franzosen, obwohl sie selber waschechte Französin war.

Auf meine schüchterne Frage, ob sie die „Meistersinger" kenne, fuhr sie wie ein feuerspeiender Drache auf mich los: wie ich nur so fragen könne, jeden Ton, den Wagner geschaffen, kenne sie.

Damit pflanzte sie sich theaterhaft vor mir auf: „Habe ich nicht die Gestalt einer Elsa?" Ich erwiderte: „Madame, noch mehr die einer Walküre!" Eine schmeichelhafte Wahrheit, die sie wieder etwas zu besänftigen schien.

Der fette, mit goldgerandeter, blausamtener Decke vornehm behängte Mops hatte während unseres Gesprächs seinen Spaziergang nach eigenem Ermessen fortgesetzt und uns bald in kurzem, bald in gestrecktem Galopp umkreist. Nun aber rief ihm, der sich etwas zu weit entfernt hatte, seine Gebieterin mit schneidender, etwas gezierter Stimme: „Walkyrié! Walkyrié! Sie sehen, mein Herr, ich habe aus Verehrung für Wagner sogar meinen Hund „Walkyrié" getauft!"

Und richtig, der erlesen beschabrackte Walkürenmops kam gehorsam und gemächlich auf der Straße dahergetrottet, eine gelungene Verbildlichung eines Walkürenrittes.

Ich wollte mich von der Künstlerin verabschieden, um meine schließlich von Erfolg gekrönte Grottenentdeckungswanderung fortzusetzen, als sie behauptete: an dieser zähen Beharrlichkeit erkenne sie den Deutschen; in jedem Deutschen stecke ein Dichter, ein Romantiker. Ich gestand ihr, daß ich in der Tat diese Eigenschaften in mir zu vereinigen glaubte. „Aha", rief sie mir fingerdrohend nach, „also darum die Chambre d'amour!"

Und damit wandelte sie heldenschrittig, von Walkürenmopsgalopp umtrottet, nach Biarritz hinein. Vielleicht dachte sie in Träumen der Minnegrotte und sah sich als Isolde darin — ihren Tristan aber hätte ich trotz alledem nicht abgeben mögen . . .

## 196. Eine französische Reisebekanntschaft.

Auf dem Wege von Genf nach Lyon hatte ich im Abteil dritter Klasse einen Franzosen kennengelernt, der mit seinem dreizehnjährigen Sohne Henri nach der Auvergne fuhr.

Auch mein Reiseziel war das hübsche Clermont-Ferrand dort.

Wir unterhielten uns ausgezeichnet und er stellte sich mir als

ein noch im Dienste stehender Artilleriemajor Eugène Dubout vor, der zwar nicht Deutsch spreche, wohl aber zur Not deutsche Bücher lesen könne. Er habe seinen Sohn in Genf abgeholt, der schon seinen zweiten Schulurlaub in München verbracht habe, um Deutsch zu lernen, da er, der Vater, sehr darauf sehe, daß der Junge geläufig Deutsch sprechen könne.

Wir freundeten uns so sehr an, daß er mich dringend einlud, ihn auf seinem Landgute zu Le Broc, etliche Haltestellen südlich von Clermont-Ferrand, tags darauf zu besuchen. Abends trennten wir uns und er nahm mir das feste Versprechen ab, sein Gast zu sein.

Andern Morgens machte ich mich zeitig nach Le Broc auf. Ein maultierbespannter Wagen holte mich dort am Bahnhof ab, den der junge Henri mit eifrigen Geißelhieben den Berg hinauflenkte. Zum Dauergalopp ermunterte er die Tiere mit ununterbrochenem Zuruf: „Eh, Nikolas, Nikolas, eh!"

Das Haus machte durchaus einen schlößchenhaften Eindruck; es hatte dereinst einem Präfekten Napoleons III. gehört.

Die Familie Dubout empfing mich in herzlicher Weise, und ich durfte, wie ein alter Freund des Hauses, einen gastfrohen Herbsttag bei ihnen zubringen. Alles, was mir nur von Bismarck erinnerlich war, mußte ich dem Major berichten, der eine große Bewunderung für den Eisernen Kanzler hegte und Frankreich einen solchen Mann wünschte: „Den könnten wir Franzosen brauchen!" Manchmal behauptete der ruhig und gemäßigt denkende Offizier steif und fest: kein ernst zu nehmender Franzose denke daran, Elsaß-Lothringen jemals wieder zurückerobern zu wollen . . .

Abends geleitete mich mein Gastgeber zur Bahn hinab; ich schied mit dem Versprechen, ihn bald einmal in seinem Standort Le Mans zu besuchen, und bin in freundschaftlichem Briefwechsel mit ihm geblieben.

* * *

Ein Jahr danach brach der Weltkrieg aus.

Zwei Wochen — Mitte Juli 1914 — vor diesem grausigen Ereignis schrieb mir mein Reisefreund: ich solle doch in den ersten Septembertagen zu ihm nach Le Mans kommen. Ich beabsichtigte, am 4. August 1914 (!) abzureisen und geschichtliche Stätten Nordfrankreichs, nach meiner Gepflogenheit, so Robespierres Haus in Arras, so das Schloß in Péronne, wo Karl der Kühne den König Ludwig XI. gefangen hielt, und ähnliche Punkte vorher zu besuchen.

Der Weltkrieg hat alles zerstört. Arras soll vom Erdboden verschwunden, das Schloß in Péronne in die Luft gesprengt sein —

mein schöner Reiseplan, der mich zuletzt zu Major Dubout führen sollte, war so vernichtet wie jene Städte.

Mein guter Major war eines der ersten Kriegsopfer auf französischer Seite . . .

## 197. Aigues Mortes.

Auch in die wilde, furchtbare Einsamkeit von Aigues Mortes, das zu Beginn der 1890er Jahre durch das Blutbad, das französische Arbeiter unter ihren italischen Arbeitsbrüdern anstellten, eine schreckliche Berühmtheit erlangt hat, trieb mich ein unwiderstehliches Heimweh; denn zwei Jahre zuvor hatte ich es besucht und sein düsteres Bild begleitete mich auf einsamen Pfaden oft in Gedanken.

Seine von König Ludwig IX., dem Heiligen, erbaute, seit über sechs Jahrhunderten ganz unberührt gebliebene Stadtmauer zählt zu den Wundern Frankreichs.

Hier sammelten sich die französischen, englischen und venetianischen Kreuzfahrer, um nach Ägypten und Tunis auszuziehen. In den heißen Julitagen von 1248 fand sich unter der Blüte französischer Ritterschaft auch des Heiligen Ludwigs Bruder, Karl von Anjou — zwanzig Jahre später der Henker unseres hohenstaufischen Konradins —, kreuzzugbeflissen hier ein, damals noch keineswegs von Neapels und Siziliens Goldreif träumend.

Um 3 Uhr morgens brach ich in Arles auf und trat noch im Morgengrauen des Hochsommertages durch eines der großen, unheimlich düstern Stadttore; ich eilte zum Standbild des heiligen Ludwig, der mitten auf dem Markte steht und durch alle vier Tore des Ortes gleich beim Eintreten sichtbar ist: da fielen gerade die ersten, schrägen Sonnenstrahlen auf die Dächer von Aigues Mortes, und, während die Denkmalgestalt noch im Schatten der Dämmerung ragte, spielte das lichte Gold der Frühe, mystischen Schimmers, um das Diadem des heiliggesprochenen Königs von Frankreich . . .

## 198. Marseiller Wüstenstaub.

In der Volksschule, sozusagen an den Urquellen des Lebens, lernten wir: der Wüstenwind wehe zuweilen ungeheure Staubmassen aus der Sahara herüber zu den gegenüberliegenden Küsten des Mittelmeers.

Etwas dergleichen mußte kurz vor meinem ersten Besuche Marseilles dort geschehen sein: denn in den Straßen am Hafen und längs des Meeresstrandes lagen riesige, graudicke Mengen Sandes, die beim leisesten Wehen der Luft haushoch emporwirbelten und die Häuser gegenüber verdeckten.



BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ich wartete in einer der Straßen am Kai geduldig auf die Pferdebahn — eine elektrische gab es noch keineswegs in der großartigen Stadt. Es war noch eine gemütlichere Zeit als heutzutage.

Endlich gewahre ich den heraneilenden Wagen, von zwei gemächlich trabenden Gäulen gezogen, um die Ecke biegen.

Aber gleichzeitig erhob sich ein heftiger Windstoß, der die „sandgeformte Trombe" — wie es in Freiligraths „Löwenritt" prächtig heißt — des in Billiarden von Körnern auffliegenden Wüstenstaubes derart in die Luft wirbeln ließ, daß sie den herankommenden Wagen, selbst auf die Entfernung von einem halben Meter, vollständig unsichtbar machte.

Früher brachten die „Illustrierten Zeitungen" manchmal Abbildungen von samum-überfallenen Karawanen, worauf man sah, wie sich Menschen und Kamele platt zur Erde warfen, um die glühheißen Sandmassen über sich hinwegpeitschen zu lassen.

Nicht anders hier. Von Einsteigen war keine Rede, da der Wagen, der anhalten mußte, völlig in der Nachtwolke des Staubes entschwunden war.

Als sich nach etlicher Zeit die Dunkelheit etwas lichtete, gewahrte man allmählich wieder durch den Schleier die Gäule vor dem Straßenbahnwagen, die dunkelblaue Schabracken, wie dereinstens die Leichenpferde bei uns, über hatten, aus denen die Augen der Tiere hinter Staubbrillengläsern hervorblitzten.

Die beiden Zeigefinger hatte man sich unwillkürlich in die Ohren gesteckt, Aug' und Mund hatten sich luftdicht und gewalsam von selber fest geschlossen.

Von der Mühe, die es kostete, den ekeln Staub aus Ohren und Nasenlöchern wieder zu entfernen, will ich lieber schweigen; ich denke noch mit Schaudern daran.

Wenn man sich auch mit aller Gewalt in den Sommermantel wickelte und die Hutkrempe hüllend über die Ohrmuscheln herabzog, dieser feine, allesdurchdringende Wüstenstaub drang bis zur Haut hindurch, und man kam sich recht zur Mumie gedörrt vor . . .

## 199. Französische Polizeistrenge.

Nicht gar mütterlich-liebevoll ging die Polizei zu Marseille vor meinen Augen mit einem Wanderverkäufer um und ich sah, mit welch keltischer Grausamkeit die französische Schutzmannschaft ihres sauern Amtes waltet.

Saß ich da vor einem Kaffeehaus auf dem Bürgersteig an der schönen, breiten Rue Canebière, als ein Hausierer nahte und den Limonade schlürfenden Gästen allerlei Kinkerlitzchen, als da sind:

an Gummifäden tanzende Kautschukmännchen, aufblasbare Fischblasen, springende Laubfrösche, zum Kauf anbot.

Ein Schutzmann untersagte dies dem Hausierer, der etwas aufdringlich mit Anerbietungen geworden war und dem Wächter des Gesetzes nicht unverzüglich Gehorsam leistete.

Auf ein Pfeifenzeichen eilte flugs ein zweiter Schutzmann herbei und beide ergriffen, der eine an Hals und Schultern, der andere unten an den Beinen, den zappelnden Hausierer, rissen ihn um und schleuderten ihn mit unglaublicher Schnelligkeit und denkbar größter Rücksichtslosigkeit vom Bürgersteige weit hinaus auf die breite Straße, so daß ich heute noch die Knochen des armen, dürren, halb ausgehungerten Kerls auf dem Asphalt krachen höre!

Sein Kramkasten mit sämtlichen Kinkerlitzchen wirbelte nur so in Lüften herum. In Deutschland ließe sich kein Schinderhannes eine solche Behandlung gefallen.

Die Franzosen sind bekanntlich nicht bloß gegen ihre äußeren Feinde, sie sind auch unter sich hart, sadistisch grausam. Das haben sie zur Genüge bei allen Staatsstreichen, zumal bei dem 1852, bewiesen . . .

## 200. Arlesisches Erlebnis.

Zu Arles, der uralten Römerstadt, der späteren Hauptstadt eines phantastischen Königreiches Arelat, hatte ich etliche seltsame Erfahrungen und kleine Reiseabenteuer hinunterzuschlucken.

Ich war noch recht unbewandert und unerfahren in französischen Verhältnissen, reisetumb, wenn ich so sagen darf, als ich das erstemal nach dieser fesselnden Stadt kam, die ich danach noch verschiedentlich wieder besuchte. Arles war eine der allerersten südfranzösischen Städte, die ich in Augenschein nahm.

Meine Ankunft dort fand genau zwischen Dejeuner und Diner, also etwa um drei Uhr nachmittags, statt. Im „Hôtel du Forum" stieg ich ab; es war mir dieses Haus von niemandem empfohlen, aber sein antikes Schild lockte mich. Ich bin nun einmal so ein Mensch, der viel auf eine schöne „Etikette" gibt.

Nirgendwo speist man so gut und so billig, als in Frankreich, wenn man sich an die gegebenen, volksgewohnten Gasthausmahlzeiten hält. Nun war ich nach langer Bahnfahrt recht reisehungrig und hatte keine Lust, noch etwa vier Stunden bis zum Siebenuhr-Diner zu warten.

Ich setzte mich mutterseelenallein in den Speisesaal, vertiefte mich in eine Speisekarte und stellte mir ein ziemlich umfangreiches Mahl nach eigenem Ermessen zusammen, das ich dem herbeigeeilten

Kellner sozusagen „diktierte". Der Erstaunte brachte denn auch allmählich alles Bestellte richtig herbei — doch meine Rechnung betrug mindestens das Dreifache von dem, was das Diner zur gebräuchlichen Stunde — sieben Uhr abends — gekostet hätte. Ich war um eine Erfahrung reicher und nie wieder zimmerte ich mir auf französischem Boden ein Solo-Mittagsmahl so großartig zusammen.

Als ich ausging, kam ich an der Zuavenkaserne vorüber, die ich jedoch keines Blickes würdigte, weil ich kurz zuvor die unangenehmen Erlebnisse eines jungen Deutschen in einem Reclam-Heft gelesen hatte, der allzu neugierig, und darum verdächtig, diesen militärischen Bau beschaut hatte, deshalb in den Geruch des Spionentums gekommen war und sogar etliche Zeit brummen mußte, bis er durch Konsulatsfürsprache befreit ward. Aus dieser Ursache wandte ich krampfhaft meine Blicke von der Kaserne weg und schaute nach der entgegengesetzten Seite.

Es ist mir niemals etwas Unangenehmes in dieser Hinsicht auf dem Boden Frankreichs zugestoßen, obwohl ich mich im Laufe der Jahre in nicht weniger als 152 Städten der Provinz aufhielt. Damals habe ich meine völlige Unbegabung in der edeln Kunst des Zeichnens erst so recht schätzen gelernt, weil ich niemals in Versuchung kam, irgend etwas abzuzeichnen.

Ich sah mir an, was Arles, von der Straße gesehen, bieten mochte: das Amphitheater, in dem ich später sogar einmal ein Stiergefecht mir anschaute, die Aliscamps, das Antike Theater, das Musée lapidaire, und sank abends recht ermüdet auf meine Liegerstatt.

Andern Morgens — es war Hochsommer und die Sonne schreckte den Schläfer gewaltig frühe heraus — bewegte sich ein fingerlanges, kleines Ungeheuer auf meinem roten Backsteinzimmerboden, das ich, Abbildungen zufolge, sofort als einen — Skorpion erkannte! Ich war froh, daß das bösartige, gefährliche Tier nicht nachts mir einen Besuch in meiner Sponde zugedacht hatte. Ich sprang aus der Liegerstatt, ergriff einen hölzernen Stiefelzieher und erschlug den Skorpion, der sich erst, etwas fauchend, so wie dereinst etwa die trotzige Krabbe zu Venedig am Lido, zur Wehr gesetzt hatte.

Da ich mit einem Frühzuge weiter wollte, so eilte ich zum Bahnhofe. Hier aber gewahrte ich mit Entsetzen, bei einem Griff in die hintere Hosentasche, daß ich meinen wunderschön eingelegten Taschenrevolver, den ich abends zuvor unter mein Kopfkissen gelegt, im „Hôtel du Forum" liegengelassen hatte!

Ich sauste spornstreichs vom Bahnhof ins Gasthaus zurück, stürmte in mein Zimmer, das soeben von einem Angestellten —

Zimmermädchen gibt es im Süden nur ganz selten — gereinigt und für einen neuen Gast hergerichtet wurde. Ich hob atemlos das Kissen in die Höhe — der Revolver, ein kleines Einlegekunstwerk, war verschwunden!

Der Dieb, den ich zur Rede stellte — denn nur dieser Bursche konnte der Entwender sein! — dem ich bei gutwilliger Herausgabe noch ein schönes Trinkgeld verhieß, leugnete, frecher Stirne, alles ab und ich mußte, unverrichteter Dinge, wieder zum Bahnhof abziehen.

Eine weitere Verfolgung der Sache hätte mir unter Umständen die ganze oder doch halbe Reisezeit gekostet, und ich wäre, zumal als Deutscher, wahrscheinlich doch nie zu meinem Rechte gekommen. Aber schwer geärgert hat mich meine Vergeßlichkeit doch, durch die ich um meinen hübschen, langjährigen Reisebegleiter geprellt worden bin! . . .

## 201. Mistralsturm in Orange.

Zu Orange in Südfrankreich steht noch das wohlerhaltene Theater der alten Römer, auf dessen steinernen Sitzplätzen heute noch die Provenzalen bei gelegentlichen Festvorstellungen sitzen.

Hinter dem römischen Theater stieg ich in der Abenddämmerung eine Anhöhe hinan und blickte hinab auf die Stufenreihen unter mir in der Tiefe. Da erhoben sich urplötzlich bei hellem, wolkenlosem Himmel Windstöße von solcher Heftigkeit, daß ich fürchtete, sie schleuderten mich über die Felsen in das Theater hinunter.

Es war der schreckliche, berüchtigte Nordweststurm, der gefürchtete Mistral, von dem ich schon so viel hatte erzählen hören, den ich aber noch niemals selbst erlebt hatte. Nun sollte ich seine ganz persönliche Bekanntschaft machen dürfen.

Ich schaute mich schleunigst nach einer Deckung, wenigstens nach einem Baum, um, an den ich mich in der höchsten Not hätte klammern können; aber nur wilde, nackte Felseneinsamkeit umgab mich ringsum.

Da brachen von neuem die schauerlichen, nie erlebten und nicht für möglich gehaltenen Windstöße los — ich entsann mich, gelesen zu haben, daß sie schon ganze Eisenbahnzüge von den Brücken in Abgründe hinab gerissen hatten — und ich griff nach dem nächsterreichbaren, festen Gegenstand, der mir Rettung zu bieten schien — es war ein großes, steinernes Kruzifix am Wege!

Und so hing ich denn, die Kniee des Erlösers mit heißer Inbrunst umklammernd, in wundersamer Sinnbildlichkeit zu den Füßen des Kreuzes, die Augen vor den Sandwirbeln schließend, den Kopf

tief in den Kragen steckend, längere Zeit wie ein Schiffbrüchiger, der in Verzweiflung die letzte rettende Planke im Meersturm — hier das Kreuz des Heilands im Seesturm des Lebens! — umschlungen hält . . .

### 202. Johanniskäfer in Nervi.

Nirgends sah ich solche Leuchtkäfermassen wie zur Johanniszeit in Nervi.

Ging man durch schattendunkle Gänge zwischen hohen Gartenmauern abends zum Meere hinunter, so glaubte man, durch bläulich lodernde Flammen zu schreiten, man bildete sich ein, sie verbrennten einem die Hände, und steckte die Finger unwillkürlich in die schirmende Tasche . . .

Niemals ist die Riviera so schön als im Hochsommer, wenn alles still und menschenleer ist; die seegekühlte Luft läßt die Hitze niemals unerträglich werden.

### 203. Brandung in Nervi.

Um das Dampferchen, das täglich punkt 12 Uhr mittags von La Spezzia nach dem herrlichen Porto Venere fährt, noch rechtzeitig zu erreichen, mußte ich schon bei Tagesanbruch Nervi verlassen.

Nachts hatte ein beträchtlicher Sturm gewütet.

Als ich morgens 1/2 5 Uhr zur Bahn ging, donnerte das Meer fürchterlich an die Felsen, wie ja meist zu Nervi, wo ein überaus mächtiger Felsenküstenwellenschlag brandet.

Unter dem Bahnhof führt ein Gewölbe, besser ein Tunnel, ans Meer hinunter, und da war der Widerhall des Getöses so unheimlich, daß es nicht anders klang, als würde mit tausend Eisenhämmern auf tausend Eisenplatten drauf los gehämmert.

„Rimbombo" lautet das machtvolle, lautmalende Wort dafür im Italienischen. Um das Donnergetöse der Brandung zu kennzeichnen, muß man die mittlere Silbe recht gedehnt sprechen und die letzte Silbe ganz kurz abschnappen lassen.

Der Höllenlärm in der grauenden Morgendämmerung konnte einem wahrlich einen Danteschen Auftritt aus dem Inferno heraufzaubern . . .

### 204. Der Affe von Nervi.

In seinem völlig tropischen, mit ungeheuern Palmen und Pinien erfüllten Garten am Meere zu Nervi hielt sich unser aus Sachsen stammender Hauswirt zwei Affen und eine große Eule.

Mein lieber, junger Reisebegleiter gab zum Scherze dem einen der Affen seinen Taschenspiegel, um sich am Erstaunen des Tieres zu weiden.

Der Affe betrachtete sich unablässig mit possierlichem, eitlem Wohlgefallen und konnte sich gar nicht satt an seinem gespiegelten Bilde laben.

Als man ihm den Spiegel wieder abnehmen wollte, da ward er höchst ungehalten und wollte seinen Besitz mit aller Gewalt behalten.

Schließlich mußte man Ernst machen und ihm das Spiegelchen denn doch zu entreißen suchen.

Da erboste sich das Tier derart, daß es mit einem wahrhaft teuflischen Blicke des Hasses, in gesteigertem Zorne, den Spiegel ergriff und ihn mit wilden Gebärden auf den Boden schleuderte, daß das Glas in tausend Splitter zerklirrte . . .

## 205. Italische Rossenamen.

In der weiten, lombardischen Ebene liegt ein kleines, sehenswertes, von Reisenden nur wenig besuchtes Städtchen, das Montagnana heißt. Nicht gar weit von Vicenza liegt es, um einen bekannteren Stadtnamen zu nennen.

Dieses Montagnana ist von ausgezeichnet erhaltenen, mittelalterlichen Mauern umgeben — sie sollen noch hohenstaufischen Ursprungs sein — die allein einen Besuch lohnen.

Montagnana ist, so klein es auch ist, doch ein Lanzenreiterstandort oder, wie man früher im Deutschen gesagt hätte, eine „Lanciergarnison".

Vor einem der düstern Stadttore gewahrte ich an der stadtumzirkenden, uralten Mauer eine Menge schwerer, eiserner Ringe eingelassen und bei jedem der Ringe stand ein Namen angeschrieben, einer schöner als der andere.

Ich sah, daß an einigen der Ringe Pferde angekoppelt waren, an denen halbentkleidete Lanzenreiter sich striegelnd beschäftigten.

Oft schon waren mir die ungewöhnlich schönen, tönenden Namen der italischen Gäule, die Zeugnis von dem feinen Geschmack des Volkes ablegen, angenehm aufgefallen, so daß ich schließlich jeden Kutscher im Süden, der mich auch nur eine kurze Wegstrecke fuhr, nach dem Namen seines Tieres fragte. Meist waren es Einspänner, aber jedes Mal war der Befragte sehr erfreut über meine wißgierige Frage.

Hier, in Montagnana, hielt ich nun eine geradezu seltengebotene

Rossenamenernte; darum bewahre ich der finstern Stadtmauer dort eine so freundliche, sonnig dankbare Erinnerung.

Ich schrieb mir etwa siebzig Pferdenamen in mein Reisemerkbuch, von denen ich eine kleine Auswahl zur Kenntnisnahme — denn auch dies bedeutet ein Stückchen italischer Kulturgeschichte — hier hersetzen möchte:

Moro, Corallo, Orgoglio, Faccella, Granduca, Granito, Gregorio, Gennato, Gradito, Georgina, Lecco, Fiorenza, Museo, Disco (= Diskus), Efora, Nisida, Gennaro, Falkone (= Großer Falke), Brenta, Equite, Incendio (= Brand), Eterea, Dongola, Genio (= Genius), Bagliore, Cit (= Cid), Europa, Enrico, Florida, Fantino, Amor! . . .

## 206. Ein lieblicher Zug romanischen Volkstums.

Meiner Hauswirtin in Rom — Frau Peppina Tarno, einer Spanierin, bei der ich einen römischen Winter zur Miete wohnte — schenkte ich für ihr Töchterchen, die Piccinina, einen schuhhohen St. Nikolaus aus Schokolade. Meine Mutter hatte mir ihn als deutschen Weihnachtsgruß gesendet.

Trotz sonstiger, fast sprichwörtlicher Naschgier der Südländerinnen versagten sich Mutter und Tochter den Genuß, nur um ihn als Andenken an mich aufzubewahren. Ich hielt den schokoladenen Heiligen natürlich für längst aufgespeist . . .

Nach vier Jahren kam ich wieder nach Rom. Meine Mutter, die Spenderin des St. Nikolaus, war in der Zwischenzeit gestorben, und ich hatte die Todesbotschaft Frau Peppina sofort zugehen lassen, weil sie für alles, was mich anging, eine rührende Zuneigung zeigte.

Als ich nach so langer Zeit bei meiner ehemaligen Hauswirtin wiederum eintrat, siehe, da stand mein alter St. Nikolaus unter einem großen, altmodischen Uhrenglas wie ein Hausheiliger auf einem Tischchen am Fensterpfeiler!

Und die gute, treue Seele versicherte mir gerührt: sie verrichte jeden Morgen ihre Andacht davor und bete mit ihrer Tochter „für die Seele meines toten Mütterchens"!

## 207. Der Mäuseregen von Pola.

In den Zeiten, da es noch eine K. K. österreichisch-ungarische Monarchie gab und Pola der gewaltige Kriegshafen der österreichischen Marine war, wanderte ich unter strahlend blauem Sommerhimmel durch die Straßen jener Stadt, deren antike Gassennamen mir angenehm auffielen, hinaus zum wohlerhaltenen Augustustempel.

Beim Näherkommen gewahrte ich auf einer Steinstufe jenes uralten Götterhauses eine große, gescheckte Katze sitzen, die, aufgereckten Kopfes, mit gespannter Aufmerksamkeit unverwandt nach dem hochgelegenen Fenster eines vierstöckigen Hauses gegenüber starrte.

Plötzlich sah ich drei schattenhafte Punkte durch die morgensonnige Bläue herniedersausen, als hüb' es großtropfig aus heiterem Himmel zu regnen an; in unmittelbarer Nähe entdeckte ich, daß es drei tote Mäuse waren, die eine Gönnerin des Tieres von oben ihm zugeschnellt hatte. Zwei der Tierchen lagen vor der Katze; sie hatte die dritte Maus bereits in der Freßarbeit.

Die Katze ließ sich durch meine Zuschauerschaft nicht im geringsten in ihrer Seelenruhe stören und fuhr voller Behagen fort, ihr Katzengabelfrühstück zu verspeisen.

Aus der Gier, mit der sie das mäusespendende Haus gegenüber schon zuvor beobachtet hatte, schloß ich, daß es wohl nicht die ersten Mäuseleichen waren, die von da oben ihr als Leckerbissen zugeflogen sein mochten. —

In meiner Jugend hatte ich, vielleicht sogar im ehemaligen Volksschullesebuch, gelesen, jedenfalls in der Schule gelernt und zeitlebens fest daran geglaubt, daß Katzen nur solche Mäuse auffräßen, die sie selber, womöglich nach einem grausamen Spiel mit ihnen, getötet hätten.

Die Katze von Pola hat mich indessen eines bessern über die Naturanlage der Katzen belehrt und ich bin dieser vierbeinigen Lehrmeisterin dankbar dafür. Sie hat mir die ganze Naturgeschichte auf den Kopf gestellt.

## 208. Die Hökerin von Fano.

Fano! Das ist ein kleines Seebad, an der Küste des Adriatischen Meeres gelegen, so mitteninne zwischen Pesaro und Ankona.

Ein gar weltferner, einsamer Ort, der höchstens durch einen antiken Augustusbogen noch der Rede wert ist — um dessentwillen ich wenigstens ein paar Stunden ihm einmal gewidmet habe — und doch ist sein Name durch die Freundlichkeit einer einfachen Frau mir unvergessen geblieben.

Und das ging so.

Als ich über die Piazza, den Marktplatz des Fleckens, schritt, fühlte ich ein lebhaftes Bedürfnis, mir dort an einem öffentlichen Brunnen die Hände zu kühlen.

Das ist nun eine höchst alltägliche, sehr gewöhnliche Sache.

Daß aber eine Hökerin, die neben dem Brunnen ihren Obststand aufgeschlagen hatte, die mich von Haut und Haaren nichts an-

ging, der ich nicht einmal etwa Früchte zum Naschen abgekauft hatte, sich bemüßigt fühlte, von ihrem Hökerinnenstühlchen sich dienstwillig und menschenfreundlich zu erheben und mir, dem völligen Fremdling, den sie zum ersten Male sah, ein tadellos weißes, reines Handtuch anzubieten, damit er sich die befeuchteten Finger wieder abtrockne, das ist solch eine große Liebenswürdigkeit, solch eine echt italische Gentilezza (sprich: Dschentilezza), daß sie wahrlich schon eines freundlichen Erinnerungswortes wert und würdig ist.

Mit dem Worte „Fano" ist mir seitdem durch jene einfache Frau aus dem Volk alle Herzensfreundlichkeit, deren das Volk Italiens fähig ist, in strahlend verklärtem Andenken verkörpert geblieben. —

Lehre daraus: man soll gegen jeden Fremden, dem man auf der Straße begegnet, ausgesucht höflich und zuvorkommend sein in Worten und Taten, um dem Ruhm seiner Heimat dadurch Vorschub zu leisten . . .

## 209. Italische Ehrlichkeit.

Das Volk in Italien, oft als unehrlich verschrieen, ist besser als sein Ruf.

Taschendiebe und derlei Strauchritter gibt es allenthalben in sämtlichen Städten des Erdballs. An allen Bahnhöfen wird vor ihnen gewarnt.

Auf vielen Wanderungen im Süden erlebte ich Beweise von Ehrlichkeit, gerade beim einfachen Volke.

So fuhr ich eines Frühlingstages in der Gondel von Venedig nach Torcello hinaus, dem schönsten, lohnendsten der entfernteren Kahnausflüge. Nach meiner beliebten Gepflogenheit saß ich mit entblößten Beinen überm Schiffsrand und ließ sie, wie schon so oftmals, im lauen Wasser der Lagune nachschleifen.

So lehnte ich denn auch wieder auf der Heimfahrt von Torcello mit übergeschlagenen Beinen im Schiffchen und, ohne daß ich es gewahrte, war mir mein Taschenmesser entglitten . . .

Ich war an der Piazetta der Gondel entstiegen, hatte den Gondelführer abgelohnt und war bereits über den halben Markusplatz dahingewandelt, als ich hinter mir Rufen und Pfeifen hörte. Da ich in Venedig keine Menschenseele kannte, fühlte ich mich nicht getroffen, schaute mich nicht um, und machte es einem, der mich zum Stillstehen bringen wollte, nicht eben leicht.

Da fühlte ich eine Hand an meiner Schulter. —

Beim Umblicken sehe ich meinen Fährmann atemlos schnaufend und schweißtriefend hinter mir herkeuchen, in erhobener Hand mein verlorenes, von mir noch nicht vermißtes Taschenmesser schwingend!

Der Biedere war nicht zu bewegen, ein Trinkgeld für seine Ehrlichkeit und Bemühung anzunehmen . . .

## 210. Venezianische Krabben.

Von Markusplatz, Markuskirche, Markusglockenturm hört und liest man häufig, aber von den Krabben Venedigs liest und hört man nichts; und doch verdienen auch diese Beachtung und gelegentlich ein kleines „Studium".

Manchmal beobachtete ich am Lido das drollige Leben dieser eigenartigen, windflinken, kleinen Seekrebse.

Einmal sah ich ganz deutlich, wie zwei der wuseligen Tierchen einander nachliefen, wie das vordere stehenblieb, wie sie sich offenbar etwas zuflüsterten, und wie das eine der Geschöpfchen das andere, das ohne Zweifel von des Tages Arbeit ermüdet, vielleicht auch verwundet war, sich auf den Rücken lud und in der Abenddämmerung huckepack heim ins Meer trug.

Andere waren gar zu großen Klumpen um Fischköpfe gefräßig geballt, die kurz zuvor von Fischern abgeschnitten und auf den Meersand weggeworfen worden waren.

Wollte man zum Scherz eines dieser Tierchen ärgern, so stellte man seinen Spazierstock ihnen in den Weg. Wütend und fauchend ging es in lächerlicher Ohnmacht gegen das Riesenungetüm von Stock zum Kampfe vor.

Die Augen traten dem Seegeschöpfchen buchstäblich vor Zorn aus dem Kopf und das ganze winzige Tiergebild war ein Groll und Eifer und unendlich possierlich anzuschauen.

Eine gußeiserne Krabbe zum Andenken erstand ich mir am Markusplatze; sie schmückt als Briefbeschwerer meinen Schreibtisch und erinnert mich stündlich an die abenteuerlich eigenartigen Meertierchen vom Lagunenstrande Venedigs . . .

## 211. Der Wecker von San Marino.

In dem hoch in den Bergen gelegenen, nach liliputanischem Ausmaße winzig kleinen Freistaate San Marino ließ ich mich vom Gastwirte bei Tagesanbruch wecken, da der Postwagen — dessen einziger Passagier ich war — barbarisch frühe nach Rimini hinunterfuhr.

Ich war aber doch noch zeitiger aufgestanden und öffnete, gestiefelt und gespornt zum Abmarsche, die Türe, vor der mein in diesem Augenblick anpochen wollender Wecker splitternackt stand, sich überrascht herumdrehte und mit einem drolligen Aufschrei, bestürzten Erstaunens, das Weite suchte . . .

Beim Verlassen des Hauses sah ich dann durch einen offenen Türspalt diesen Hauswirt (Padrone) völlig entkleidet auf dem Bette neben seiner edeln Ehehälfte liegen.

Vielleicht hat die mittelalterliche, allgemein verbreitete Sitte des Nacktschlafens sich hier noch erhalten. Das Mittelalter kannte keine Nachthemden, was auf eine außerordentliche, und jetzt fast märchenhaft dünkende Abhärtung der Menschen von damals schließen lassen darf.

## 212. Der Postdirektor von Lucca.

Zu Lucca — neben Viterbo, meiner Ansicht nach, der gemütlichsten Stadt Italiens — suchte ich am weitläufigen, in einem alten Palaste befindlichen Hauptpostamt vergeblich den allzu gut versteckten Briefkasten.

Es war noch am frühen Nachmittage, nicht allzulange nach der Mittagsmahlzeit. Beim Suchen geriet ich in ein Irrsal von Gängen und Winkeln, wie sie eben in einem alten Palaste zu sein pflegen. Schließlich stand ich vor der spaltoffenen Tür einer großen Amtsstube.

Beim Öffnen der angelehnten Pforte gewahrte ich zu meinem gelinden Schrecken einen Herrn, zum Mittagsschläfchen ausgestreckt auf einem Ruhebette liegen.

Schon wollte ich mich leise zurückziehen, als der Schläfer sich verwundert die Augen rieb, begreiflicherweise einigermaßen erschrocken auffuhr und nach meinem Begehren fragte.

So spaßhaft, ja lächerlich es mir dünkte, gestand ich ihm, der Wahrheit gemäß, auf der fruchtlosen Suche nach einem Briefkasten, in etwas abenteuerlicher Weise, wider Willen in sein Gemach geraten zu sein und leider seine Mittagsruhe gestört zu haben.

Mit bereitwilliger, musterhafter Geduld setzte er mir liebenswürdig auseinander, wo ich unten am Gebäude meinen Brief, den ich während der ganzen Verhandlung gewissermaßen als Wahrheitsbeweis in der Hand gehalten hatte, glücklich einwerfen könne.

Denn, o! ich, der ein bißchen handwerksburschenhaft aussehende Fremdling war gar beim Herrn Postdirektor selber eingedrungen, um mich nach einem Briefkasten zu erkundigen!! . . .

## 213. Napoleon und Theudelinde.

Die Langobardenkönigin Theodelinde oder auch Theudelinde, und Napoleon, „empereur des Français roi d'Italie", wie der große Korse sich in einem Atem amtlich zu nennen pflegte, sind gewiß ein wunderliches Menschenzwiegespann.

Sie begegnen einem in solcher Paarung in dem von jener früh-

mittelalterlichen Dame, die bereits im Jahre 628 selig verstarb, gegründeten Dome zu Monza bei Mailand, dem Aufbewahrungsorte der berühmten „Eisernen Krone" der Langobardenkönige, mit der sich Napoleon zum „König von Italien" gekrönt hat.

Dort im Domschatze werden nämlich dem Reisenden eine Glucke mit sieben netten Küchlein aus purem Golde gezeigt, die Theudelinde dereinst gehörten, sowie ein abenteuerlicher Völkerwanderungsfächer aus der „grotesken Toilette" der Fürstin, und ein gar ungefüger Riesenkamm, womit sie ihre Haare gestrählt haben soll, von dem man jedoch eher hoffen möchte, daß er in ihrem Marstall für die Schweife ihrer Langobardengäule benützt ward. Die Königin müßte denn ein Haar wie der einst vielgenannte Münchner Maler und Naturapostel Dieffenbach gehabt haben; in jenen Urzeiten ist ja doch alles möglich.

Napoleon, der sich dem Dome der „Eisernen Krone" wohl dankbar erzeigen wollte, mochte sich, scheint es, von einer Theudelinde nicht lumpen lassen, und kam auf den eigenartigen Gedanken, zwei Brotlaibe — jedoch nicht aus Bretzel- oder Grahambrotteig —, sondern den einen aus Gold, den andern aus Silber, vermutlich in einer sinnbildlichen Bedeutung, der altehrwürdigen Kirche zu verehren. Ein Napoleon pflegt nichts ohne tiefern Sinn zu tun oder zu veranlassen. —

So fordern seltsamerweise zu Monza Napoleon und Theudelinde, Arm in Arm, ihre zeitlich so weit getrennten Jahrhunderte vor die Schranken!

## 214. Von einer Kunstausstellung.

In einer zwischenvölkischen Kunstausstellung zu Turin, die sehr geschmackvoll in herrlichen Räumen untergebracht und angeordnet war — in diesen Dingen sind die Italiener bekanntlich groß —, traf ich unter der unendlichen Menge des Ausgestellten doch nur herzlich wenig Erfreuendes und „Sympathisches".

Meist waren es politisch anzügliche, oft geradezu aufreizende Gegenstände, die den Künstlern zum Vorwurfe dienten.

So, wenn ein Bildhauer eine Gruppe schlummernder, die Nacht im Freien zubringender Leute, halb zerlumpt und verwahrlost, darstellte und dazu gar noch die Inschrift setzte:

„So schlafen die Söhne des Volkes!" ...

Dies schien mir denn doch schon mehr eine menschliche Sittenpredigt, an die Anschrift der Regierung gerichtet, als eine reine Kunstleistung.

Garstig und abschreckend geradezu war die bildhauerische Dar-

stellung eines Gehenkten, die einem als Kunst da verzapft ward: ein Galgen war leibhaftig aufgerichtet und an einem schneeweißen Baststricke hing die marmorne, ganz vortrefflich gemodelte Gestalt eines Hingerichteten. Krasse Gegenstände waren in recht wenig künstlerischer Weise überhaupt bevorzugt. Aber dieser arme Schächer am Galgen war die Krone der Kraßheit.

Sehr vernünftig und nachahmenswert schien mir eine italische Gepflogenheit, daß man die von der sogenannten Jury zurückgewiesenen Bildwerke mit ausstellte und nur den von der Jury feierlich angenommenen und gebilligten im Kunstwerkeverzeichnis ein Sternchen vordruckte.

Dies sollte man in Deutschland auch tun. Wieviel Künstlerhaß, Ärger und Neid würde dadurch auf die kinderspielleichteste Weise aus der Welt geschafft: alle „Sezessionen" würden unmöglich gemacht werden . . .

## 215. Ein Lorbeerzweiglein von Böcklin.
(24. Oktober 1898.)

Zum Abschied hatte mir Arnold Böcklin in seinem Garten zu San Domenico bei Fiesole ein Lorbeerreis vom Strauche gepflückt.

Bei hellem Mondschein schritt ich traumverloren auf einsamer Landstraße durch das Tal des Mugnone nach Florenz zurück.

Sorgfältig trug ich das von Böcklin gepflückte Zweiglein zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, es vor mich haltend, sowie man früher gerne Dante und Petrarka mit einem Zweig in der Hand abbildete.

Mein langjähriger Florentiner Freund, der gute, alte Schweizer Kupferstecher Giulio Steiger aus St. Gallen, der bei meinen vielen Aufenthalten in der Arnostadt stets mein Tischgenosse war, und der sich tagtäglich über meinen Essigverbrauch entsetzte, erwartete mich an jenem Abend voller Spannung in der Trattoria Polastri.

Er mochte wohl schon ein Trauerspiel von Hinauswerfen oder doch Hinausbekomplimentieren aus der Villa Böcklin sich geträumt haben — aber nun traute er seinen Ohren kaum, als ich ihm von meinem erfolggekrönten Böcklinbesuche Bericht erstatten konnte, und den vom größten Maler unserer Zeit mir gebrochenen und zum Abschied verehrten Lorbeerzweig vor ihm auf die Tischplatte legte.

Da meinte er: „Diesen Zweig, den ein Böcklin Ihnen gepflückt, können Sie daheim in Deutschland unter Glas und Rahmen aufhängen. Das kommt nicht oft vor. Jede Galerie der Welt würde Sie um diesen Zweig beneiden! Sie können überhaupt von seltenem Glücke sagen, da Böcklin fast nie jemanden vorläßt."

Ich wußte die Auszeichnung vollauf zu werten und bewahre das Reislein als teures Andenken an den größten Farbenmeister des 19. Jahrhunderts.

### 216. Sonnenuntergang auf San Miniato.

Zeigt mir auf der Welt etwas Herrlicheres, als die Schau beim Sonnenhingang von San Miniato, vom Steingeländer des Piazzale Michelangelo, auf Florenz hinunter in die violett gefärbte Abendlandschaft!

Wohl mag der Blick vom Griechentheater zu Taormina hinüber zum blendendweißen Atna, in Schneeglanz und Mandelblüte, wie über das tiefblaue Mittelmeer, landschaftlich noch großartiger und reizvoller sein; aber dort fehlt der unermeßliche, geschichtliche Hintergrund, — und den Menschen fesselt doch zuhöchst der Mensch.

Hier liegt das Arnotal wie eine Riesenschale, der Genüsse, der tragischen Schicksale voll, ausgebreitet. Glühsilbern glitzert der Fluß herauf.

Im Golddunste des Abends hebt die schwerwuchtende Domglocke zu schwingen an, die tiefe Glocke von Santa Croce summt den gewaltigen Ton weiter, unzählige kleinere Glocken und Glöckchen von Kirchen, von Kapellen stimmen mit den Riesenschwestern in unerhört wundervollem Einklang zusammen.

Schautrunken und träumerisch schweift das Auge von Hausfirst zu Hausfirst, von Turm zu Turm über die Stadt der Medizäer, Cosimos, des Vaters des Vaterlands, und Lorenzos des Prächtigen, über die Heimat Dantes und Michelangelos, die Wirkungsstätte Boccaccios und Savonarolas, bis hinüber zu den Höhen des verdämmernden Fiesoles und San Domenicos, wo Arnold Böcklin, der größte Farbenmeister des 19. Jahrhunderts, seine letzten Werke schuf.

Die Schleier des Zwielichts weben sich dichter; kurz ist die südliche Dämmerung; dunkel bricht die Nacht herein und verschlingt Bild um Bild; die Glocken haben allmählich ausgeschwungen, aber noch immer hält der Zauber der Erinnerungen den Traumversunkenen an das Steingeländer gebannt und mit fast übermenschlicher Gewalt muß er sich losreißen, um, überwältigt vom Geschauten, im Nachtdunkel der Stadt, ähnlich all denen, die hier in Jahrhunderten vor ihm gewandelt, zu verschwinden . . .

### 217. Pienza.

Der herrliche Rotwein von Montepulciano, vielleicht der beste Italiens, hatte mir es angetan, und so unternahm ich eine Wall-

fahrt nach dem hochgelegenen Bergstädtchen Montepulciano, in der edeln Absicht, ihn dort vom Quelle zu schöpfen. Das tat ich denn auch redlich in dem guten Gasthaus „Zum Marzokko".

Damit man aber mich nicht mit meinem eigenen Vers aus meinen „Deutschen Hobelspänen" schlagen und mir ein „O Gott, wie bist du materiell!" ins Gesicht schleudern könne, verband ich mit der Weinpilgerstadt einen Ausflug in das nicht allzufern von Montepulciano gelegene, aussichtschöne Hügelstädtchen Pienza, den Geburtsort des großen Papstes Pius II., des Aneas Sylvius aus dem alten Hause der Piccolomini.

Das Städtchen Pienza, also die Pius stadt, hatte den früheren Namen Corsignano abgelegt — ihr großer Sohn Pius verlieh seinem Heimatorte selber den neuen Ehrennamen Pienza, den er seitdem mit Stolz trägt.

Nicht nur der wundervolle, alte Palast der Piccolomini — ein schöner Brunnen im Hofe blieb mir in besonders lebhafter Erinnerung — auch der Blick auf den benachbarten Berg Amiata, den Papst Pius II. so sehr liebte, daß er sich, als einer der ersten modernen Naturschwärmer der Renaissance, in der Sänfte durch die sonnige Landschaft dorthin tragen ließ und mit seinen Kardinälen im Schatten uralter Bäume beim Murmeln der Waldbäche sich erging — steht mir in leuchtendem Gedächtnis.

Unter den bescheidenen Lauben eines kleinen Platzes kaufte ich mir in Gesellschaft eines netten Ortsgeistlichen, der sich dasselbe Wettermöbel erstand, einen ungeheuern, ländlich plumpen Regenschirm, der eher auf die Bühne eines Faschingsspieles gepaßt hätte.

Der Kutscher, der mich in luftig-flottem Einspänner zur Piusstadt lenkte, führte den heldischen Namen Ottaviano (Oktavian) und sein Gaul hieß Moro . . .

## 218. Der rätselhaft eingesperrte Student.

Im Abendzwielicht durch Sienas Gassen schlendernd, geriet ich von ungefähr in den alten, ziemlich zerfallenden Renaissancepalast des ehemaligen Stadttyrannen Pandolfo Peruzzi. Die dicken, hölzernen, von grauen Spinnweben umflorten Pforten standen offen, und jeder konnte sich ungehindert im Hofraum nach Herzenslust umschauen.

Da plötzlich ward ich von oben angerufen. Ein junger Mann stand, eifrig mit den Armen schlagend, am offenen Fenster des ersten Stockwerks und hielt eine lange, feuervoll leidenschaftliche, leider überschnell hervorgestoßene Rede an mich herab, die hilfeflehend genug klang.

In meinem malerisch umgeschlagenen, ärmellosen Radmantel mochte er mich in der Dämmerung trotz meines germanischen Äußern zweifellos für einen Landsmann gehalten haben. Aus seinen sich übersprudelnden Worten glaubte ich verstanden zu haben, daß er eingeschlossen sei und ich ihm, durch Herbeiholen einer Leiter aus der Nachbarschaft, Rettung bringen solle.

Ich bat den etwas Ernüchterten, seine ganze, schöne Rede nochmals, nun aber langsameren Gangmaßes halten zu wollen, damit ich seine Wünsche sicher verstehe. Er tat es, und ich hatte richtig verstanden gehabt. Auf seine Weisung und genaue Schilderung begab ich mich zu einem benachbarten Zimmermann und ließ mir eine ansehnliche Leiter leihen, die ich — die Sache machte mir schließlich Spaß — mit erklecklicher Mühe nach dem romantisch verzauberten, abendlich verlassenen Palasthofe schleppte und sie dort an die Mauer unter dem verzweifelten Jüngling anlehnte.

Mein Schützling knüpfte ein dünnes, kurzes Seil an das Fensterkreuz, dann stieg er aus dem Fensterrahmen und ließ sich behutsam herab; bis er glücklich mit der Zehenspitze die oberste Leitersprosse erreicht hatte, waren es für mich von unten zaghaft Hinaufspähenden Augenblicke voll ängstlicher, atemloser Spannung.

Doch es gelang, und nach stürmischer Danksagung seinerseits schafften wir gemeinsam die Rettungsleiter zurück. Der Gerettete stellte sich mir als „Student Cialfi" vor, geleitete mich eine Strecke Weges und versprach mir gar im Übersturm seines Dankgefühles einen späteren Besuch in Deutschland, wo er seine Studien zu vollenden beabsichtige. Es ist jedoch beim löblichen Vorsatze geblieben, er ist niemals gekommen . . .

Ob er an jenem Abend, da ich die beneidenswerte Rolle des Rettungsengels spielen konnte, ein Romeo-Abenteuer hatte oder als Don Juan aus Rache von einem eifersüchtigen Ehemanne dort eingesperrt worden war, muß ich dem Spiel der Einbildungskraft überlassen. Wer weiß es? Das Geheimnis ist mit dem Schleier der Romantik verhüllt geblieben . . .

## 219. „Giù, giù!"
## ('Nunter, 'nunter!)

Ein südländischer Spitzbubenkniff ist: bei der Ankunft eines Fremden sich schnell auf den Kutschenbock zu schwingen, neben dem Kutscher — der natürlich mit dem Gauner unter einer Decke steckt — mit ins Gasthaus zu fahren und sich für angebliche Empfehlung des Hauses vom Wirt ein entsprechend angemessenes Trinkgeld

zahlen zu lassen, das mit unfehlbarer Genauigkeit auf der Rechnung des hereingefallenen Fremdlings sich wieder einzustellen pflegt.

In Athen und Neapel ging es mir gleicherweise also: sitzt da plötzlich als ungebetener Begleiter des Wagenlenkers so ein schwarzbärtiger, blitzaugiger Kerl vor mir, der mich mit wahren Schakalblicken verschlingt.

Alles Vorstellen und Bitten, ihn vom Bocke zu bringen, fruchtete nichts. Das Reisebuch warnte vor derartigen Gesellen und gab den gutgemeinten Rat, in solchen Fällen ein „Giù, giù!" („Hinunter, hinunter!") ihnen entgegenzuschleudern.

Der Gauner wich aber trotz mehrfacher Giù's nicht vom Flecke.

Da griff ich kurzerhand mit Todesverachtung und Ekelüberwindung an die schmierige Hutkrempe des Aufdringlings, hob ihm die Bedeckung von seinem ehrwürdigen Spitzbubenhaupt und warf sie in schöner Wurfbahn, soweit ich es vermochte, hinaus ins Straßengewühl.

Dieses Mittel wirkte jeweils Wunder.

Keiner wollte seine Mütze fahren lassen; sagt doch schon Schiller, daß der Hut des Mannes Zierde sei. Jeder sauste seiner Kopfbedeckung atemlos nach und ich war eines ungerufenen, unerwünschten Begleiters ledig . . .

## 220. Bei den Hirten von Galera.

Eine Hirtenfamilie hatte sich im Getrümmer Galeras eine Schilfhütte gebaut.

Da lagen, dem Sturm und Regen preisgegeben, eine Frau mit zwei schwer keuchhustenden Kindern im Bett am Fieber darinnen.

Hundert Bienenstöcke lieferten den einsamen Siedlern ihre Hauptnahrung: den Honig.

Sie erbettelten sich kein Geld von uns — was mochte Geld ihnen frommen? —, sie baten nur flehentlich um Zündhölzer, um sich in den Nächten ein Feuer zünden zu können!

## 221. Der wilde Esel von Galera.

Fünfviertel Stunden abseits vom Bahnhof Cesano, mitten in öder Wildnis der Campagna, suchten wir die uralte, einsame Stadt Galera mit Kirche, Schloß, Stadttoren und Mauern auf — aber alles schon im Mittelalter, des Fiebers halber, von ihren Bewohnern verlassen, dichtgrün von Efeu umsponnen, auf steilem Felsen hoch über dem trägen Steppenfluß Arrone gelegen, der dort ein tief eingeschnittenes Bett hat und in scharfem Bogen die ausgestorbene Stadt umfließt.

Beim Verlassen des Trümmerfelds stellte sich uns ein wilder Esel wegsperrend entgegen und schien nicht übel Lust zu verspüren, sich in ein Scharmützel mit mir und meinem Begleiter einlassen zu wollen.

Da Pferde- sowie Eselsbisse — wegen der Mahlzähne dieser Gottesgeschöpfe — die allerschlimmsten, tiefsten Fleischwunden verursachen, so war die Sachlage nicht unbedenklich.

Auf einen Kampf mit dem gefährlichen Tiere, das mit schnaubenden Nüstern und streitlustgebleckten Zähnen drohte, auch schon mit Hufen rasend um sich zu schlagen begann, mochten wir uns nicht einlassen.

Wir dachten: der Gescheitste gibt nach; und so galt es denn, das störrische, bösartige Vieh zu überlisten. Wir spielten um alte Mauerreste Versteckens mit ihm — endlich gelang es uns, durch ein weißgraues Stadttor, das noch ein steingehauenes Wappen der mächtigen Familie Orsini zierte, vor dem grimmigen Esel hinaus in die freie Campagna zu entfliehen. —

## 222. Bei Cölestin dem Fünften.

Über das in großartiger Felslandschaft sich hinstreckende Schlachtfeld von Tagliacozzo und Scurcola, wo der unglückselige Konradin sein trauriges Hohenstaufenschicksal vollendete, fuhr ich in die Abruzzen.

Hätte jener Königsjüngling in Deutschland seine Herrscherpflichten übernommen und das fruchtlose, italische Abenteuer endgültig aufgesteckt, hätte er Deutschland die Schmach seiner Hinrichtung, und gar noch durch einen französischen Henker, erspart.

Die schneeweißen, himmelhohen Felsgrate hoben sich von der Atherbläue wie lauter riesige, abenteuerliche Mailänder Dome ab und beschatteten die „tragische" Schlachtstätte.

Von Sulmona stieg ich noch gegen Abend in die Felsen der Majella, um die wundersame Einsiedelei Cölestins des Fünften zu besuchen, die ich in anstrengender Bergkletterei zur Sonnenuntergangszeit erreichte. Der Himmel strahlte in violett zerschmelzender Abendbeleuchtung.

Für diesen Einsiedler Cölestin, der eines der eigentümlichsten Papstschicksale hatte, hegte ich von jeher besondere Vorliebe. Er ward mit 90 Jahren zum Vater der Christenheit erwählt, wurde gezwungen, seine einsame Felsenklause mit den Sälen des Laterans, die Felsstufen der Majella mit den Stufen des päpstlichen Thrones zu vertauschen.

Aber der weltfremde, unglückliche Mann, der fast ein Jahrhundert

auf dem Rücken trug, hielt es nur kurz auf Petri Stuhl aus; er kehrte wieder heimwehvoll in die Felseneinsamkeit zurück, um zu sterben. Wahrlich, ein ergreifendes Schicksal!

Im benachbarten Aquila, das seinen Namen von dem Reichsadler der Hohenstaufen führt, besuchte ich andächtig in der Kirche Santa Maria del Collemaggio das Grab des wundersamen Papstgreises, den man wider seinen Willen zur höchsten Würde der Christenheit erhoben hatte. Er starb im Jahre 1296 . . .

## 223. Die Stadt hilft suchen . . .

Im etruskischen Städtlein Corneto wollte ich die altetrurische Totenstadt („Nekropole") besuchen.

Auf dem Rathaus erfragte ich den hierzu nötigen Aufseher, ohne ihn auftreiben zu können.

Die Gefälligkeit der Bürger Cornetos war so groß, daß es einer dem andern sagte. Schließlich schien die halbe Stadt auf der Suche nach dem verlorengegangenen Fremdenführer.

Mir selber hatte sogar eine freundliche Obsthändlerin einen Stuhl herbeigetragen und ihn mitten auf dem Marktplatz aufgestellt!

Und so saß ich denn nun, indes die andere Einwohnerhälfte der Stadt, die nicht auf die Suche gegangen war, sich gaffend um mich drängte, den seltenen Fremdling mit Blicken verschlingend.

Endlich, endlich hatte man den urwüchsigen, engbrüstigen Alten aufgefunden, und wo steckte dieser fromme Mann? nicht etwa beim Frühschoppen, wohl aber in der — Messe bei der Morgenandacht! Solchen städtischen Fremdenführer lob' ich mir . . .

## 224. Das Aufsehen zu Cesēna.

In Cesēna war es, wo meine Erscheinung — das Urbild des germanischen Wanderers mit Kremphut, Reisetasche, schwerstieligem Reiseschirmstock — unglaubliches Aufsehen erregte.

Das ganze Städtchen war am Frühlingsabend auf dem Hauptplatze zur Militärmusik versammelt, als ich, um eine Ecke biegend, auftauchte. Vom Oberst bis zum Gassenjungen herab fraß man mich mit Neugieraugen förmlich auf. Es war mir nahezu peinlich. Auf keiner Wanderung im Süden ist mir Ähnliches begegnet. Selten nur schien ein Fremder in dieses Örtlein sich zu verirren.

Ich war froh, als ich der mich anstarrenden Zuschauermenge glücklich ins Gasthaus entronnen war, wo mich im Speisesaal sofort ein Mäuslein empfing, das zutraulich, mir aber höchst unwillkommen, um meine Füße huschte — puh!

## 225. Präraffaelitisches.

Im Bergneste Montefalko, hoch über Foligno, lernt man Perugino, Raffaels Lehrmeister, kennen und lieben; gewissermaßen als Vorschule für Perugia und Florenz.

Bekanntlich nehmen die umbrischen Maler mit Vorliebe die liebliche Berglandschaft ihrer Heimat zum Hintergrund ihrer Heiligenbilder.

Diese zarten, blauen Hügel mit ihren abendlich dämmernden Schatten geben den Bildern etwas unsäglich Weiches, Friedevolles.

Nur wer die wunderbar bläulichen Färbungen umbrischer Höhenzüge selber im Abendlichte geschaut, kann diese Gemälde völlig verstehen . . .

## 226. Die Vernunft des Maultiers.

Bei glühender Hitze kam ich den Felsenweg vom Monte Subasio, wo ich dem hoch im Gebirge gelegenen Klösterlein und einstigen Sommersitze des heiligen Franziskus einen Besuch abgestattet hatte, nach Assisi herabgeritten.

Das Fell meines Maultiers glänzte vor Schweiß wie von Silber in der Mittagsglut. Außer dem Maultiertreiber und mir, dem einsamen Reiter, war weit und breit in der lechzenden Landschaft keine Seele sichtbar.

Außerhalb der Stadtmauer war ein steingefaßtes Brunnenbecken, und schon von ferne blitzte verlockend der helle, verheißende Wasserspiegel. Ich freute mich schon im voraus, der wollüstigen Gier des durstgepeinigten Tieres zuzuschauen, womit es die erfrischenden Wellen einschlürfen werde.

Der jugendliche Treiber, keine unedle Gestalt, riß es am Zügel nach dem Brunnenrande hin und wollte es schier mit Gewalt zum Saufen zwingen.

Doch das Tier, so erschöpft, so glühend durstvoll es sein mochte, weigerte den Trank mit aller Macht und war nicht zu bewegen, auch nur einen Tropfen einzusaugen, indem es die Lippen zusammenpreßte.

Der törichte Tierlenker wollte gar das kluge, enthaltsame Geschöpf, vermeintlicher Halsstarrigkeit halber, mit der Gerte züchtigen. Ich wehrte ihm heftig, und ritt, nordischer Biertrinker gedenkend, die oft menschentöricht ihren eiskalten Schoppen in der Hitze hinunterstürzen, fast bewegt von dem viehgescheiten Naturverstande dieses Tierchens, in die alte Stadt des mystischen, sonnengesangsingenden Heiligen ein . . .

## 227. Im Stadttheater von Ravenna.

In den Zeiten des zu Ravenna beigesetzten Honorius oder des in Goldmosaiken verewigten Justinian und seiner Zirkusreiterin-Kaiserin Theodora ist's allerdings nicht gewesen; aber man kann auch heutzutage zu Ravenna noch etliches Merkwürdige erleben!

So sah ich mir einmal im dortigen Stadttheater die französische Oper „Werther" von Massenet an, ein trotz einiger hübschen Singweisen ziemlich langweiliges Tonwerk.

Es ward rasend beklatscht, wie stets in Italien, und manches mußte bis zu drei Malen wiederholt werden.

Vor dem vierten Aufzuge, bei noch herabgelassenem Vorhang, indes die Zwischenaufzugsmusik spielt: fällt ein Schuß! Der Vorhang geht auf: man sieht — den blutüberströmten (!) Werther, der soeben den Selbsttötungsversuch gemacht hat, im Lehnstuhle sitzen. Ein entsetzlicher Anblick!

Carlotta (= Lotte) stürzt herein. Der arme Schelm von Werther kehrt für den ganzen Aufzug wieder ins Leben zurück; sie singen miteinander um die Wette, er natürlich stets im Lehnstuhl und immer auf der Bühne sterbend, bis er endlich, endlich seinen Geist glücklich aufgibt. Draußen singt übergefühlvoll ein Kinderchor. Es ist schier herzbrechend gewesen ...

## 228. Auf der Insel Elba.

Eine halbe Woche lang durchstreifte ich dereinst die kleine, eisenhaltige Insel Elba zu Fuß, zu Wagen, zu Maultier, zu Schiff.

Zu Portoferrajo, Napoleons kurzlebigem Kaisersitze, ließ sich allabendlich ein riesiger Kolkrabe, wie ich vermutete, auf der Laterne nächst meinem Gasthoffenster zum Schlummer nieder, was wirklich aussah, als ob noch ein ehemaliger napoleonischer Kaiseradler da herumgeisterte.

Von der alten Eisenhafenstadt (= Portoferrajo) trug mich längs der eisenroten Küste die Post in das weltferne Fischerdorf Marciana Marina. Und welche Post! ein offener, zweiräderiger Karren!

Für einen Mitreisenden war Platz neben dem prachtvollen Postschaffner Gaetano (Cajetan!). Das Gepäck baumelte unten in einem Netze.

Ein Gasthaus gab es nicht im Dorfe; ich wohnte bei Privatleuten, die ein Zimmer vermieteten.

Der Sohn des einst berühmten Maschinenbauprofessors Redtenbacher hatte mir das Haus empfohlen und mir Grüße für diese Leute mitgegeben, und sie hatten eine solche Freude, von ihrem früheren Mietsherrn aus dem Norden etwas zu vernehmen, daß ich

es wie Goethe beim Heimgange Friedrichs des Großen den Sizilianern gegenüber machte — daß ich nämlich den Frohbewegten das kurz zuvor erfolgte Ableben meines Grüßesenders aus überzarter Rücksicht verschwieg; ich beteuerte nur, es gehe ihm gut, und glaubte, damit keine Unwahrheit gesagt zu haben. —

Heimwärts, immer dem herrlichen Meeresstrand entlang, kutschte mich diesmal im einsamen Postkarren ein Romolo!

In Italien hat man stets das Gefühl, auf antikem Boden zu stehen. Mich bedienten dort schon Virgilio, Lysandro, Aristide, Orlando, Ulisse, Pirro (Pyrrhus!) und andere Träger ähnlich stolzer Namen.

Aber nicht nur die Menschen, auch die Tiere tragen oft auffallend schöne Namen, edelklingend dem, der Ohren dafür hat: ein Gallo, ein Corallo, ein Ottaviano, ein Moro zogen schon meinen Wagen . . .

## 229. Marciana Marina.

Im Fischerdorfe Marciana Marina (Insel Elba) unternahm ich einen Abendgang am Meere.

Weit und breit kein Mensch, kein Haus, nur Felsenwüstung und Meeresflut im Sprühen des Sonnenuntergangs.

Nach beliebter Gepflogenheit ließ ich mich auf einem Steinblocke nieder und plätscherte mit nackten Füßen in den salzig schäumenden Wellen. Der Abendkühle halber hatte ich den vertrauten Radkragen um mich geschlagen. —

Da tauchten in weiter, weiter Ferne zwei Gestalten auf, erst fast wie Stecknadeln mit großen Köpfen. Im Sturmschritt eilten sie näher; die Nadelköpfe vergrößerten sich zu Napoleonshüten: es waren zwei Karabinieri, die mich, scharfen Auges, aus der Ferne her ausgekundschaftet hatten.

Da sich zu Portoferrajo wie auf den Inseln der Umgebung von Elba mehrfache Bagni befinden, kommt es zuweilen vor, daß ein Sträfling entspringt. Ich selbst hatte tags zuvor die Gefängnisse zu Piombino und Portoferrajo besucht und war nur in meiner Eigenschaft als Nicht-Italiener eingelassen worden — von eigenen Landsleuten fürchten sie, daß einer im stillen Einverständnis mit einem Eingesperrten stehen könne. In schauerlichen, dem Meer ausgesetzten Zellen, sah ich unheimliche Verbrechergesichter und hörte das Klirren zahlloser Ketten . . .

Und nun hielten mich die auf Sturmesfittichen nahenden Feldschutzleute bzw. Küstenwächter, für einen entsprungenen Häftling! Da ich, meiner Kurzsichtigkeit halber, sie selber erst aus der Ent-

fernung für Spitzbuben gehalten hatte, die mich zu überfallen beabsichtigten, vollendete ich schleunigst meine Fußwaschung und bereitete mich zum Empfange.

Sie verlangten, mißtrauisch genug, nach meinen Papieren. Meinen Paß trage ich stets auf Reisen bei mir. Ich klagte ihnen: es sei mir ein solches Ausforschen auf offener Straße, in offener Landschaft, noch niemals in Italien begegnet. Sie beruhigten mich: es habe nichts zu bedeuten („niente cattivo") und erzählten von den häufigen Fluchtversuchen der Galeerensträflinge.

Wir wanderten nunmehr lachend und scherzend über unser Abenteuer, ich unter dem denkbar sichersten Schutz in der Mitte, zum Fischerdorfe zurück und schieden als gute Freunde . . .

## 230. Der Krüppel von La Spezzia.

Lange, schwüle Herbsttage hatte ich mich nachrichtenlos abgesorgt, wie es daheim um Weib und Kind stehen möchte, und endlich ein Gelübde getan, nach Eintreffen einer Botschaft von Hause dem nächstbesten Bettler ein außerordentliches Almosen zu verehren.

Endlich ward mir auf der Post ein Brief ausgehändigt, der zwar schon tagelang postlagernd gelegen, mir aber durch die Liederlichkeit eines Postbeamten nicht ausgefertigt worden war.

Selig im Besitz guter Nachrichten aus Deutschland, gewahrte ich einen armen Krüppel mit einem Armstumpf an einer Straßenecke beim Hafen sitzen, der eine verschämte Bettelbewegung machte.

Ich schritt auf ihn zu, hielt ihm das frisch erhaltene Schreiben vor die Nase und sagte: „Ich habe hier einen guten Brief aus meinem Vaterland erhalten", worauf er sich, glückwünschend und lächelnd, mit italienischer Verbindlichkeit verneigte. Dann aber fuhr ich fort: „Deshalb gebe ich dir eine Lira zum Ausdruck meiner Freude!"

Nie werde ich sein verklärtes, glückstrahlendes Gesicht vergessen; er sprang ordentlich in die Höhe und rief begeistert: „Ich segne die Hand, die diesen Brief geschrieben, und werde Ihnen mein ganzes Leben hindurch dankbar sein!"

Also gesegnet von Italiens Bettlertum, eilte ich hochgefühlsvoll zum Bahnhof und gelangte nach prachtvoller Abendfahrt in die Berge von Lavagna, der Heimat Fieskos . . .

## 231. Der Ferge von Camogli.

Ein alter Schiffer ruderte mich von Camogli (Riviera Levante) nach den Doriagräbern zu San Fruttuoso. Ich äußerte Lust zu einem Seebade. Doch er warnte mich, an einem Vorgebirge (punta) zu

baden, da sich dort mit Vorliebe die Haifische aufzuhalten pflegten; er wolle mich in eine sichere Badebucht geleiten. Dies geschah, und ich entkleidete mich.

Da ich mein Reisegeld in einem Brustbeutel auf dem bloßen Leibe trug, war mir dies beim Hemdablegen eine kleine Verlegenheit. Der Ferge bemerkte, wie ich meine bescheidenen Schätze möglichst ungesehen unter den Kleidern zu verbergen trachtete.

Alsbald hub er an: „Seien Sie unbesorgt! Wir alle zu Camogli sind Ehrenmänner (siamo galantuomini), und wenn Sie Millionen bei sich trügen, könnten Sie völlig sicher bei uns sein. Seit Jahren hat hier kein Karabiniere (Gendarm) mehr Arbeit gehabt!" . . .

## 232. Inschrift zu Bellinzona.

Zu Bellinzona, der schönen, von alten, grauen Schlössern überragten Durchgangsstadt nach dem Süden steht in der Straße riesenhaft ein Torbogen, der eine beachtenswerte Inschrift trägt.

Gewiß geht mancher achtlos unter dem Bogen hindurch, ohne den Worten der Inschrift weiter nachzudenken oder sie überhaupt zu gewahren.

Die Worte, die mich bei mehrfachen Besuchen Bellinzonas eigen berührt und bewegt haben, heißen:

„Via nunc patet hostibus et amicis."

(Der Weg steht nun offen Feinden und Freunden.) —

So ist für den aus Norden Kommenden gleich der erste Gruß des Mittaglandes klassisch, für den aus Süden Heimfahrenden bedeutet es einen Abschiedsgruß, der zu denken gibt . . .

## 233. Eine unterhaltsame Eisenbahnfahrt.

Sehr hübsch war einst eine Fahrt von Mailand nach Genua mit der Familie eines nach Amerika auswandernden Musikers, der ein zusammenlegbares, mit den Füßen, ähnlich einem Spinnrade, tretbares Harmonium mit sich führte und fast den ganzen Weg zur Unterhaltung der Mitreisenden spielte und dazu mit wunderschöner Baßstimme Lieder sang.

Ein zusammenlegbares Harmonium hatte ich nie zuvor gesehen. Aufgestellt, hatte es etwa die Form einer Nähmaschine; es war ein französisches Erzeugnis, wie mir der Sänger sagte.

Ein italischer Fußsoldat saß mit im Abteil, der mich plötzlich in gebrochenem Deutsch fragte: „Sind Sie ein deutscher evangelischer Pfarrer?" was ich lachend verneinte. Er erzählte, daß er „als Kaufmann und Schreiber" zwei Jahre zu München, Hamburg und

Bremen verbracht habe. Natürlich mußte ich ihm aus seiner großen Korbflasche in Rotwein Bescheid trinken.

Auf allen Bahnsteigen, wo der Zug hielt, bildeten sich Gruppen, echt italischer Art, von Neugierigen, die Gesang und Spiel unseres Fahrtgenossen mitanhören wollten. Sogar auf den beiderseitigen Trittbrettern des Wagens standen sie Kopf an Kopf und krallten sich mit den Händen krampfhaft an das eiserne Gestänge.

Die unglücklichen Geschöpfe, die da vermeinten, man könne hier in Italien nur erster oder zweiter Klasse reisen, hörten aus ihren Abteilen wohl mit neidischen Ohren auf unser „Gratiskonzert" dritter, ungepolsterter Klassengüte herüber.

Und, wirklich, ein solcher, der es nicht mehr in der Langweile zweiter Klasse auszuhalten vermochte, ließ seine Fahrkarte springen und stieg zu uns herüber . . . Zu Novi geschah dies, wo wir eine geschlagene Stunde Aufenthalt hatten . . . Der neue Reisegast war ein junger, künftiger Schiffsarzt aus Berlin. Er meinte: so was habe er noch auf keiner Bahnfahrt erlebt und er werde nur noch dritter Klasse künftig in Italien fahren, wozu ich ihn nur aufmuntern konnte, da die andern Klassen niemals so lebensvolle Bilder böten.

In den Tönen des Harmoniumspielers und virtuosen Volkssängers ist mir Italien wieder in seinem wundersamen Gemisch von Schönheit und Schwermut aufgegangen.

Ein großer Erdkundiger war der schiffsärztliche Jungmann allerdings nicht. Wiewohl er aus Berlin, also berufsmäßig „ein heller Kopf" war, glaubte er allen Ernstes: man komme auf dem Wege von Mailand nach Genua am — Lago maggiore vorbei, nach dem er unablässig Ausschau hielt!

Sonst aber war er ein netter Gesellschafter und, von einem deutschen „Spediteur" in Genua als Schiffsarzt verschrieben, zum erstenmal auf italischem Boden.

Er hatte noch keine Ahnung, in welche Gegend der Welt er heute abend oder doch morgen frühe fahren werde.

Am Bahnhofe zu Genua war allgemeine, große Verabschiedung der höchst unterhaltsamen Reisegesellschaft auf ewig . . .

## 234. Konstantin Dausch, der Bildhauer.

Eine eigentümliche Erscheinung, groß und stark, mit mächtigem Vollbart, war der deutsch-römische Bildhauer Dausch, ein geborener Schwabe.

Die marmornen Schöpfungen seiner edeln, klassischen Kunst fanden vorwiegend ihren Weg nach Bremen, wo seine besondern Gönner und Mäzene zu leben schienen.

Ich hatte in meinem römischen Winter 1882/83 ab und zu mit ihm verkehrt und ihn 1898 wieder aufgesucht. Er hatte gerade seinen wundervollen „Merkur", ein ebenfalls für Bremen bestimmtes Bildwerk, vollendet.

Damals stand der Meister stark in den Fünfzigern und war seit 29 Jahren in Rom ansässig; er hatte sich aber nicht recht eingelebt, litt stets am deutschen Heimweh und plante für den Abend seines Lebens eine Heimkehr ins Vaterland.

Nie hat ein mir verhältnismäßig fernstehender Mensch rührenderen Abschied von mir genommen, als Dausch im Herbst 1898. Mehrere Male fiel er mir um den Hals, weinte und schluchzte laut dabei. Auf meine Frage, warum er denn so bewegt sei, stieß er unter heißen Tränen hervor: weil Sie in die Heimat gehen! —

Er bewahre stets ein deutsches Goldstück, sagte er, das trage er jeden Sonntag wie einen „heiligen Penaten" in der Westentasche; daran erquicke er sich ebensosehr wie die Fremden am Apoll von Belvedere oder am Sterbenden Fechter, so wohltuend sei es ihm, ein gediegen Stück deutschen Goldes zu sehen, bei der in Italien gebräuchlichen, elenden, schmierigen Papiergeldwirtschaft! — Gut, daß der treue Mann die späteren Elendszeiten Deutschlands nicht mehr erleben mußte! . . .

Der tiefgerührte Bildner ließ eine Flasche Weins in der Abschiedsstunde kommen und rief: Auf Wiedersehen in Deutschland!

Im selben Augenblick trat sein Hühneraugenentferner herein, ein Mann, der, wie sich herausstellte, ein seltsames, echt römisches Künstlerschicksal hatte: er war einst selbst Künstler, ein Maler, der seine Bilder nicht absetzte; da ergab er sich in der Not des Hungers dem einträglicheren Berufe des Leichdornschneidens, und nun habe er, wie er, schmunzelnd und auf seinen Beutel klopfend, versicherte, „immer die Taschen voll Geldes!" Indes wir vom Weine zechten, wurden Dausch gleichzeitig die Hühneraugen geschnitten und er meinte, sich entschuldigend: nur vor einem Künstler selber lasse er solches geschehen! . . . Ein eigenartig Malerwerkstattbild . . .

## 235. Ein stimmungsvoller Friedhof.

Außerhalb der „ewigen Stadt" liegt ein, wenigstens den Bildern nach, auch manchen Nicht-Romfahrern bekannter Friedhof: die Ruhestätte der vorwiegend protestantischen Ausländer neben der antiken Cestiuspyramide zu Füßen des Monte Testaccio, des Scherbenbergs der Alten.

Viele, viele von jenen, mit denen ich in meinem römischen Winter

1882/83 und bei späteren römischen Aufenthalten heiter und frohbewegt zusammen war, habe ich dort wieder beisammen gefunden. Reihenweise liegen sie dort als stillgewordene, zur Ruhe gelangte Waller bestattet.

Oben rauscht der Herbstmorgenwind in den Wipfelkronen dunkler Zypressen über den Gräbern, unten wiegen sich schneeweiße Lilien und Hyazinthen in seinem Hauche.

Vielen großen, berühmten Namen begegnet man hier, bewußt oder auch unvermutet: Maler, Bildhauer, Dichter, Schriftsteller, Deutsche, Nichtdeutsche —

Wundersame, rührende Inschriften stehen auf den zahllosen Grabsteinen, aber kaum eine zweite hat mich in ihrer schlagenden, überwältigenden Kürze so bewegt und ergriffen, als die Grabaufschrift eines kleinen russischen Prinzen Demetrius Trubetzkoi:

„Venne a Roma
Sali al cielo." —
(Er kam nach Rom,
Er stieg in den Himmel.)

## 236. Der Abschied des Kardinals.

Zufällig wohnte ich am Bahnhofe zu Rom der Abfahrt eines Kardinals bei.

Der Kirchenfürst, ein stark angegrauter Mann in aufrecht hoher Haltung, mit vornehmen, edeln Gesichtszügen, hatte sich in einen langen, schwarzen Mantel gehüllt. Nur die rote Kordel mit roter Quaste, die sich um seinen breitrandigen, schwarzen Hut schlang, und gelegentlich die zum Vorschein kommenden roten Strümpfe verrieten seine hohe Würde.

Sein Kammerdiener, der ungefähr halb so groß als der Herr war und sich immer unterwürfig gebückt hielt, vergoß heiße Tränen der Abschiedsrührung und küßte, oder richtiger gesagt, leckte ihm unablässig die Hand und schien vor Ergriffenheit keine Worte zu finden.

Ich suchte mir Gesicht und Gestalt des hohen Herrn fest einzuprägen; denn wer weiß, ich hatte vielleicht den künftigen Statthalter Christi auf Erden, sozusagen unter vier Augen, in der römischen Bahnhofhalle gesehen . . .

Draußen aber fuhr ein Leichenwagen vorbei, in theatralischer Aufmachung, wie die Italiener — Südländer sind ja Kinder — es lieben. Ganz aus Glas und Gold. Hintenauf standen goldbetreßte Lakaien in großen, uralten Federhüten und hielten sich an den

Quasten, wie man es vor einem halben Jahrhundert noch öfters zu Karlsruhe an den Hofwagen bei fürstlichen Aufzügen sah, was mich als Knaben mit außerordentlicher Ehrfürchtigkeit erfüllte . . .

## 237. Auf dem Vorgebirge Theoderichs.

Dicht hinter dem volkwuselnden Ameisenhaufen Terracina erhebt sich ein steiler Berg: das Vorgebirge Theoderichs.

Ich erstieg ihn im Schweiße meines Angesichts in glühender Oktoberhitze.

Oben stehen die stattlichen Trümmer eines alten Venustempels. Die ganze Höhe ist noch mit Marmortrümmern übersät. Auf den noch vorhandenen Altarsockel, worauf einst das Götterbild der Aphrodite, der Liebesgöttin, sich erhob, legte ich, im Gedenken an Deutschland, in feierlicher Stimmung das Bild meines fernen, jungen Weibes.

Danach glitt ich, rutschend auf meiner ganzen Hintergestalt, den marmorglatten Berg, gestreckter Länge, hinab.

In der Tiefe des Tales stand glutübergossen ein Ölhain, der mich mit dürftigem Schatten gastlich umfing. Den ersten Ölbaum, den ich erreichte, umarmte ich, küßte seinen Stamm und brach von seinem Astwerk einen Zweig — ein Ölzweig vom heiligen Ölbaum bedeutete den Menschen des Altertums das Höchste! . . .

## 238. Die Meerfahrt nach Astura.

In Porto d'Anzio — dem Hafenort Antium der alten Römer — mietete ich mir eine Segelbarke zur Fahrt nach Astura, der einsamen, schwermütig stimmungsvollen Meeresburg, der verhängnisvollen Feste, wo der letzte Hohenstaufe, Konradin, vom verräterischen, burgbesitzenden Frangipani gefangen genommen und seinem königlichen Henker Karl von Anjou ausgeliefert ward.

In zwei Stunden stiller Seefahrt gelangt man zu den meerumspülten Mauern der kleinen Inselfeste; dort durften wir nicht landen, sondern mußten uns mit einer Rundfahrt um das abenteuerliche, burgwehrgegürtete Eiland begnügen.

Da plötzlich hob sich widriger Wind auf der Heimfahrt. Ungeheure, wundervoll purpurblaue Wogen kamen unheimlich an die Seiten meiner wild und immer wilder umhergeschleuderten Barke herangeflutet. Es ward mir etwas schwül zumute; noch nie hatte ich mich so krampfhaft nach festgegründeter Erde zurückgesehnt. Fast vier Stunden — von eins bis fünf Uhr nachmittags, also die doppelte Zeit der Hinfahrt — dauerte das entsetzliche Geschaukel, das



BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

uns eher westlich nach Sardinien hinüber, als zum italischen Festland im Osten werfen zu wollen schien.

Meine beiden Schiffsleute, der schwarzbärtige Antonio — im Fischerort unter dem verwegenen Namen Il Totone bekannt, wie er mir voll Stolzes erzählt hatte — und noch ein junger, stämmiger Mitgeselle blitzten mich mit glühenden Augen an; und Il Totone fragte, mich etwas ungemütlich ausforschend, als eben die Wellen am höchsten gestiegen waren: „E Lei catolico?" (Sind Sie katholisch?) . . . In diesem Augenblick fuhren mir alte Schiffergeschichten wie Blitze durchs Hirn, Mären von abergläubischen Seeleuten, die vermeintliche oder wirkliche Ketzer ins Meer gestoßen hatten, im Wahne, der Herrgott — oder im Altertume die Götter — hätten aus Haß gegen den Ungläubigen den Sturm erregt!

Um ähnlichem Schicksal zu entrinnen — da ich keine Lust hatte, den Haifischen als Futter zu dienen — log ich den neugierigen Frager an: Si, Totone, s'intende! (Ja, Totone, versteht sich!) Und zur Bekräftigung schlug ich auf Stirn und Brust ein mystisches Zeichengebilde mit dem Zeigefinger.

Die Schiffsleute waren ketzerberuhigt und ihren schier übermenschlichen Anstrengungen gelang es endlich, das große Boot den fürchterlichen Strudeln zu entreißen und glücklich in dem rettenden Hafen von Porto d'Anzio zu bergen . . . Ich atmete auf und hatte vorerst an weiteren Barkenfahrtunternehmungen genug . . .

## 239. Nordische Kleinstädterei.

In der herrlichen, unvergleichlichen Königsstadt des Nordens, in Stockholm, ging es, trotz aller Schönheit und Großartigkeit, im Hochsommer 1882 noch recht kleinstädtisch, kleinbürgerlich und altväterisch her: so waren einmal auf der Hauptpost die Briefmarken ausgegangen, so daß der Schalterbeamte mich allen Ernstes ersuchen mußte, am Nachmittage wieder vorsprechen zu wollen, da bis dorthin wieder Vorrat an Freimarken eingetroffen und dem Mangel Abhilfe geschafft sein werde!

## 240. Im nördlichsten Wald Europas.

Auf meiner ersten Reise durch Skandinavien hielt ich mich eine merkwürdige Woche lang in Hammerfest auf, wo mir besonders das herrliche, berühmte Trinkwasser unvergleichlich gut schmeckte, der Trangeruch aber, der über der halben Stadt dunstete, mir minder angenehm war.

Da die Mitternachtsonne mit eigenartig düsterem, rotgelblichem

Lichte Tag und Nacht am Himmel stand, beschlossen wir, das gute Wetter zu nützen und den unfernen Berg Tyven zu besteigen.

Wir hatten im Reisebuche gelesen, daß zu Füßen dieses Berges der nördlichste Wald unseres Erdteils, ein Birkenwald, wachse. Was konnte mehr unsere Schaugier reizen, als im Schatten des mitternächtlichsten Waldes, der Krone der Wälder des geliebten Europas, uns zu ergehen.

Wir erreichten den Tyven, auf den an diesem denkwürdigen Tage Tegnérs Vers aus dem Frithjofliede wie auf den Felsenleib geschrieben war:

„Mitternachtsonn' auf den Bergen lag,
Blutrot anzuschauen;
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein eigen Grauen." —

Aber wir mochten spähen, uns die Augen ausgucken, soviel wir wollten, wir konnten keinen Wald, ja nicht das geringste Hölzchen entdecken, das uns vor den immerhin, trotz der Nordpolnachbarschaft, recht anständig heißen Strahlen der Nachtsonne geschirmt hätte.

Plötzlich überkam uns eine Erleuchtung: wir wanderten schon eine geraume Zeit in, beziehungsweis über dem Zwergbirkenwald umher, der weithin den Heideboden rings um den Berg bedeckte und uns etwa in Spannenhöhe gar unscheinbar umgab. Ich glaube noch, den samtartig weichen Grund unter meinen Schuhsohlen zu spüren, wie den weichsten Smyrnateppich.

In einem solchen Walde, wie für Puppen und Bleisoldaten, waren wir allerdings noch niemals gewesen; für verborgenheitsuchende Liebespärchen ein höchst wenig geeigneter Schlupfwinkelaufenthalt . . .

## 241. Von Gewittern.

Derbe, handfeste, grobknochige Leute sind schnell bei der Hand, weniger „robust" veranlagte Menschen, wenn diese sich etwa vor dem Gewitter fürchten sollten, feige zu schelten.

Nichts falscher als dies. Die Furcht vor Gewittern hat mit „moralischem" Mute gar nichts zu tun; sie ist lediglich eine Veranlagung der Nerven. Es können Menschen, die zag und ängstlich beim Gewitter sich gebaren, auf Schlachtfeldern die größten Heldentaten vollbringen. Und umgekehrt. Es mochten schon Menschen, die Löwenmut vor Fürstenthronen bewährten, der Magie des Gewitters gegenüber recht klein und winzig zusammengeschrumpft sein. Nein, da kommt es gar nicht darauf an.

In meinen Jünglingsjahren verkehrte ich mit Vorliebe bei einer alten Verwandten, die damals schon 77 Jahre zählte, die aber in diesem langen Dasein sich noch nicht an die Furchtbarkeit eines Gewitters hatte gewöhnen können. Sobald es in der Ferne zu donnerrollen anhub, setzte sich meine greise Muhme neben ihr Bett und vergrub krampfhaft ihren Kopf unter das Federbett, um nicht blitzen zu sehen und möglichst wenig das Grollen des Donners vernehmen zu müssen . . . Dieselbe Frau ist in ihrem ganzen Dasein eine wahre „Heldin des Alltags" gewesen. Sie hatte, früh verwitwet, mit ganz geringen Mitteln sechs Kinder, bewundernswerten Lebensmutes, zu prächtigen, ihre künftigen Stellungen voll ausfüllenden Menschen aufgezogen, aber die nämliche Frau versagte und verzagte jedem Gewitter gegenüber vollständig. Man sieht: der „moralische" Mut im Leben, und der „Mut" den Naturgewalten entgegen decken sich durchaus nicht.

Mich hatte selbst in jungen Jahren eine gewaltige Gewitterfurcht beseelt, die sich später gänzlich verloren hat. Nichts hatte mich dermaßen aufgeregt, als wenn mein Vater, nach seiner Gepflogenheit, beim aufziehenden und wild einherstürmenden Gewitter sich ins sperroffene Fenster legte, um das großartige Schauspiel sich mit Muße, mit Seelenruhe zu betrachten. Wir wohnten damals zu Karlsruhe dem alten Museumsgarten gegenüber. Dort, in der Kegelbahn, spielten die Offiziere oft bis lange nach Mitternacht Kegel und das Fallen der Kegel, mitten in die Donnerschläge hinein, gehört zu den niemals von mir vergessenen Jugendgeräuschen . . .

Bei meiner mich sehr verwöhnenden und ein bißchen verzärtelnden, guten Großmutter fand ich für meine Gewitterangst dagegen volles Verständnis, und es war eine stillschweigende Übereinkunft, daß ich mich bei schweren Wettern nachts zu ihr ins obere Stockwerk — sie wohnte eine Treppe hoch über uns in unserem Wohnhause — schlich, um dort bei ihr die Wendung der Dinge abzuwarten. Dabei wußte sie, die viel auf Aberglauben, Vorhersagungen, Vorbedeutungen hielt, allerlei Schreckgeschichten zu berichten, die meine Aufgeregtheit zuweilen ins Maßlose stachelten . . .

Ganz unstatthaft ist aber, um Kindern Mut und Vertrauen zu schaffen, wenn man ihnen versichert, es k ö n n e gar nicht einschlagen, wie ich dies von einer baltischen Mutter vor Jahren erzählt bekam. Diese versprach förmlich ihren Kindern, daß eine Gewittergefahr vollkommen ausgeschlossen sei. Kaum hatte sie dies in wahrer Vermessenheit wieder einmal feierlich verheißen, als — o Verhängnis! — der Blitz wirklich durch das Haus fuhr und ihr

törichtes Versprechen Lügen strafte! Welche Verlegenheit für eine Mutter ihren getäuschten Kindern gegenüber! . . .

Früher war der Monat August im südlichen Deutschland der gewitterreichste des Jahres und ich hatte regelrecht Sorge, wenn dieser deshalb ungeliebte Zeitpunkt sich jeweils näherte.

Schreckliche Gewitter erlebte ich im Sommer 1876 zu Marienbad in Böhmen, wohin ich meine Mutter zu ihrer Wasserkur begleiten durfte. Das langgezogene Donnern und Widerhallen in den großartigen Waldbergen des Böhmerwaldes ist mir zeitlebens in schauderatmender Erinnerung geblieben.

Einer entsetzlichen Gewitternacht in dem Wittenberg Luthers entsinne ich mich aus dem Sommer 1889 mit großer Deutlichkeit; das Unwetter konnte sich gar nicht erschöpfen und währte von Nacht-einbruch bis zum Morgengrauen.

Auch im Karst kann der Gewitterfreund seine blitzhelle Freude erleben; dort genoß ich vor Zeiten einmal eine unheimliche blitzumzüngelte Eisenbahnnachtfahrt, allein im Wagenabteil, die an Entsetzlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ — im Karst, wo der Sturm zuweilen ganze Bahnzüge mit rasender Gewalt über die Brücken in den Abgrund schleudert!

Aber, mit dem Alterwerden und gar mit dem Ganzaltwerden, entwickelt sich immer mehr das Gefühl dafür, „daß das Leben nicht der Güter höchstes sei", und sobald dieses Gefühl reift und alles andere übermag, da schwindet jedes noch so große „nervöse" Angstgefühl jüngerer Jahre . . .

Die Alten priesen den als Götterliebling, den der Blitz erschlug, und, Hand aufs Herz, kann man sich einen besseren, schnelleren, glücklicheren Tod wünschen? . . .

## 242. Emil Greder.

Aus meinen Jugendtagen taucht zuweilen eine hochgewachsene, tannenschlank edle Gestalt vor mir in Gedanken auf: Emil Greder.

Wir kannten uns flüchtig, wir grüßten uns auf der Straße. Es hieß: er wolle zum Theater gehen, Schauspieler werden . . .

Wieder etwas später teilte mir mein Freund, der hochbegabte Kunstmaler Friedrich Heyser, mit: er schaffe zur Zeit an einer Verbildlichung des Goetheschen Gedichts „Der Fischer" und Emil Greder sitze ihm als Modell zum „Fischer". Ein geeigneteres Modell hätte sich kaum ersinnen lassen.

Das Bild ward vollendet, ausgestellt und gefiel sehr. Es stellt natürlich den aus der Ballade bekannten Vorgang dar: der Fischerjüngling lehnt lässig unter Schilfgebüsch am Ufer, ein Netz hängt

ihm malerisch wirksam über den entblößten, rechten Oberschenkel; das „feuchte Weib" steigt aus dem schönbewegten Wasser auf, umfängt liebend die Schultern des liebesehnenden Jünglings und zieht ihn langsam in die Tiefe . . .

Wer das Bild sah, hat es nicht so schnell wieder vergessen. Einem späteren, nüchterner gewordenen Wirklichkeitsgeschmack wäre es vielleicht etwas zu süßlich ausgefallen gewesen. Es ist nach Jahren erst, wenn ich mich recht entsinne, um einen stattlichen Preis nach Rußland verkauft und dadurch leider Deutschland entführt worden . . .

Ungefähr gleichzeitig mit jener Malerei hatte der zur Bühne wollende, modellstehende junge Mann eine Stimme in seiner Kehle entdeckt, und zwar was für eine Stimme!

Der ausgezeichnete Kammersänger an der Karlsruher Hofbühne, der vortreffliche Stimmbildner und Gesangslehrer Josef Hauser ward Emil Greders Lehrmeister. Der Unvergeßliche pflegte von seinem erstaunlich stimmbegabten Schüler in seinem österreichischen Mundartanflug zu sagen:

„Der Greder hat Talent zum Wegwerfen. Der kann alles singen. Der singt Baß und Tenor in gleicher Güte."

Greder erhielt glänzende Anerbieten an erstklassige Opernhäuser. Lange soll er ein Sternbild an der Dresdener Oper gewesen sein.

Aber wie von dem unglücklichen Dichter Günther geschrieben steht: er konnte sich nicht zähmen und zügeln und so zerrann ihm sein Leben und sein Dichten — so konnte man auch von unserem Greder sagen: er konnte sich nicht Zaum und Zügel anlegen und so zerrann ihm sein Leben, sein Singen und sein Spielen . . .

Die Weiber waren sein Unglück. Er soll eine nette Frau, ein liebes Kind, ein Töchterchen, gehabt haben. Aber sein liebebedürftiges, weltweites Herz umspannte gar viele mit seinen Neigungen.

Kurz, er kam immer mehr herunter und schließlich ward ihm die Alte Welt zu eng und er entrann in die Neue, jenseits des Atlantischen Ozeans.

Dort hat er, scheint es, sein altgewohntes Europaleben weiter fortgesetzt — ein Menschenalter, nachdem er dereinst Friedrich Heyser zum ergreifenden Bilde „Der Fischer" Modell gestanden hatte, drang aus Amerika die erschütternde Kunde herüber:

Emil Greder habe sich — wohl aus Ekel und Abscheu vor sich selber und seinem so kläglich in die Brüche gegangenen Dasein — in der Hafenbucht von Newyork ertränkt . . .

So ist er seinem sinnbildlich einst gemalten Schicksal doch nicht entronnen, so hat ihn doch noch ein „feuchtes Weib", und gar noch

eine überozeanische, amerikanische Meerfei hinab in die feuchte Tiefe gezogen . . .

## 243. Die gestohlene Handschrift.

Bei meinem alten Freunde, dem Burgkommandanten von Arnswald auf der Wartburg, lagen zwei Fremden- bzw. Gästebücher zum Einschreiben auf: eines für Künstler und Dichter, eines für sonstige Sterbliche.

Im ersten hatte Richard Wagner sich mit wundervoller Selbstschrift verewigt.

Jedesmal, wenn ich als Gast die Burg betrat, bat ich Herrn von Arnswald um Einsichtnahme in jenes herrliche Buch und bewunderte besonders Wagners Eintrag.

Da, eines schönen oder besser unschönen Tages, blätterte und blätterte ich vergeblich in dem umfangreichen, großseitigen Buche; ich konnte und konnte Wagners fast eine ganze Seite bedeckende Zeilen nicht mehr entdecken.

Am Rande gewahrte man deutlich die zerfransten Spuren eines mit dem Federmesser sorgfältig herausgetrennten Bogens.

Ich offenbarte meinen traurigen Fund dem ahnungslosen, empörten Besitzer des Buches, der von einem gewissenlosen Wagnerverehrer auf so garstige Weise betrogen worden war.

Selbstschriftenjägern gilt derlei Entfernung von Handschriften aber keineswegs als Raub und Diebstahl, sondern wohl als eine Art Sport oder gar noch als heldische Tat!

Nach mittelalterlichem Recht hätte man solchem Herausschneider selber ein Glied aus seinem Körper herausgeschnitten — und er hätte dies vollauf verdient! . . .

## 244. Allerlei Herzen.

Man spricht neuerdings so häufig von Bierherzen und von Zigarettenherzen.

Man versteht unter Bierherzen solche Herzen, die durch unmäßigen Biergenuß, zumal in der Jugend, Schaden fürs Leben nahmen. Wen könnte dies wundernehmen, wenn man einst dem „Aufbrummen" von „Bierjungen", diesem unerhörten, verbrecherischen Blödsinn unserer Hochschuljugend, so oft als Hochschüler, als Verbindungsbruder, zuschauen mußte?

Verbrecherisch, weil in geradezu selbstmörderischer Weise gegen die Gesundheit gesündigt, und ferner, weil ein edler Stoff auf nichtswürdige Art vergeudet wurde.

Mehrfach sah ich, daß Leute, die als Jünglinge sich im Biergenuß

nicht zügeln konnten, um ihr vierzigstes Lebensjahr herum in auffallender Weise mit ihren Kräften in Rückstand kamen, abmagerten und elend dahinstarben. Kein Arzt konnte dahinterkommen, was das für eine Krankheit sei.

Nicht anders ist es mit dem Rauchen. Der englische Dichter Oskar Wilde fühlte sich, nach eigenem Geständnis, nur wohl, wenn er Schachteln mit dreitausend Zigaretten vor sich auf dem Tisch im Zimmer stehen hatte. Dies gab ihm ein Gefühl versorgter Beruhigung. Ähnlich war der ausgezeichnete Generalmusikdirektor Felix Mottl, der die Karlsruher Hofbühne zur höchsten Blüte führte, und der ebenfalls durch maßloses Zigarettenrauchen sein Ende beschleunigte. Und wie viele sonst noch!

Spricht man von Bier- und Zigarettenherzen, so könnte man wohl mit ebensovielem Grund von Fahrradherzen sprechen.

Ich kannte in meinen mittleren Lebensjahren, als das Radfahren aufkam, einen kräftigen, jungen Mann, der nach Tirol und in andere ferne Länder auf seinem Rade fuhr. Er war Buchhändler. Ich sah ihn einmal geraume Zeit nicht mehr auf der Straße, was mir auffiel. Bei meiner Erkundigung nach ihm, ward mir der Bescheid: ja, der ist schnell gestorben; er hat sein Herz durch unsinniges Radfahren zerstört!

Wenn ich in Rom mit meinem Freund Heinrich Haeckel, dem vortrefflichen Hauptarzt des Stettiner Allgemeinen Krankenhauses, durch die Straßen ging und wir einen Radfahrer sahen, der radfahrend rauchte und zum Überfluß gar noch bergauf dabei fuhr — also eine dreifache Herztätigkeit verschwendete —, pflegte er allemal zu sagen: „O weh, das kostet ein Herz!“ . . .

## 245. Vom Unglück aus alten Tagen.

Am 28. Dezember 1879, in einem der schlimmsten Winter des 19. Jahrhunderts, geschah ein Unglück, das die ganze Welt in Aufregung versetzte, das natürlich heute, nachdem soviel Trauriges inzwischen geschah, längst vergessen ist.

Da stürzte die große Eisenbahnbrücke, die unweit Edinburgs in Schottland über den Fluß Tay sich in hohen Bogen wölbte, in schrecklicher Sturmnacht ein und der winterliche Strom verschlang einen vollbesetzten Schnellzug in seinen schäumenden Wellen.

Sobald es möglich war, suchte man die Leichen zu bergen. Taucher stiegen in die Tiefen des Gewässers und berichteten Furchtbares von dem drunten Geschauten.

Die Toten saßen sich unten noch zum Teil gegenüber, wie sie vom jähen Todesschicksal überrascht worden waren.

Einer der Taucher gab plötzlich das Zeichen, schnell heraufgezogen zu werden. Als er halb ohnmächtig ans Tageslicht emporkam, konnte er nur, tief erschüttert, stammeln: er habe das Schrecklichste gesehen, was er jemals in seinem Taucherdasein erlebte und was ihn, der in seinem Berufe genugsam abgehärtet sei, der Ohnmacht nahe brachte: er sah, wie mitten aus der Brust eines noch aufrecht sitzenden Toten plötzlich ein langer Aal gekrochen sei! Dies sei das Entsetzlichste des Anblicks in der Tiefe gewesen.

Ich sprach damals einen Arzt darüber, der mit Recht behauptete: der Anblick der „drapierten", also der bekleideten Leiche sei auch für den Heilwissenschaftler kraß und erschütternd, wogegen die nackte Leiche jeden Schauer verliere.

Dies habe ich vollauf bei wiederholten Besuchen des Berliner Schauhauses bestätigt gefunden, wo ich ohne jedes Gefühl des Entsetzens Hunderte von splitternackten Leichen, oft in den gräßlichsten Verstümmelungen, sah, die mir lediglich wie Marmorgebilde vorkamen.

## 246. Der diamantene Schmetterling.

Im Juli 1930 las ich in den Zeitungen: die dereinstige Königin Natalie von Serbien sei zu Paris als greise, schicksalgebeugte Straßenbettlerin verhaftet worden!

Da mußte ich lebhaft, als das Bild der unglücklichen, königlichen Frau mir wieder vor die Seele trat, zugleich eines diamantenen Schmetterlings gedenken ...

In der zweiten Hälfte der 1880er Jahre weilte jene serbische Fürstin, deren Emporkommen etwas Märchenhaftes hatte — sie war die Tochter eines serbischen Obersts —, zu kurzem Aufenthalt als Gast des Großherzoglichen Paares Friedrich I. und Luise von Baden in ihrer Sommerresidenz, der idyllischen Insel Mainau im Bodensee.

Gleichzeitig war an jenem Tag auch der ehemalige Flügeladjutant des Königs Karl von Württemberg, der Generalleutnant von Molsberg, mein alter, väterlicher Freund, zu Besuch bei den badischen Herrschaften. Er hatte bei Tisch die Ehre, der Nachbar der serbischen Majestät zu sein, deren blendende Schönheit er nicht genugsam zu rühmen vermochte.

Mein Gewährsmann erzählte mir kurz danach, daß die halbmorgenländische Königin ein über alle Maßen ausgeschnittenes Kleid getragen habe, das Brust und Rücken denkbar weit entblößt zeigte, und nur ein großer, weithin funkelnder, diamantener Schmetterling, der sich gleichsam auf der glänzenden Schulter

der hohen Dame flattermüde zum Ausruhen niedergelassen, habe die beiden Zipfel des überluftigen Gewandes notknapp zusammengehalten.

Man war bekanntlich an den sonst so sittsamen und keuschen Höfen deutscher Fürsten in Hinsicht der „Dekolletiertheit" überaus duldsam und nachsichtig.

Immer muß ich jenes diamantenen Schmetterlings gedenken, der der als Straßenbettlerin aufgegriffenen Königin auf ihrem abenteuerlichen Lebenswege gaukelnd voranflog und sie gemach, gemach in die Dunkelheit verworrener Schicksalsabgründe hinunterleitete.

Ob die bettelarme Königin am Tag ihrer Verhaftung wohl auch jenes prächtigen, aus Edelsteinen gebildeten Falters, der ihre Not zu lindern imstande gewesen wäre, gedacht, und ob sie sich wohl gewünscht hat, er wiege sich noch auf ihrer jugendstrahlenden, königlichen Schulter, und sie sonne sich noch, wie damals auf der Insel Mainau, im trügerischen Flitterglanz ihrer Krone? . . .

## 247. Seelenwanderung.

Der Glaube an eine Seelenwanderung hat heutzutage mehr Anhänger, als man meint; in manchen Kreisen wird man bald scheel angesehen, wenn man die Möglichkeit einer Seelenwanderung zu leugnen wagt.

Man glaubt nicht nur, daß Menschenseelen in andere Menschenkörper, sondern gar in Tierleiber fahren können und umgekehrt, und daß dies unendliche Zeiten so weitergehen könne.

Hat doch bekanntlich ein alter Kaiser von China viele Jahre lang in etlichen tausend Tempeln seines weiten Reiches Tag und Nacht beten lassen, daß seine Seele später nicht in den Leib eines alten Postgauls fahren müsse.

Wenn dies sich wirklich so verhielte, dann bin ich tief überzeugt, daß meine Seele dereinst im Bukephalos, dem Leibroß Alexanders des Großen, gewohnt und daß sie diesen gewaltigen König der Mazedonen und Welteroberer Asiens in seine Schlachten getragen hat; denn ich habe von jeher zu diesem Tier des Altertums eine nahezu abgöttische Zuneigung verspürt, und dies schon als kleiner Junge auf der Schulbank.

Zudem bin ich ein leidenschaftlicher Liebhaber von rohen Gelbrüben, eine Eigenschaft, wie sie sonst in diesem Ausmaß in der Regel nur einem Gaul ansteht.

Auf allen Märkten, daheim und noch mehr auf Reisen, wo mich niemand kannte, habe ich mir spazierenwandelnd gelbe Rüben ge-

kauft, sie unbekümmert um alle Öffentlichkeit ringsum mit dem Taschenmesser geschabt, am nächsten Straßenbrunnen gewaschen und mit fast wieherndem Wohlbehagen sofort ganz gaulsmäßig verzehrt. —

Ja, ja, gibt es eine Seelenwanderung, dann steckte meine Seele vor alters im Rosse Bukephalos, das lass' ich mir nicht um die Welt ausreden . . .

## 248. Berühmte Namen im Alltag.

In früheren Zeiten bediente mich geraume Zeit ein junger Badersgehilfe zu meiner größten Zufriedenheit.

Eines Tages fragte ich ihn:

„Ich bin mit Ihren Leistungen immer so zufrieden gewesen; nun möcht' ich auch gerne wissen, wie Sie eigentlich heißen?"

„Friedrich Schiller!" versetzte er.

„Was? Friedrich Schiller?! Alle Wetter! Das hätt' ich mir nicht träumen lassen, daß mir ein «Friedrich Schiller» schon längere Zeit den Bart schabt", entgegnete ich, wie aus den Wolken gefallen; „jetzt kann ich Ihnen nur wünschen: werden Sie als Friseur unter Friseuren so groß, wie jener als Dichter unter den Dichtern groß war!"

* * *

Ungefähr um dieselbe Zeit erzählte mir mein Bruder Alfred aus Wiesbaden: sein derzeitiger Briefträger heiße: Goethe!

* * *

Und nicht lange danach berichtete mir ein befreundeter Landgerichtspräsident, mit dem ich über solche Vorkommnisse sprach: er habe jüngst einen ihm vorgeführten Verbrecher nach seinem Namen gefragt, und sei nicht wenig betroffen gewesen, als dieser ihm die inhaltschweren Worte: „Richard Wagner" entgegenschleuderte!

In diesem Augenblicke sei ihm zum erstenmal zum Bewußtsein gekommen, wie ungewöhnlich gewöhnlich der Name „Richard Wagner" sei, zugleich aber auch das Gefühl der Bewunderung, was der Bayreuther Meister aus diesem Namen zu machen verstanden, so daß man seine Gewöhnlichkeit vollständig darüber vergessen habe.

* * *

Auch bei der Vornamengebung sollten Eltern nicht allzu zaghaft verfahren und ihren Kindern getrost neue, selbst auffallende Vornamen, verleihen. Es kommt gewissermaßen frisches Blut dadurch

in die Familien. Zumal Leute mit weitverbreiteten Nachnamen, wie Maier, Müller, Schmidt, Schulze u. dgl. sollten nicht vor der Wahl selbst fast ungeheuerlicher Vornamen zurückschrecken.

Zu Karlsruhe in Baden lebte vor Jahrzehnten ein Großkaufmann: Napoleon Mayer! Der ist mit keinem andern Mayer, Meier oder Meyer im ganzen Leben verwechselt worden . . .

Unter den altgermanischen Helden der Vorzeit steht noch eine große Auswahl zur Verfügung.

## 249. Jugendversäumnisse.

Jeder begeht in seinen jungen Jahren Versäumnisse, die er später nie mehr gut machen kann und vielleicht bitter bereut. Es heißt eben „Zu spät, zu spät" und dieses „Zu spät" ist ein furchtbares Wort, manchmal vielleicht furchtbarer, als der Tod selber. —

Bin ich doch einmal als zwanzigjähriger Jüngling zu Cannstatt auf Ferdinand Freiligraths Haustreppe in seinem, am Neckar unmittelbar gelegenen „Haus zum Hasen" gestanden, um dem tief verehrten Mann einen Besuch abzustatten. Aber siehe, da verließ mich der Mut, das Herz fiel mir in die Hosen — und mit abgesägten Hosen stieg ich, vor der Glastür umkehrend und mich nicht zu klingeln getrauend, wieder die Treppe hinab. Nach seinem Tode bin ich für viele Jahre der vertrauteste Freund seiner Familie geworden . . .

Die Jugend von heutzutag ist nicht mehr so gar ehrfurchtschüchtern und scheut sich nicht ängstlich vor der Begegnung mit einem großen Mann, oder besser: sie macht überhaupt Dichtern nicht mehr ihre Aufwartung — doch, halt, es gibt auch einige rühmliche Ausnahmen!

Ein halbes Jahr später las ich Freiligraths Tod in der Zeitung, und der Schaden war nie mehr gut zu machen . . .

Von einem Besuche bei Gottfried Keller hielt mich ein ungehobelt garstiges Wort ab, das der Zürcher Meister einem jungen Verehrer an den Kopf geworfen hatte — wie ich an anderer Stelle schon erzählte — und einige Zeit danach las ich auch vom Hingange des großen Zürchers — doch geschehen war geschehen, und niemals wieder war die Scharte auszuwetzen . . .

Konrad Ferdinand Meyer, der andere Zürcher Klassiker, lud mich wiederholt schriftlich aufs Freundlichste zum Besuche bei sich nach Kilchberg ein, und sollte man es glauben? Viele Jahre ließ ich vergehen, ohne von dieser Einladung Gebrauch zu machen, und als ich endlich, von Rom aus, ihm schrieb, ich wolle nunmehr seiner gütigen Aufforderung nachkommen — da war es zu spät, da war

er ein todnaher Mann, der mir nach Florenz abschreiben mußte und zwei Wochen nach dem Absagebrief starb . . .

Von jeher hatte ich eine tiefe Bewunderung und Verehrung für den schicksalvollen, von der heutigen deutschen Jugend vergessenen, großen, deutschen Dichter Gottfried Kinkel gehegt, der allein schon um seiner seltenen, abenteuerlichen Geschicke willen unvergessen sein sollte.

War doch dieser Dichter des reizenden, erzählenden Gedichtes „Otto, der Schütz" und vieler wunderbaren Dichtungen einst wegen seiner verhängnisgebärenden Tätigkeit in der Umsturzbewegung der Jahre 1848/49 zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglicher Spinnarbeit im Zuchthause zu Spandau begnadigt und durch den Wagemut des Karl Schurz, des späteren, großen, deutsch-amerikanischen Staatsmannes, aus dem Kerker auf unerhörter, sieghafter Flucht nach England gerettet worden!

Ich war Hochschüler in Heidelberg, als der etwa 65jährige Dichter aus Zürich, wo er am Polytechnikum die Stellung eines Professors der Kunstgeschichte bekleidete, zu einem Vortrag im Kaufmännischen Verein nach Karlsruhe kam. Alle zwei, drei Wochen fuhr ich von Heidelberg in mein Karlsruher Elternhaus hinüber — und wer sollte das für möglich halten? In diesem Augenblicke war ich zu träge, zu lässig, zu gleichgültig, die kleine Fahrt anzutreten, um Kinkels persönlichen Anblick zu genießen, ihm vielleicht flüchtig die Hand zu drücken, ihm einmal im Leben ins blaue Feuerauge zu blicken! Unerhört, es unterblieb! und lebenslange Reue war die Folge dieses unfaßbaren, unbegreiflichen Versäumnisses! Das Jahr darauf war Kinkel, der eine Zeitlang mit dem Ruhme seines Namens die ganze gebildete Welt erfüllte, wovon man heute keine Vorstellung mehr hat, — tot! . . .

Jetzt, als alter Mann, lege ich all meinen zahlreichen, jungen Freunden und Besuchern tagtäglich ans Herz: Packt jeden Augenblick am Schopfe! Laßt euch keine Gelegenheit entschlüpfen, wo ihr eine große Erinnerung eintun könnt! Pfropft euch voll mit Bildern, Erlebnissen, Erinnerungen, an denen ihr noch in alten Tagen zehren könnt! Sonst kommen Jahre der Reue und der Mißstimmung über versäumte Gelegenheiten, die nie wieder gut zu machen sind, weil der Tod seinen dicken, schwarzen Strich darunter gezogen hat . . .

250. Candidior nive.

(Weißglänzender als der Schnee.)

In Basels grauem Kreuzgangflur
Liegt einer Grabesplatte Stein.

Von einem Namen keine Spur;
Doch eingelassen ist darein
Ein kleines, gußgeformtes Schild
Mit einer Jahrszahl auf dem Knauf,
Darunter eines Schwanes Bild,
Und nur das e i n e Wort steht drauf:
„Candidior nive."

Wer war wohl weißer als der Schnee?
Wer lichter als der lichte Schwan?
Wenn ich an diesem Grabe steh',
Kommt's mich mit stiller Wehmut an.
Wer mag der Schläfer drunten sein,
Der unter diesem Steine ruht?
Ein Jüngling oder Jungfräulein
Nach früh verlosch'ner Lebensglut?
Candidior nive.

Seit sechzehnhundertsechzig schon
Streckt sich der müde Schlumm'rer aus;
Sein Schlaflied in gedämpftem Ton
Rauscht ihm des Stromes dumpf Gebraus;
Durch got'sche Fenster blitzt der Rhein
Herüber in des Kreuzgangs Nacht
Sacht, daß sein matt und mürb Gebein
Vom hellen Schimmer nicht erwacht!
Candidior nive.

Weil' ich in Basel, ist die Gruft
Oft meiner Morgengänge Ziel;
Ein Sonnenstrahl aus Himmelsluft
Vergoldend oft darüber fiel.
Träum' ich am Grabstein je und je,
Einsam betrachtend immerdar,
Ein unergründlich Sehnsuchtweh
Durchrieselt mich seit manchem Jahr —
Candidior nive.

Wen ich auch immer drum befragt,
Selbst die Gelehrten kannten nicht
Dies Grab, das über allen tagt,
Die Inschrift, die ergreifend spricht.
Die andern kaum beachtend hier,
War, düstern Gräberreih'n entlang,
Hierher im kühlen Steinrevier
Mein erster und mein letzter Gang.
Candidior nive.

Und kommt die Zeit — sie rauscht ja fort —
Da ich, schon ein recht alter Mann,
Nicht mehr zu diesem Wallfahrtsort
Als stiller Waller wallen kann:
O schlaf bei milder Lüfte Weh'n
Hinfür in dieser Grüfte Hag,
Bis wir vielleicht uns einmal seh'n
Beim Auferstehn am Jüngsten Tag —
Candidior nive.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Buchwellg, 28.11.16 Wi

BLB Karlsruhe

52 73662 7 031

Entsäuert • Entsäuert • Entsäuert • Entsäuert • Entsäuert • Entsäuert

paperSave

2018

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg